



MARTINA LÖW
VOM RAUM AUS
DIE STADT
DENKEN

GRUNDLAGEN EINER
RAUMTHEORETISCHEN
STADTZOLOGIE

Martina Löw
Vom Raum aus die Stadt denken

Editorial

Körper, Bewegung und Raum sind in den Sozialwissenschaften noch wenig etablierte Forschungsfelder. Erst langsam setzt sich die Erkenntnis durch, dass das Soziale wesentlich über Körper, Bewegung und Raum konstituiert wird und dass diese Dimensionen des Sozialen wechselseitig aufeinander verwiesen sind. Dynamik gewinnt die Forschungsperspektive, wenn Körper, Bewegung und Raum nicht länger als ontologisch, physikalisch definiert oder materiell gegeben vorausgesetzt, sondern als sozial hergestellt angesehen werden.

Da Körper, Bewegung und Raum als materialisierte Formen gelten, standen sie lange Zeit in der Soziologie als Forschungsgegenstand nicht zur Diskussion und galten gar als das Andere des Sozialen. Neue Forschungsfelder machen seit wenigen Jahren jedoch deutlich, dass Körper sozial produziert werden und auch über ihre Materialität unlösbar in gesellschaftliche Prozesse und soziale Strukturen eingelassen sind. Damit ist eine fruchtbare soziologische Kontextualisierung von Körper, Bewegung und den über Körper-Bewegungen konstruierten Raum in Gang gekommen. Die Reihe **Materialitäten** hat zum Ziel, die neu entstehende Soziologie von Körper, Bewegung und Raum zu dokumentieren und editorisch zu betreuen. Sie bietet eine profilierte und hochkarätige Plattform für sozialwissenschaftliche Texte, die dieses Themenfeld vermessen und vertiefen: Beiträge zur Theorie und zur Sozialgeschichte von Körper, Bewegung und Raum sowie empirische soziologische Analysen jener sozialen Felder, in denen Körper, Bewegung und Raum eine besondere Bedeutung gewinnen. Hierzu gehören Stadt und öffentlicher Raum, Sport und Spiel, Alltagskultur und populäre Kultur. Die Reihe will Anschlussstellen aufzeigen zu jenen Soziologien, die mit den Themenfeldern Körper, Bewegung und Raum eng verwandt sind – etwa Geschlechterforschung, Stadtsoziologie, Umweltsoziologie, Sportsoziologie, Medizinsoziologie. Und schließlich zielt die Reihe Materialitäten darauf ab, soziologische Forschung in diesen Themenfeldern zu bündeln und auf diese Weise Anknüpfungspunkte an interdisziplinäre und internationale Diskurse herzustellen.

Die Reihe wird herausgegeben von Gabriele Klein, Martina Löw und Michael Meuser.

MARTINA LÖW

Vom Raum aus die Stadt denken

Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: ts-grafik.de / Photocase.de

Korrektur: Demian Niehaus, Nürnberg

Satz: Mark-Sebastian Schneider, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-4250-6

PDF-ISBN 978-3-8394-4250-0

EPUB-ISBN 978-3-7328-4250-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

1. Einleitung, oder: Ménage à trois

Über die Liebesbeziehung zwischen Stadt und Raum
(und die Zeit als ständige Begleiterin) | 7

2. Zwischen Handeln und Struktur

Grundlagen einer Soziologie des Raums | 25

3. Die konflikthafte Re-Figuration

von Räumen in der späten Moderne | 47

4. Die Differenzlogik der Räume

Mit Raumtheorie den Weiterbau von Städten denken | 61

5. *Doing and Saying*

Methodologische Überlegungen zur Raumanalyse | 71

6. Blickfänge

Räumlich-geschlechtliche Inszenierungen
am Beispiel der Prostitution | 81

7. Gemeindestudien heute

Sozialforschung in der Tradition der Chicagoer Schule? | 99

8. Die Eigenlogik der Städte

Grundlagen für eine sinnverstehende Stadtsoziologie | 123

9. Schwarzsein

Zur Eigenlogik von Salvador de Bahia | 141

10. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie | 161

Literaturverzeichnis | 171

Quellennachweise | 195

1. Einleitung, oder: Ménage à trois

Über die Liebesbeziehung zwischen Stadt und Raum
(und die Zeit als ständige Begleiterin)

Der Raum lebt in einer Dreierbeziehung. Begriffe und Theorien der Geistes- und Sozialwissenschaften entwickeln sich in Relation zueinander. Welche Beziehungen zwischen den wissenschaftlichen Werkzeugen hergestellt werden, mag zuweilen systematische Gründe haben, häufig sind die Ursachen für Bezüge jedoch in historisch spezifischen Bedingungen, in Interessensfeldern der heute als klassisch geltenden Autoren und Autorinnen oder in institutionellen Rahmenbedingungen zu suchen. Raum denken wir in Relation zur Zeit und zur Stadt.

Die Relation zum Begriff der Zeit ist naheliegend und systematisch. Während der Raum die Ordnung des Nebeneinanders erfasst, wird über den Zeitbegriff das Nacheinander in ihrer Ordnung thematisiert. Fast sprichwörtlich ist heute die Formulierung vom »Raum-Zeit-Kontinuum«, die eine Verknüpfung der Dimensionen Raum und Zeit mit einem vierdimensionalen mathematischen Raum als Ausdruck für die Bezogenheit von Raum auf Zeit (und umgekehrt) meint. Gunter Weidenhaus (2015) zeigt in seinem Buch »Soziale Raumzeit«, dass Menschen zumindest in biografischen Erzählungen auch alltäglich (also nicht nur in wissenschaftlichen Modellen) Konstitutionsformen von Lebensgeschichtlichkeit und Lebensraum aufeinander beziehen.

Doch auch bei der Einführung von Raum und Zeit spielen nicht nur formal-theoretische, sondern auch institutionelle Bedingungen eine Rolle (die jedoch wiederum auf theoretisch-systematischer Intuition basieren können). In Frankreich, dem Land, dem wir die wichtigsten und meisten raumtheoretischen Impulse verdanken, ist die Lehre von der Zeit und die Lehre vom Raum in Form von Geschichte und Geografie institu-

tionell eng verwoben. Bis 1940 galt die Geografie als Hilfswissenschaft der Geschichte und die *agrégation*, das Staatsexamen zur Rekrutierung der LehrerInnen für die Lycées, aber durchaus auch zur Rekrutierung für die Lehre an Universitäten und Collèges, beinhaltete in Geschichte immer auch einen Geografieteil. Seit 1944 gibt es zwar »zwei getrennte ›concours‹: eine ›agrégation‹ für Geschichte (mit dem Nebenfach Geografie) und eine ›agrégation‹ in Geografie (mit dem Nebenfach Geschichte)« (Gantet 2014, Abschnitt 16, kursiv im Original), doch bis heute gelten die beiden Disziplinen in Frankreich als untrennbar sich gegenseitig bedingende Perspektiven auf soziale Phänomene. Nicht zuletzt hieraus erklärt sich, dass in der französischen Theoriebildung – man denke z.B. an Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Henri Lefebvre oder Jean Rémy – die gleichzeitige Reflexion von Raum- und Zeitbezügen (weit über Geografie und Geschichtswissenschaft hinaus) eine viel zentralere und selbstverständlichere Rolle spielt als in anderen Ländern.

Viel überraschender ist die Engführung von Raum und Stadt. Die Stadt ist ebenso räumlich strukturiert wie ein Unternehmen oder die Familie. Selbst wenn man die Stadt als Raumform begreift, dann trifft diese Gegenstandsbestimmung über die Form ebenso auf den Nationalstaat oder die Architektur zu. Und dennoch wird selbstverständlich angenommen, dass die Raumsoziologie zur Stadtsoziologie gehört, und sie ist – zumindest in Deutschland – auch weitgehend aus der Stadtsoziologie hervorgegangen. Was also verbindet die Stadt mit dem Raum?

Man muss die Geschichte dieser Begriffs- und Theorieverbindung, gerade in der Soziologie, wohl mit Georg Simmel beginnend erzählen. Bekanntermaßen hat Simmel mit dem Text »Die Großstädte und das Geistesleben« (1903) die Grundlagen für die Herausbildung einer Stadtsoziologie und später der Urban Studies gelegt. Wie Johanna Hoerning und Gunter Weidenhaus (2018) aufzeigen, arbeitet Simmel in seiner Analyse großer Städte sowohl mit einer anthropologisch-räumlichen als auch mit einer historisierend-ökonomischen Argumentationsfigur. Georg Simmel, der zu Kants Materiebegriff promoviert und zu Kants Lehre von Raum und Zeit habilitiert hat, führt mit seinem grundlegenden Aufsatz zu einer »Soziologie des Raumes« (1903) zudem den Raumbegriff als Grundbegriff in die Soziologie ein. Dabei muss man sich vor Augen halten, dass »Die Großstädte und das Geistesleben« sowie »Soziologie des Raumes« im gleichen Jahr verfasst wurden. Simmel, so zeigen Hoerning und Weidenhaus (2018), begreift die Großstadt sowohl über die sich durchsetzen-

de Geldwirtschaft, mit der qualitative Unterschiede zwischen den Dingen und zwischen Menschen auf einen quantitativen Tauschwert reduziert werden, als auch über die räumliche Dichte von Unterschiedlichem, woraus sowohl eine indifferente Haltung als auch eine neue Freiheit resultiert. 1908 fügt Simmel den raumsoziologischen Text in leicht veränderter Form unter dem neuen Titel »Der Raum und die räumliche Vergesellschaftung« in sein Buch »Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung« (1992, Orig. 1908) ein und stellt damit Raum als eine wesentliche Form der Vergesellschaftung vor. Gesellschaft entstehe, so führt er einleitend aus, wenn das isolierte Nebeneinander zu Formen gestaltet werde (ebd., S. 19). Eine Form, mittels derer die Individuen zu Einheiten zusammengefasst werden, sei der Raum (ausführlich siehe Löw 2001, S. 58ff.). Der gedankliche Schritt von der »Stadt als Einheit« (Simmel 1995, Orig. 1903, S. 137) zur Stadt als raumstrukturelle Form, wie sie später in der Theoriebildung zur Eigenlogik von Städten entwickelt wurde, ist nur ein kleiner (Berking/Löw 2008; zur Relevanz von Simmel für die Eigenlogik-Forschung siehe auch Hoerning/Weidenhaus 2018). Bis heute wird Simmel regelmäßig als Gründungsvater der soziologischen Raum- und Stadtanalyse gewürdigt. Es steht außer Zweifel, dass er die gesellschaftswissenschaftlichen Schlüsselaspekte von Raum herausgearbeitet hat, und auch sein Stadtestay gilt als soziologischer Klassiker (Zieleniec 1997; Frisby 2000; Glauser 2006). Dass die Soziologie Simmel die Zusammenführung der Themenfelder Stadt und Raum verdankt, findet dagegen bislang noch weniger Berücksichtigung (zur Weiterführung der Stadt-Raum-Konstellation in der Chicagoer Schule siehe Kapitel 7).

Bei Simmel ist die Großstadt ein Ausdruck der modernen Gesellschaft und Raum ein analytischer Zugang zum Verständnis der modernen Gesellschaft. In der – vielleicht noch einflussreicheren – marxistischen Stadtsoziologie, wie sie Henri Lefebvre vertritt, wird der Raum selbst gemeinsam mit der Stadt (bzw. dem Urbanen) zum Produkt moderner Gesellschaften. Wie Simmel veröffentlichte auch Lefebvre jeweils einen Schlüsseltext zum Thema Stadt, »La révolution urbaine« (1970, dt. »Die Revolution der Städte«, 2014, Orig. 1972), sowie zum Thema Raum, »Production de l'espace« (1974, engl. »The Production of Space«, 1991, Orig. 1974). Lefebvre sucht, wie Ignacio Farias (2011) sehr passend zusammenfasst, die Antwort auf die Frage, wie fortschreitender Kapitalismus organisiert ist, nicht etwa – wie zu erwarten gewesen wäre – in der Reorganisation industrieller Produktion in Städten, sondern »suggested

that capitalism was undergoing an urban revolution, in the sense that the production of (urban) space, and not industrial production, was becoming the main process determining the advancement and functioning of capitalism« (Farias 2011, S. 367f.). Immer hätten Gesellschaften Städte hervorgebracht, und zwar auf für die Gesellschaft typische Weise; das Neue am Kapitalismus sei die »globale und totale Produktion des sozialen Raums« (Lefebvre 2014, Orig. 1970, S. 165), der ein urbaner ist. Wie ich im Folgenden (vgl. Kapitel 2) noch genauer ausführen werde, argumentiert Lefebvre, dass im 16. und 17. Jahrhundert, beginnend mit Galileo, Menschen symbolisch ihren Platz in der Welt verloren und zugleich begonnen hätten, sich in den Städten selbst zu situieren (Lefebvre 1991, Orig. 1974, S. 272): »Space and time were urbanized.« (Ebd., S. 277) Parallel beginnt mit dem Kolonialismus die Geschichte der Homogenisierung von Raum durch Raumvermessung und -kontrolle. Der Kapitalismus bemächtigt sich des Raumes. Lefebvre spricht auch von der »homogeneous matrix of capitalistic space« (Lefebvre 1991, Orig. 1974, S. 227). Auf die Homogenisierung folgt die vollständige Verstädterung der Gesellschaft. »Das *Stadtgewebe* beginnt zu wuchern, dehnt sich aus und verschlingt die Überbleibsel des ländlichen Daseins.« (Lefebvre 2014, Orig. 1970, S. 9, kursiv im Original) Bei Lefebvre ist es der Staat, der die Rivalität von Stadt und Land ausnutzt, indem er von beiden Besitz ergreift und dann die Stadt fördert (ebd., S. 18). Die »Wiedergeburt des Logos« ist für Lefebvre Folge des »Wiedererstehens des Stadtwesens« (ebd.) – nicht umgekehrt. Die Stadt entwickelt sogar ihre »eigene Schrift: den *Plan*« (ebd., kursiv im Original). Folge der Stadtprojektionen auf den Plan, die zunehmend in ein geometrisches Koordinatensystem übertragen werden, sei: »Der idealistische und zugleich realistische Blick, der Blick des Geistes, der Macht, richtet sich auf die Vertikale, in den Bereich der Erkenntnis und der Vernunft, beherrscht und schafft so ein Ganzes: die Stadt.« (Ebd., S. 19) Über den Plan werde die räumliche Vorstellung von der Stadt als Ganzes zur sozialen Realität.

Auch Lefebvre arbeitet, wie zuvor Simmel, mit der Konstruktion der Form, um das Phänomen Stadt und die Verstädterung zu beschreiben. »Das Urbane ist also eine reine Form: der Punkt der Bewegung, der Ort einer Zusammenkunft, die Gleichzeitigkeit. Diese Form hat keinerlei spezifischen Inhalt, aber alles drängt zu ihr, lebt in ihr.« (Ebd., S. 128) Da die Stadt keine eigene Produktions- und Lebensweise mehr prägt, spricht Lefebvre oft vom Urbanen statt von der Stadt. Dieses Urbane ist an die

Form gebunden und über die Form der Stadt ist das Urbane weitgehend kalkulierbar, quantifizierbar und planbar, bis auf das »Drama, das aus dem Nebeneinander [...] der Elemente entsteht« (ebd., S. 129). Das Heterogene, ein notwendiger Ausdruck der Stadt, sei erstens unkalkulierbar und gebe zweitens der Stadt einen je spezifischen Inhalt. Mit dem Urbanen lebt die Gesellschaft im unauflösbaren Widerspruch zwischen Kalkulation/Plan/Quantität und nicht planbarer, als chaotisch erfahrbarer, je spezifischer Heterogenität. Weil die Stadt bzw. das Urbane Form ist (und eben nicht Inhalt, nicht Subjekt, nicht Objekt), also »räumliche Anordnung« (ebd., S. 126), ergeben sich, nach Lefebvre, räumliche Muster wie Zentralität und Peripherie, aber auch Polyzentralität, d.h. Streuung und Absonderung. Im Unterschied zum industriellen Raum ist der städtische Raum für Lefebvre ein differentieller. Anders gesagt: Der zunächst industriekapitalistisch homogenisierte Raum erfährt durch die Verstädterung eine erneute Heterogenisierung in Form der Einschreibung von Unterschieden. In den Worten von Lefebvre: »Das handelstreibende Bürgertum, die Intellektuellen, die Staatsmänner haben die Stadt geformt. Die Industriellen haben sie hauptsächlich zerstört. Die Arbeiterklasse hat keinen anderen Raum als den, der sich aus ihrer Enteignung, ihrer Verschleppung ergibt: den der Absonderung.« (Ebd., S. 138)

Seit den 1970er Jahren (häufig mit direktem Bezug auf Lefebvre) sind zahlreiche Publikationen erschienen, die nach der Rolle von Städten in der krisenhaften Reproduktion des entwickelten Kapitalismus fragen und dabei von der Annahme ausgehen, dass diese Rolle zugleich über eine kapitalistische Restrukturierung von Räumen zu bestimmen ist (z.B. Harvey 1973; Massey 1984; Smith 1984; Soja 1989). Insbesondere die angloamerikanische Geografie verfolgt diese Perspektive der Zusammenführung von Stadtforschung und Raumtheorie über Kapitalismuskritik sehr systematisch. Vielleicht am radikalsten definiert David Harvey (1973; 1985) Raum aus gesellschaftstheoretischer Perspektive. Harvey bestimmt, inspiriert durch Lefebvres Buch »La révolution urbaine«, die Stadt in seinem Buch »Social Justice and the City« darüber, wie menschliche Praktiken verschiedene Konzepte von Raum nutzen: »The question ›what is space?‹ is therefore replaced by the question ›how is it that different human practices create and make use of distinctive conceptualizations of space?‹« (Harvey 1973, S. 13f.). Damit wendet sich Harvey gegen eine abstrakte (in seinen Augen philosophische) Raumdiskussion und hin zu empirisch bestimmbareren Kollektiven, die über die Realisierung von

Raumkonzepten Gesellschaft prägen und reproduzieren. *Human practice* kann als alltäglicher Kampf gegen Raumverteilungen, wie sie sich z.B. in Gentrifizierung artikulieren, verstanden werden, wird in seinen Arbeiten aber zumeist als kapitalistische (Aus-)Nutzung von Raum übersetzt. Harvey stellt seine Analyse der sozialen Produktion von Raum in den Kontext eines historisch-geografischen Materialismus. Während der Kapitalismus danach streben muss, Zeit zu dynamisieren und Raumdistanzen zu annullieren (dazu ausführlich Kapitel 2), wird gleichzeitig, so Harvey, die physische Infrastruktur der Städte (als kapitalistische Zentren) immer neu umgebaut und Ungleichheit im Raum festgeschrieben. Städte sind »nicht nur Orte der geografischen Konzentration von Kapital und Arbeit sowie der damit verbundenen (Klassen-)Konflikte, sondern auch physisch-materielle und soziale Knotenpunkte bzw. Koordinierungsinstanzen einer übergreifenden, sich dynamisch verändernden kapitalistischen Raumökonomie (Wiegand 2013, S. 38). Stadt wird – und zwar ausschließlich – »in den Formen, Dynamiken und Widersprüchen einer genuin kapitalistischen Stadtentwicklung« (ebd.) untersucht.

David Harvey wird als »einer der bedeutendsten zeitdiagnostischen Theoretiker des globalen Kapitalismus« (Belina 2011, S. 240) gefeiert oder als »capitalocentric« (Gibson-Graham 1996) kritisiert. In jedem Fall hat er viele politische Debatten um Stadtpolitik angestoßen und wichtige Analysen kapitalgetriebener Stadtentwicklung vorgelegt. Doch zeigen sich an der Vorgehensweise grundsätzliche Probleme von Urban Studies, die sozialtheoretische Begriffsarbeit und Gesellschaftstheorie vermischen.

Sozialtheorie versucht die Grundbegriffe der Sozial- und Geisteswissenschaften zu bestimmen. Soziologisch steht hier die Frage im Vordergrund, wie das Soziale gesellschafts- und epochenübergreifend bestimmt und erfasst werden kann. Es geht um den wissenschaftlichen Zugang zum Phänomen des Sozialen. Gesellschaftstheorie arbeitet auf dem begrifflichen Fundament, das die Sozialtheorien gelegt haben, und bemüht sich darum, die Formen und Inhalte konkreter Gesellschaften (in der Regel die zeitgenössische moderne Gesellschaft) zu beschreiben oder in ihrer Wirkungsweise zu erklären (zur Unterscheidung von Sozial- und Gesellschaftstheorie siehe Lindemann 2014; Reckwitz 2016, S. 8ff.; Knoblauch 2017, S. 11ff.). Durch ihre Ergebnisse wird Sozialtheorie herausgefordert und muss sich verändern. Die sozialtheoretischen Begriffe sind so angelegt, dass mit ihnen unterschiedliche Gesellschaften zu unterschiedlichen Zeiten analysiert werden können. Auch wenn das im

Einzelnen oft scheitert und die Begriffsdefinitionen einen zeitgeschichtlichen Bias haben, ist es doch das Ziel sozialtheoretischer Arbeit, dass z.B. der Handlungs- oder Kommunikationsbegriff, aber auch der Raumbegriff, so gefasst sind, dass mit ihnen sozialistische wie kapitalistische, frühneuzeitliche sowie moderne Gesellschaften verstanden werden können. Georg Simmel z.B. will (über weite Strecken seines Textes) Raum sozialtheoretisch bestimmen, wohingegen er in seinem Stadtesay gesellschaftstheoretisch arbeitet. Max Webers Bestimmung des Handlungsbegriffs erfolgt auf der sozialtheoretischen Ebene, wohingegen »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus« (2010, Orig. 1904/1905) gesellschaftstheoretisch angelegt ist. Und die grundbegrifflichen Bestimmungen wie auch die sozialtheoretische Klärung des Phänomenzugangs nutzt Weber für seine Kapitalismusanalyse.

Der Begriff Sozialtheorie ist nicht mit *social theory* im angloamerikanischen Sinne zu verwechseln. *Social theory* ist, insbesondere in den USA, ein Feld, in dem (in Abgrenzung zu der Anforderung, Theorie immer auf empirischen Aussagen aufzubauen) die Relevanz theoretischer Ableitung betont wird (Joas/Knöbl 2004). Eine Differenzierung zwischen dem Sozialen und dem Gesellschaftlichen wird hier nicht vorgenommen. Sie ist aber hilfreich, um die Bedingungen der Möglichkeit des Sozialen von den spezifischen Ausprägungen des Gesellschaftlichen zu unterscheiden.

Im Kontext der Kultur- und Wissenssoziologie, wie sie insbesondere (aber nicht nur) in Deutschland entwickelt wird, wird zumeist angestrebt, das Soziale über Begriffe wie Handeln, Interaktion oder Kommunikation zu begreifen. Allerdings erkennt Hubert Knoblauch (2017) an, wiewohl er es noch nicht theoretisch ausbaut, dass wir »[m]it dem Raum [...] natürlich wieder auf eine grundlegende sozialtheoretische Dimension des kommunikativen Handelns zurück[kehren]« (S. 294). Tatsächlich scheint es mir für eine raumtheoretisch fundierte Stadtsoziologie unabdingbar, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie das Soziale räumlich – wie eben auch leibkörperlich – konstituiert ist (zum Begriff des Leibkörpers siehe Knoblauch 2017, S. 119ff.). Und diese Frage liegt auf einer anderen erkenntnistheoretischen Ebene als die gesellschaftstheoretische Frage, welche Raumformen die moderne Gesellschaft hervorbringt bzw. wie Raum genutzt wird, um in dieser Gesellschaft Handeln zu strukturieren. Das Projekt, eine raumtheoretisch ausgearbeitete Sozialtheorie zu entwickeln, auf deren Basis eine empirisch begründete Gesellschaftstheorie

(insbesondere der räumlich-kommunikativen Re-Figuration von Gesellschaft) möglich wäre, steht noch aus.

Harvey, wie viele andere sogenannte kritische Geografinnen und StadtforscherInnen, arbeitet selbstverständlich mit sozialtheoretisch bestimmtem Vokabular und Annahmen, um die Form und den Inhalt der Gesellschaft zu bestimmen. Allerdings werden die neu in den historisch-materialistischen Kontext eingeführten Begriffe wie Stadt und Raum – bei Harvey explizit – direkt über die gesellschaftliche Praxis definiert. Auch wenn Harvey die Unterscheidung zwischen absoluten, relativen und relationalen Räumen einführt (auch dazu mehr in Kapitel 2), so beginnt er damit doch schon seine Kapitalismusanalyse. Das Gleiche gilt, wenn auch in abgeschwächter Form, für Lefebvres Bestimmung von Raum über räumliche Praxis, Repräsentationen von Raum und den Raum der Repräsentation (Lefebvre 1991, S. 38f.). Explizites Ziel dieses Trios ist es, nicht bei der repetitiven Alltäglichkeit der Produktion von Raum (räumlicher Praxis im Kapitalismus) und der wissenschaftlich-konzeptionellen Strukturierung des Entwerfens, Denkens, Planens (Repräsentationen von Raum) stehen zu bleiben, sondern ein mögliches Außen, ein Widerständiges, Querres zu denken, das als Raum der Repräsentationen gefasst wird.

Ignacio Farias (2011) stellt daher zu Recht die Frage, inwieweit die Stadt- und Raumanalyse in vielen Fällen nur Mittel zum Zweck ist, um Kapitalismus zu untersuchen. »The central question we need to pose is whether we study cities as an instance of something else, of capitalism in this case, or we engage in an inquiry into the city and urbanization as a positive, actual and self-entitled process.« (Farias 2011, S. 368) Auf ähnliche Weise haben Helmuth Berking und ich 2008 die konzeptionelle Idee der »Eigenlogik der Städte«-Forschung erläutert: »Nicht länger und ausschließlich *in* den Städten forschen, sondern die *Städte* selbst erforschen, ›diese‹ im Unterschied zu ›jener‹ Stadt zum Gegenstand der Analyse machen.« (Berking/Löw 2008, S. 7) Ziel ist es, die Städte nicht mehr auf ein Laboratorium für die großen soziologischen Fragen zu reduzieren.

Man wird kaum darüber diskutieren können, dass die Stadt nur gesellschaftstheoretisch relevant ist. Das heißt, dass es keine Definition von Stadt geben kann, die epochen- und kulturübergreifend ist. Schaut man sich z.B. Arbeiten im Fach Archäologie an, dann werden schnell die Schwierigkeiten sichtbar, nicht die jetzt beobachtbaren Städte der Moderne zum Ausgangspunkt der Analyse vergangener Stadttypen zu machen.

Schon aufgrund der Datenlage ist es schwierig, Städte anderer Epochen jenseits der erfahrbaren städtischen Wirklichkeit zu verstehen. Vor allem aber wird man argumentieren müssen, dass die Konstitution des Sozialen ohne die Stadt konzeptualisierbar ist. Leitende Vorstellungen von Basisprozessen der Wirklichkeitskonstruktion sind auch für rein ländliche Gesellschaften formulierbar. Die Stadt wäre dann als empirisch zu bestimmendes Kollektiv zu verstehen, über das wesentliche Aspekte von Gesellschaft verstanden werden können.

Um die Vermischung von sozialtheoretischen Konzepten und gesellschaftstheoretischen Aussagen, um deren Problematik z.B. Simmel noch wusste, die aber in aktuellen sozialwissenschaftlichen Stadtanalysen häufig erfolgt, zu vermeiden, gilt es zwei Fehlschlüsse zu vermeiden. Erstens: Wenn die Stadt nur gesellschaftstheoretisch relevant ist, dann heißt das nicht, dass das Städtische über den Kapitalismus umfassend verstanden wird. Zweitens: Wenn die Stadt nur gesellschaftstheoretisch relevant ist, bedeutet das zudem nicht, dass die Heterogenität der empirisch zu bestimmenden Städte nicht relevant ist, um die wesentlichen Züge der Gesellschaft zu verstehen. Oder anders gesagt: Die Stadt kann als empirischer Gegenstand unsere Neugierde wecken, gerade weil sie sozialtheoretisch nicht bestimmbar, sondern spezifische Erscheinungsform ist. Und es bedeutet ferner: Die sozialtheoretische Bestimmung von Raum kann genutzt werden, um Städte in ihren Strukturen zu verstehen und zu vergleichen.

Blickt man zunächst auf den ersten möglichen Fehlschluss, so soll – um Missverständnisse zu vermeiden – noch einmal betont werden, dass viele Fragen der sozialen Ungleichheit, etwa Eigentum oder soziale Verteilungen in Städten betreffend, sehr gut über Kapitalismusanalyse verstehbar werden. Trotzdem deckt der politisch-ökonomische Kontext der Stadt nicht das Ganze städtischer Wirklichkeit ab. Die große Frage ist immer noch: Wie organisieren Städte (auch auf je spezifische, aber typisierbare Weise) soziales Leben? Oder, in den Worten von Farias: »The city confronts us indeed with fundamental facts of human existence: the transactional relation with the environment (Dewey 1988 [1925]), dwelling as world-making (Heidegger 1993), the gathering together of heterogeneous life forms (Ingold 2000).« (Farias 2011, S. 368) Auch in der Moderne bzw. gerade in der Spätmoderne sind die politisch-ökonomisch zu bestimmenden Dimensionen der Städte nur zusammen mit Strategien der Kulturalisierung und Ästhetisierung verständlich (Reckwitz 2012, insbe-

sondere S. 269ff.; Steets 2008). Der als Rekonstruktion kommunizierte Neubau von Altstädten, Schlössern oder Gotteshäusern z.B. ist nicht nur eine kapitalistische Vermarktung städtischen Raumes, durch die soziale Ungleichheit manifestiert wird, sondern auch ein Kampf im Feld der Identitäts- und Erbpolitik (Vinken 2016). Der Bau von sogenannten Stararchitekturen ist nicht nur ein hegemonialer Ausdruck der »culture-ideology of consumerism in the interests of those who control capitalist globalization, namely the transnational capitalist class« (Sklair 2010, S. 136f.), sondern z.B. auch der Versuch, neuen Stolz in einer Stadt mit nationalsozialistischer Vergangenheit zu entwickeln (z.B. in Graz oder Wolfsburg, siehe Alaily-Mattar et al. 2018).

Eine Möglichkeit, eine analytische Perspektive auf Ordnung einzunehmen, die wenig Gefahr läuft, die Analyse zu schnell zeitdiagnostisch zu bewerten, ist die Raumtheorie. Doreen Massey (z.B. 2005) hat immer wieder betont, dass eine raumtheoretische Perspektive ermöglicht, sowohl die Gleichzeitigkeit des Platzierten (damit Raum sich aufspannen kann, müssen mindestens zwei Elemente platziert sein) als auch die Verbundenheit der gleichzeitig platzierten Elemente (nämlich die räumliche Abhängigkeit, die sozial erfahren wird) in den Blick zu nehmen. Der Raumbezug und damit die notwendige Perspektive auf gleichzeitige Platzierungen ermöglicht es dann auch, den zweiten Fehlschluss zu vermeiden und die verschiedenen städtischen Wirklichkeiten nicht vorschnell unter dem Label »Stadt« auszublenden. Eine raumtheoretisch fundierte Stadtsoziologie knüpft produktiv an das vielfältig etablierte Zusammendenken von Stadt und Raum (und Zeit) an. Raumtheorie bietet die Chance, erstens die Konstitution des Sozialen in seiner räumlichen Dimension zu begreifen und zweitens die gegenwärtigen Raumanordnungen, mit all den damit einhergehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen, in und an Städten zu untersuchen, um Gesellschaft zu verstehen.

Versteht man Raum nicht nur als ein Phänomen, das aus den Strukturen und Diskursen empirisch beobachtbarer Gesellschaften ableitbar ist (als Form der Organisation des Sozialen), sondern auch als konstitutiv für das Soziale (wie der Leibkörper auch), dann lohnt es sich, um die Relevanz von Raum nicht nur auf gesellschaftstheoretischer, sondern auch auf sozialtheoretischer Ebene zu ringen. Anders formuliert: Aussagen darüber, wie das Soziale grundsätzlich, d.h. empirisch vorfindbare Gesellschaften oder Ordnungen übergreifend, über Räume konstituiert wird, gehören in den Bereich der Sozialtheorie. Dahingegen gehören alle Aus-

sagen, wie die moderne Gesellschaft spezifische räumliche Anordnungen hervorbringt, in den Bereich der Gesellschaftstheorie. Die Aussage, der Raum sei eine relationale Anordnung sozialer Güter und Lebewesen an Orten, ist nach meinem Verständnis eine sozialtheoretische Aussage, weil hier Handeln als verräumlichtes gedacht wird. Demgegenüber ist es eine gesellschaftstheoretische Aussage, wenn ich schreibe, dass die Moderne räumliche Anordnungen soziogenetisch als Staatsterritorium und psychogenetisch als absolut gesetzten Umgebungsraum homogenisiert (siehe dazu Kapitel 3). Gerade wenn man verstehen will, wie städtische Räume in der spätmodernen, d.h. einer durch Prozesse wie Globalisierung und Mediatisierung geprägten, Gesellschaft hervorgebracht werden, ist die Unterscheidung zwischen generalisierbaren Annahmen über das Soziale und spezifischen Bestimmungen der jetzigen Gesellschaft fundamental.

Raumtheorie hat als ein wesentliches Fundament der Stadtsoziologie (und selbstverständlich muss es in einem Gegenstandsfeld immer verschiedene Theorieangebote geben) den Vorteil, zunächst wenig in Theorieabgrenzungskämpfe verstrickt zu sein. Man baut ein theoretisches Fundament, mit dem nach Ordnung gefragt werden kann. Wenn das Handeln relational räumlich bestimmt und Raum als Anordnung gefasst wird, die eben nicht nur sozial konstruiert ist, sondern auch wirkend Bedingung für Handeln ist, kann in der Folge (und hoffentlich langfristig diese Bestimmung auch immer wieder herausfordernd) nach dem Wie der städtischen Ordnung gefragt werden. Das ist in aller Kürze das Projekt einer raumtheoretischen Stadtsoziologie.

Raum lenkt den Blick, wie oben mit Verweis auf Doreen Massey schon ausgeführt (siehe auch Kapitel 4), auf die Verknüpfung und Abhängigkeit von voneinander Verschiedenem. Die Verschiedenheit der Städte als Räume/Orte zu denken, ist eine raumtheoretische Operation, die Heterogenität städtischer Räume zu fokussieren, eine andere. Wir können eine »Differenzlogik von Räumen« und eine »Eigenlogik von Orten« unterscheiden.

Blickt man sozialwissenschaftlich auf eine Formation als Ort, oft mit der Einheit stiftenden Kraft eines Namens versehen, so rücken die lokalen Strategien und Strukturen (individuell und kollektiv) in den Blick: Überlieferungen, Erinnerungen, gemeinsame Erfahrungen. Ein Ort ist Platz, Stelle, konkret benennbar, meist geografisch markiert, aber zugleich kollektiv mit Sinn aufgeladen (vgl. Kapitel 7). In der Perspektive einer Eigen-

logik von Städten als Orte und an Orten bleibt die Vielfalt möglicher Räume zunächst im Hintergrund, um das räumlich Ganze, den einen Raum, der an diesem Ort als Stadt erfahrbar ist, in den Blick zu rücken. Die Stadt als Ort wird zur »Wahrnehmungsganzheit«, wie Lea Rothmann schreibt, »über einen Spacing- und Syntheseprozess verwirklicht, und zwar als gemeinsame (sozialisierende und subjektivierende) räumende, das heißt Raum schaffende Wahrnehmungsleistung, die wir nicht alleine, sondern mit anderen und anderem vollbringen« (Rothmann 2018, S. 362). Diese Wahrnehmungsganzheit ist strukturell rückgebunden. Städte sind auch Formen im Sinne von Georg Simmel oder, in der Formulierung von Helmut Berking und Jochen Schwenk, »raumstrukturelle Formen der Organisation von Größe, Dichte und Heterogenität« (Berking/Schwenk 2011, S. 11). Das Inkludierende in der Stadt rückt in den Blick: gemeinsame Erfahrungen, kollektiv reproduzierte Strukturen, mit anderen Worten: die Eigenlogik der Städte. »Eigenlogik« markiert dann den für *diese* Stadt typischen Modus der Verdichtung von bebauter Umwelt, Material- und Stoffströmen, Verkehrs- und Menschenströmen.« (Ebd., S. 11f., kursiv im Original) Unterscheidbar sind Städte über die divergierenden Qualitäten der Verdichtung. Im größeren Maßstab greift hier wieder die Differenzlogik der Räume, die – wenn die Stadt als *ein* Raum erfahrbar ist – zugleich danach fragen lässt, in welchem relationalen Gefüge diese Städte zu anderen Städten stehen.

Aber die Differenzlogik, die dem Raumdenken innewohnt, ermöglicht auch die Frage nach den vielfältigen, sich überlappenden, aufeinander verweisenden Raumstrukturen in Städten, die sich mit Gewinn gesellschaftstheoretisch lesen lassen. Die Analyse städtischer Räume kann in viele Felder führen: Segregation, Architektur, Öffentlichkeit und Privatheit, Stadtplanung, Mobilität etc. Immer wird in der raumtheoretischen Lektüre das Geflecht von – häufig in sich widersprüchlichen – räumlichen Anordnungen in ihrem Abhängigkeitsverhältnis zueinander hervortreten und mit ihm die Relationen zwischen inkonsistenten sozialen Gruppen sowie die strategischen Knotenpunkte (vgl. Kapitel 4). Eine der großen offenen Fragen dabei ist, welche stabilen Raumformen eine hochmobile und stark digitalisierte Gesellschaft etabliert. Wir wissen, dass sich die Organisation des Sozialen durch Räume sowie die soziale Organisation von Räumen in den letzten Jahrzehnten grundlegend verändert hat (siehe Kapitel 3), haben aber zugleich nur sehr vage Vorstellungen davon, welche neuen räumlichen Anordnungen diese Re-Figuration hervorgebracht

hat (Ansätze hier sind z.B. die Netzwerkgesellschaft bei Castells 2001, Orig. 1996; *fluid spaces* bei Law/Mol 2001; Schichtung/Lagerung/Knotenbildung bei Deleuze/Guattari 1997, Orig. 1980 sowie Foucault 1991) bzw. wie diese Anordnungen miteinander verknüpft werden. Zum Schließen dieser Forschungslücke wird die Stadtsoziologie Erhebliches beizutragen haben.

Sie wäre – gerade für die Analyse dieser neuer Raumformen – sicherlich ebenfalls gut beraten, auch Zeitfragen systematisch zu berücksichtigen, weil Zirkulation und Mobilität städtischen Alltag ebenso prägen wie die Spezifik der Raumformen (siehe dazu z.B. die Ausführungen zu Sonderwirtschaftszonen in Kapitel 3). Weidenhaus (2015) rekonstruiert auf überzeugende Weise drei Typen von Lebensgeschichtlichkeit: den linearen Typ, den zyklischen Typ und den episodischen Typ. Im Rahmen des Prozesses der Biografisierung, so fasst er zusammen, konstruieren Menschen eine geschichtliche Struktur des Lebens, indem sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ein spezifisches Verhältnis setzen. Diese Verhältnisbestimmung folgt einem der drei genannten Muster. Wie eine Person räumlich in der Welt ist, unterscheidet sich dem Autor zufolge danach, wie sie Lebensräume zueinander ins Verhältnis setzt, wo und ob sie hierin ein Zuhause fixiert, ob sie die Vorstellung eines Zentrums etabliert und welche Rollen Grenzen, Verfügungsgewalt und identitäre Koppelungen darin einnehmen.

Die Pointe ist: Untersucht man nun die Lebensraumkonstitution im Zeitsample und die Geschichtlichkeitskonstitution im Raumsample, so stellt sich heraus, dass lineare Biografisierungen mit konzentrischen Lebensraumkonstitutionen einhergehen, episodische an eine Raumkonstitution als Netzwerk gebunden sind und Zykliker ihre Räume als Inseln konstituieren. Sollte sich perspektivisch der Verdacht erhärten, dass sich soziale Raumzeit nicht nur auf biografischer Ebene belegen lässt, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene Wirkung zeigt (also eine Parallelität von Sozio- und Psychogenese im Sinne von Norbert Elias angenommen werden kann), dann ergeben sich hieraus ganz neue Perspektiven. Zum Beispiel wird zu fragen sein, ob differierende Raumkonstitutionen in politischen Konflikten oder wirtschaftlichen Praktiken auch mit differierenden Geschichtskonzeptionen einhergehen, deren Berücksichtigung neue Handlungsoptionen eröffnen würde. Bevor diese Forschungslücke perspektivisch geschlossen werden kann (und damit die Ménage à trois

angemessen theoretisch begleitet wird), will dieses Buch Grundlagen für eine raumtheoretisch fundierte Stadtsoziologie schaffen.

Diese Grundlagenarbeit verfolge ich seit der Publikation meines Buches »Raumsoziologie« im Jahr 2001. Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich, abgesehen von dieser Einleitung, dem dritten Kapitel und dem Schlusswort als zehntes Kapitel um eine Edition mit Neuabdrucken bereits publizierter Aufsätze. Ich danke der Verlegerin Karin Werner, dass sie mir angeboten hat, eine solche Edition im Verlagsprogramm von transcript zu veröffentlichen. Ebenso danke ich Anke Poppen als Projektmanagerin für die reibungslose Realisierung des Publikationsprojektes und Demian Niehaus für die formale Vereinheitlichung sowie die Korrektur der neuen Texte. Zur besseren Lesbarkeit des Buches habe ich einige wenige Kürzungen und Aktualisierungen vorgenommen. Einige Titel habe ich geändert, um den Aufbau des Buches leichter nachvollziehbar zu machen.

Zum Aufbau des Buches: Im folgenden *zweiten* Kapitel wird die Frage verfolgt, wie stark mit Räumen (und nicht nur mit sozialen Handlungen) Wirkungen verbunden sind. Hierzu werden die Arbeiten von zwei Theoretikern, nämlich Henri Lefebvre und David Harvey, ausführlicher diskutiert, als das im Buch »Raumsoziologie« geschehen ist. Für die Stadtsoziologie ist diese Auseinandersetzung wichtig, um zu verstehen, wie Raumstrukturen städtischen Alltag, Stadt als Form und Stadt im Verhältnis zu anderen Einheiten prägen können.

Im anschließenden *dritten* Kapitel diskutiere ich, wie sich Räume seit den langen 1960er Jahren verändert haben, und lese diese räumlichen Veränderungen als Ausdruck eines gesellschaftlichen Wandels. Das Kapitel kann zugleich als Darlegung des aktuellen Forschungsstandes zum Thema Raum gelesen werden. Die stadtsoziologische Relevanz wird am Beispiel der Differenzierung von öffentlichen und privaten Räumen deutlich gemacht. Die Arbeit an diesem Kapitel wurde aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) innerhalb des Sonderforschungsbereichs SFB 1265 »Re-Figuration von Räumen« finanziert.

Im *vierten* Kapitel zeige ich, wie sich über die Differenzlogik von Raum neue Perspektiven für Stadtentwicklung denken lassen. Das *fünfte* Kapitel präsentiert methodische Überlegungen zur Analyse von Räumen. Diese betreffen vor allem das Verhältnis von Raumhandeln und Sprechen über Räume. Im *sechsten* Kapitel wende ich mich der Stadt zu. Am Beispiel der

Sexarbeit – vor allem in Wien – analysiere ich ethnografisch die Räume und Orte der Prostitution. In dem Kapitel nähere ich mich durch Wien-Frankfurt-Vergleiche essayistisch auch der Thematik der Eigenlogik von Städten. Die Rolle von Geschlecht für Prozesse der Raumkonstitution wird in diesem Kapitel ebenfalls erkundet.

Im *siebten* Kapitel setze ich mich mit Gemeindestudien als stadtsoziologischem Forschungsweg auseinander. Gemeindestudien fragen nach dem lokal Spezifischen in einer scheinbar einheitlicher werdenden Welt, und zwar qualitativ nach den differenten Relevanzstrukturen und Interpretationsfolien. Das Kapitel vertieft die Stadt-Raum-Konstellation, die durch Georg Simmel eröffnet wurde (siehe oben), am Beispiel der u.a. von Robert Park entwickelten Gemeindestudien. Der Text wurde bereits 2001 verfasst. Heute wieder abgedruckt zeigt er einerseits erste Reflexionen über die Komplexität, mit der sich städtische Communities räumlich konstituieren (die ich heute stärker über Begriffe wie Translokalisierung und Polykontextualität fassen würde, siehe Kapitel 3), andererseits lassen sich die Grundzüge erster Überlegungen erkennen, die später zur Eigenlogik der Städte ausgearbeitet wurden. Gemeindestudien werden hier zwar noch ausschließlich für Subkulturen bzw. Milieus und/oder Stadtteile bzw. städtische Gebiete gedacht, aber es wird bereits die Frage gestellt, wie das Gemeinsame einer städtischen Gruppe oder einer räumlichen Einheit über Wirklichkeitskonstruktionen unter Berücksichtigung der Raum-Ort-Konstellationen zu verstehen ist. Ähnlich wie in der Chicagoer Schule Städte zwar durchaus über einen gemeinsamen »state of mind« und »body of customs and traditions« (Park 1967, Orig. 1925, S. 1) definiert wurden, aber doch Milieustudien im Vordergrund standen, wage auch ich mich erst langsam an die Stadt als Ganzes heran.

Im *achten* Kapitel werden die Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie insofern weiter ausgeführt, als hier die Deutung des Sinns, den Menschen ihren Handlungen zuschreiben, in Bezug auf Städte und Räume diskutiert wird. Sinnverstehende Stadtsoziologie steht vor der Aufgabe der Deutung, wie sich im alltäglichen Leben mit anderen Menschen Stadt als Sozialwelt sinnhaft herstellt und reproduziert. Trotz der Existenz individueller und gruppenspezifischer Deutungen bleibt der Befund bedeutsam, dass eine Stadt (sagen wir, New York) Erzeugnis gegenwärtigen und vergangenen Handelns ist und als solches objektiviert wird, d.h. sie wird benannt, typisiert, institutionalisiert und habitualisiert. Im Akt der deutenden Setzung liegen, so wird im achten Kapitel argumentiert, zu-

gleich rekonstruierbare Wissensbestände über die Städte im Allgemeinen wie im Konkreten. Im *neunten* Kapitel werden diese theoretischen Überlegungen am Beispiel einer Eigenlogikstudie zu Salvador de Bahia plausibilisiert. In diesem Kapitel wird auch besonders auf ethnische Dimensionen der Raumkonstitution eingegangen. Das Buch schließt mit dem *zehnten* Kapitel und einer zusammenfassenden Darstellung der Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie.

Folgende Ergänzung kann für die Lektüre des Buches hilfreich sein: Der Begriff »Raumkonstitution« wird mit Bezug auf Anthony Giddens verwendet, der für die Entwicklung dieses Raumbegriffs entscheidende Impulse gegeben hat. Giddens leitet *constitution* zwar nicht theoretisch her, aber es ist der titelgebende Begriff seines Buches »The Constitution of Society« sowie der Begriff, den er verwendet, wenn er materialitätsbezogene, raumrelevante Aussagen trifft. »The social analyst must [...] be sensitive to the time-space constitution of social life.« (Giddens 1984, S. 286) Ich lese den Konstitutionsbegriff bei Giddens als einen, der die Genese subjektiven Sinns auch über materielle Strukturen definiert (und nicht als Genese subjektiven Sinns im Bewusstsein, wie der Begriff bei Edmund Husserl eingeführt wird).

Beim Verfassen des Buches »Raumsoziologie« (Löw 2001) erschien mir der Konstruktionsbegriff (als Alternative zum Konstitutionsbegriff) in Bezug auf die Raumanalyse, in den immateriellen, technischen Assoziationen, die der Begriff aufwirft, dagegen vergleichsweise »kognitivistisch« (Reckwitz 2003). Das bezieht sich zwar vor allem auf den Konstruktionsbegriff des psychologischen Konstruktivismus bzw. den radikalen Konstruktivismus, doch besteht auch bei Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns Begriff der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit (1980, Orig. 1966) das Problem, dass die Rolle des Körpers nur als Bedingung des sozialen Handelns betrachtet, nicht aber die Rolle des Körpers für das Handeln ausgearbeitet wird (Knoblauch 2017, S. 68). Letzteres ist jedoch für das Verständnis von Raumanordnungen grundlegend.

Ich bin in den folgenden wieder abgedruckten Beiträgen vor allem dann auf den Begriff der »Raumkonstruktion« ausgewichen, wenn mit Konstruktion der »Aufbau« betont werden sollte (durchaus in der Tradition von Alfred Schütz gedacht, der 1932 »Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt« verfasst und ohne Zweifel Berger-Luckmanns Begriffswahl *construction* beeinflusst hat). Der Bezug auf Berger-Luckmanns Begriff

der Konstitution schied aus, da sie ihn sehr eng als Genese subjektiven Sinns im Bewusstsein (begrifflich-logisch) verstehen, also einer spezifischen Husserl-Interpretation folgen (siehe Tugendhat 1967). U.a. durch den Umbau der Theorie der »gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit« zur »kommunikativen Konstruktion der Wirklichkeit« lässt sich nun auch Konstruktion bestimmen als »die Erzeugung sozialer Strukturen aus der Wechselwirkung sozialer Handlungen verschiedener Akteure« (Knoblauch 2017, S. 65). Das umfasst die raumsoziologisch wichtigen Aspekte wie Institutionalisierung, räumliche Strukturbildung, Körperinsatz und Materialität. Der Begriff der Raumkonstruktion in diesem Sinne fasst vieles, was in der Raumsoziologie bislang, und somit auch in den hier wieder publizierten Texten, als Konstitution begrifflich gefasst worden ist.

2. Zwischen Handeln und Struktur

Grundlagen einer Soziologie des Raums

Die wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Raumphänomene ist derzeit groß. Auf allen skalierbaren Ebenen werden Raumkonstitutionsprozesse beobachtet: die Herstellung territorial gebundener Nationalstaaten, die Verdoppelung der Realitätserfahrung durch elektronische Netze sowie die alltäglichen Platzierungskämpfe im Stadtteil, der Wohnung etc. Die Erkenntnis, dass Raum nur unzureichend als materieller Hinter- oder erdgebundener Untergrund sozialer Prozesse entworfen werden kann, wird in diesen Prozessen offensichtlich.

Dementsprechend wird es zur naheliegenden theoriestrategischen Operation, Raum als performativen Handlungsvollzug zu entwerfen. Die soziale Herstellungspraxis rückt somit gleichermaßen wie der körperliche Einsatz in das Blickfeld. Die handlungstheoretische Fokussierung von Raum ermöglicht, die Entstehung von Raum in der Wahrnehmung und damit über leiblich-körperliche Prozesse zu begreifen. Wahrgenommen werden, wie Maurice Merleau-Ponty (1966, S. 35ff.) aufzeigt, nicht nur Dinge, sondern auch »Zwischenräume zwischen Dingen«. Das heißt, über den Körper wahrnehmend werden im alltäglichen Handeln Synthesen gebildet, um unterschiedlichste Objekte zu Räumen zu verknüpfen. Dabei führt der Körper eine bedenkenswerte Doppelexistenz. Er ist nicht nur Medium der Wahrnehmung, sondern selbst auch platziertes Gut. Als solches wird er in Szene gesetzt, gestylt, vergeschlechtlicht, von ethnischen Konstruktionen durchdrungen und daher zu einem hoch prekären »Baustein« von Räumen. Die so synthetisierten Räume sind stets lokal-spezifisch, weil sie auf der Verknüpfung platzierter Objekte basieren.

Gleichzeitig jedoch werden durch räumliche Anordnungen, vor allem durch den gebauten Raum, Handlungsvollzüge vorstrukturiert. Die materielle Eigenwilligkeit einer Stadt ist nicht nur ein Postkartenmotiv, son-

dern fließt strukturell in die Handlungspraxis ein. Wie also Raum in dieser Dualität als strukturierende Anordnung und als Handlungselement begriffen werden kann, ist Gegenstand nicht nur dieses Kapitels, sondern eine geradezu klassische Fragestellung der Raumsoziologie seit Lefebvre.

LEFEBVRE: PIONIER DER RAUMSOZIOLOGIE

Henri Lefebvre gilt als soziologischer Pionier der zeitgenössischen Raumtheorie. Mit seinem 1974 in Frankreich erschienenen Werk »Production de l'espace« (hier zitiert nach der englischen Ausgabe von 1991) legt er nicht nur die Spur zu einem relationalen Raumbegriff, sondern bindet diesen auch in Kapitalismuskritik ein. »(Social) space is a (social) product« (Lefebvre 1991, S. 30), schreibt Lefebvre zu Beginn seiner raumtheoretischen Überlegungen. Er unterscheidet zwar zwischen sozialem und physischem/natürlichem Raum, betont jedoch, dass letzterer immer mehr verschwindet (ebd.). Natürlicher Raum habe heute den Charakter eines Hintergrundbildes. Menschen erinnern sich an natürliche Räume, besetzen sie mit Phantasien, finden sie jedoch nicht mehr in ihrer Praxis vor. Raum ist demzufolge heute immer sozialer Raum und als solcher ist er nicht nur Produkt des Gesellschaftlichen, sondern jede Gesellschaft bringt ihren je spezifischen Raum hervor (ebd., S. 31).

Auf der Grundlage seiner Theorie des Alltags und damit der Kapitalismuskritik entwickelt Lefebvre seine raumtheoretischen Überlegungen. Seinen Blick auf das Alltagsleben begründet Lefebvre erstens mit dem (erkenntnistheoretischen) Reichtum, der in der Welt der Trivialität steckt, das heißt, mit der strategischen Annahme, dass Weltverständnis aus der Beobachtung alltäglichen Handelns resultiere. Zweitens betont er, dass sich im Alltagsleben die Geschichte der Entfremdung beobachten lässt und damit sich der Blick auf das Erlittene öffnet (vgl. Lefebvre 1977, II, S. 43; Sünker 1989, S. 69). Allerdings vertritt Lefebvre auch die Auffassung, dass sich das Alltagsleben als Ort der tätigen und werkschaffenden Menschen unter den Bedingungen von Kapitalismus in den Zustand der Alltäglichkeit gewandelt hat. Alltag wird »zum sozialen Ort einer hochentwickelten Ausbeutung und einer sorgfältig überwachten Passivität« (Lefebvre 2014, Orig. 1970, S. 149). Alltäglichkeit meint die durch Vergesellschaftungsprozesse normierte Lebensweise der Individualisierung und Partikularisierung (Lefebvre 1978, S. 340). Wesentliches Kennzei-

chen ist eine Kolonialisierung von Raum und Zeit. Raumvermessung und -kontrolle werden bei Lefebvre als spezifischer Ausdruck der kapitalistischen Produktionsweise begriffen. Produktion und Kontrolle über Raum versteht er als *das* Bemächtigungsmittel des Kapitalismus. Eine seiner zentralen Thesen ist es, dass das Kapital und – daran geknüpft – der Staat seine Machtpositionen über den Zugriff auf den Raum sichert, indem Raum eingeteilt und verplant wird: »Hence the space too is made up of ›boxes for living in‹, of identical ›plans‹ piled one on top of another or jammed next to one another in rows.« (Lefebvre 1991, S. 384)

Als Ausgangspunkt zur Reflexion über Raum setzt Lefebvre eine konzeptionelle Triade (Lefebvre 1991, S. 38f.). Raum bildet sich demnach aus

- der räumlichen Praxis (*spatial practice*), das heißt der Produktion und Reproduktion von Raum, insbesondere der Aktivität der Wahrnehmung,
- den Repräsentationen von Raum (*representations of space*), das heißt dem Raum, wie er kognitiv entwickelt wird (zum Beispiel durch ArchitektInnen und PlanerInnen) und
- dem Raum der Repräsentation (*representational space*) mit seinen komplexen, auch widerständigen, Bildern und Symbolisierungen.

In den ersten beiden Aspekten der Triade verfolgt Lefebvre vor allem die marxistische Traditionslinie. Unter *spatial practice* versteht er allgemein Wahrnehmung von Räumen und raumbezogene Verhaltensweisen, also die alltägliche, durch Routinen und Routen abgesicherte Praxis der Herstellung und Reproduktion von Räumen sowie das körperliche Erleben der Räume. Lefebvre blickt hier auf die räumliche Praxis, wiewohl sie den Handlungsaspekt erfasst, stark unter der Perspektive kapitalistisch-struktureller Zwänge. Die räumliche Praxis ist durchzogen von den Repräsentationen von Raum. Unter »Repräsentation von Raum« versteht Lefebvre den konzeptualisierten Raum, den Raum der PlanerInnen, UrbanistInnen, WissenschaftlerInnen und TechnikerInnen. Es ist der ideologisch-kognitive Aspekt des Raumes, seine Darstellungen und Pläne, die quasi eine Lesbarkeit des Raums ermöglichen. Es ist, wie Edward Soja bemerkt (vgl. Soja 1996, S. 60ff), der Aspekt des Raumes, auf den sich in der Regel die Wissenschaften beziehen. Konzeptionell durchdrungen wird die räumliche Praxis durch die Repräsentationen von Räumen vorstrukturiert. Diese Strukturierung bedeutet nicht, dass alltägliche NutzerInnen

konzeptionelle Expertinnen sind. »The user's space is lived – not represented (or conceived).« (Lefebvre 1991, S. 362) Allerdings ist das Handeln (oder besser das Verhalten unter kapitalistischen Bedingungen) durch Entfremdung und eintönige Wiederholung geprägt. In der gelebten Praxis wiederholt sich die räumliche Ordnung.

Diese Konzeption von Struktur und Handeln/Verhalten ergänzt Lefebvre durch einen dritten Aspekt. Angeregt durch den französischen Strukturalismus betont er die Bedeutung des Symbolischen für die Bestimmung von Raum.

Der »Raum der Repräsentation« bezieht sich bei Lefebvre auf die Bilder und Symbole, die die räumlichen Praktiken und das Gedachte ergänzen. Es können die widerständigen Räume der Künstler sein oder mythische Raumbilder. Es sind Impulse und Imaginationen, die eine Ahnung vom vorkapitalistischen, nicht homogenisierten und zerstückelten Raum aufscheinen lassen, vielfach transportiert über körperliches Empfinden und sinnliche Wahrnehmung statt kognitiver Überformung.

Aus allen drei Faktoren (*perceived/conceived/lived*; Lefebvre 1991, S. 39) entstehen, so Lefebvre, die Räume. Es handelt sich ihm zufolge um eine tripolare Dialektik der gegenseitigen Beeinflussung, Einschränkung und Überlappung (vgl. zur Triade auch Massey 1996, S. 120f; Soja 1996; Shields 1991, 1999; Wex 2001). Jenseits der triadischen Bestimmung definiert Lefebvre noch verschiedene Basis-Dualitäten, die den modernen Raum prägen.

Die wichtigste Dualität von Raum ergibt sich daraus, dass er gleichzeitig sich ausdehnende Voraussetzung für Handeln (Potential) und Basis des Handelns (Gegebenheit) ist: »Is not social space always, and simultaneously, both a *field of action* (offering its extension to the deployment of projects and practical intentions) and a *basis of action* (a set of places whence energies derive and whither energies are directed)? Is it not at once *actual* (given) and *potential* (locus of possibilities)?« (Lefebvre 1991, S. 191, Hervorh. im Orig.) So ist Raum zeitgleich eine Kollektion von Dingen und Objekten sowie von Werkzeugen und Werkzeuggebrauch. Er ist das, was Handeln möglich macht, und Feld der Handlung selbst.

Lefebvre umkreist die Frage, wie Raum inhaltlich bestimmt werden kann. So entwickelt er eine Vorstellung davon, was Raum nicht ist. Raum ist kein Container. Er ist nicht leer. Er ist nicht homogen. Er ist kein Ding. Er ist nicht nur reine Anschauung. Eine positive Bestimmung fällt Lefebvre schwer. Er sucht einen Ausdruck für etwas, das Ergebnis vieler

Handlungen und einem Ding ähnlich ist, ohne einfaches Produkt wie ein Sack Reis zu sein, etwas das mehrfach in überlappenden Formen existiert und doch einer homogenisierenden Zugriffsweise unterliegt. Manchmal nutzt er den Begriff des Netzwerkes (zum Beispiel Lefebvre 1991, S. 403), um ein solches Phänomen zu bestimmen. Meistens verbleibt er in der beschreibenden Annäherung. Dabei mischen und trennen sich immer wieder die Überlegungen zum abstrakten modernen Raum, produziert durch eine kapitalistische Gesellschaft, und die Überlegungen zu einer wissenschaftlichen Beschreibung, die den Raum hinter den Verformungen des Staates sucht. Hierbei wendet sich Lefebvre explizit gegen den Mainstream der Wissenschaften, welcher die Dinge betrachtet und den Raum als Container der Dinge entwirft. Wiewohl die Philosophie lange mit der Vorstellung vom absoluten Raum geliebäugelt habe, sei die Vorstellung einer vorgängigen Leere, eines Containers, der auf Füllung wartet, doch als partikuläre Repräsentation zu verwerfen (ebd., S. 170). Im Container könne jedes Ding an jedem Ort liegen. Unterscheidung sei prinzipiell unmöglich. Inhalt und Hülle beeinflussen sich nicht. Die Dinge bleiben so unverbunden, Fragmentierung implizit gerechtfertigt. Spezialisten teilten Raum unter sich auf und agieren bezüglich ihrer Raumfragmente. Raum werde als passiv wahrgenommen. Eine zeitgenössische Raumanalyse soll deshalb, so sein Plädoyer, nicht Dinge im Raum, sondern Raum selbst beschreiben und zwar in einer Weise, die die sozialen Beziehungen, welche im Raum eingebettet sind, aufdeckt (ebd., S. 89).

Lefebvre entwickelt eine Vorstellung vom Raum, die vieles aufgreift, was 25 Jahre später zum festen Bestand sozialwissenschaftlichen Wissens wird. Ob es die mit Giddens (1995) assoziierte Vorstellung vom *embedding* sozialer Beziehungen ist oder die mit Castells (2001, Orig. 1996) verknüpfte Idee vom *space of flows*, fokussieren solche Konzepte wie Lefebvre auf eingebettete und entbettete Beziehungen in Räumen oder auf die Fluidität des Räumlichen selbst. Vor allem aber sucht Lefebvre einen Weg für die Soziologie, Raum jenseits der Containerbilder zu denken und gleichzeitig gesellschaftliche Formung und eigene Potentialität zu berücksichtigen. Diese überaus anerkennenswerte Leistung kann jedoch noch nicht in einen positiven Entwurf münden. Vielmehr mischen sich absolutistische Vorstellungen vom Raum als Basis der Handlung, vor allem eine Rede davon, »im Raum zu leben«, die wieder an die Ideen vom starren Hintergrundraum anknüpfen, mit relationalen konzeptionellen Vorstellungen von räumlichen Netzwerken und Feldern. Lefebvre operiert ge-

wissermaßen mit zwei Raumbegriffen. Es gibt Räume, auf denen Räume entstehen, bzw. im Raum entstehen Räume. Diese doppelte Logik zeigt sich auch in der gedanklichen Figur, dass Kinder und Jugendliche, die bereits im Raum sind, sich diesen Raum gleichzeitig aneignen müssen: »In order to accede to this space, individuals (children, adolescents) who are, paradoxically, already within it, must pass tests.« (Lefebvre 1991, S. 35) Die Unmöglichkeit, den Hintergrundraum zu verabschieden, spiegelt sich ebenfalls in der impliziten Vorstellung von »guten« und »schlechten« Räumen wieder. Er unterscheidet zwischen dominanten und angemessen-passenden (*appropriated*) Räumen. Dominante Räume sind jene, die durch soziale Praxis und damit durch Technologie transformiert wurden, zum Beispiel die Autobahn. »A motorway brutalizes the countryside and the land, slicing through space like a great knife.« (Lefebvre 1991, S. 165) Angemessen-passende Räume richten sich dagegen nach den »Bedürfnissen« der Menschen, das können die Behausungen der Bauern Europas, das Iglu oder ein traditionelles japanisches Haus sein. Wichtig scheint alleine die soziokulturelle Passförmigkeit der (Wohn-)Umwelt.

Lefebvre steckt in seiner Analyse von Raum ganz offensichtlich in einem Dilemma. Er baut eine Differenzkonstruktion entlang der Linie Vorkapitalismus – Kapitalismus, die bezogen auf Raum hier die ortsgebundene, dem Menschen angepasste *Aneignung*, dort die abstrakte, homogenisierende, vom Intellekt durchzogene Raumproduktion, welche gleichzeitig als *Entfremdung* gelebt werden muss, bedeutet. Nun schlägt er vor, dass die wissenschaftliche Reflexion die kapitalistische Ideologie überwindet und eine relationale Definition von Raum findet. Diese wissenschaftliche Konzeption kann, da sie notwendigerweise selbst eine Abstraktion ist, nicht an die Ortsgebundenheit agrarkultureller Raumdeutungen anknüpfen und will doch die Beziehungsqualität des Raums zum Ausgangspunkt machen. So entsteht eine ambivalente Ausdrucksweise, die erstens für neue Raumformen noch keine Sprache findet und zweitens mit der Vorstellung, »im Raum zu leben«, eine Idee von materieller Existenz jenseits der kapitalistischen Überformungen transportiert. Die bahnbrechende Vorstellung, dass moderner Raum produziert ist, und damit die Entnaturalisierung moderner Raumvorstellungen, werden durch die Konstruktion eines verschütteten natürlichen Raums wieder aufgehoben. Letztlich ist nur der moderne Raum bei Lefebvre produziert.

Es ist vor allem die alleinige, absolut gesetzte Idee vom kapitalistischen Zwang, die es ihm im Hinblick auf die Moderne so schwer macht,

Raumproduktionen jenseits der Entfremdung zu sehen. Deshalb bleibt Lefebvre auch ambivalent in seiner Einschätzung der Akteure. Zwar sind sie es, die durch *spatial practice* Räume schaffen, aber eingefangen in die Sklaverei der Alltäglichkeit sind diese Räume stets nur Abklatsch der staatlich-kapitalistischen Logik. So ist es letztendlich doch der Staat, der die Räume produziert, und die BürgerInnen sind die reproduktiven Kräfte. »The state and each of its constituent institutions call for spaces – but spaces which they can then organize according to their specific requirements.« (Lefebvre 1991, S. 85) Der Staat tritt dabei wie eine handelnde Person auf: »Only an act can hold – and hold together – such fragments in a homogeneous totality [...] Such is the action of political power, which creates fragmentation and so controls it – which creates it, indeed, in order to control it.« (Lefebvre 1991, S. 320) Die politische Durchdringung bindet den Raum an den Staat. Die Menschen in ihrem Alltag sind dem Raum entfremdet. Auf der Suche nach einer Perspektive auf Veränderung, nach einer Verbindung zu dem kulturell verschütteten Wissen um die natürlichen Räume, gelangt Lefebvre zum Körper. Die Zukunft liegt für ihn im Körper und seiner sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit.

Die notwendige Erfahrung, Räume durch die ernährende Erhaltung des eigenen Körpers schaffen zu können, vermittele die allgemeine Fähigkeit, Räume auch gegen die kapitalistischen Gesetze der Passivität und Alltäglichkeit mittels eigener »Energie« erschaffen zu können. Dabei ist der Körper keinesfalls nur der menschliche Körper. Auch die Spinne schafft, zum Beispiel durch das Absondern von Sekreten, Räume (das Spinnennetz) durch körperliche Aktivität (siehe auch Lefebvre 1991, S. 173). Höhere Lebewesen unterscheiden sich von niederen nur durch die reichere Vielfalt an Bewegungs- und Unterscheidungsmöglichkeiten. Mit der Erfahrung ausgestattet, über eigene Energie Räume schaffen zu können, sei über den Körper die erste Voraussetzung dafür gegeben, das eigene Unbehagen an der Entfremdung ernst zu nehmen. Dabei übersieht Lefebvre jedoch, dass das sinnliche Spüren nicht selten der Inkorporierung gesellschaftlicher Verhältnisse entspricht (siehe ausführlich Bourdieu 1982; Löw 2003).

MARXISTISCHE RAUMSOZIOLOGIE

David Harvey knüpft explizit an Lefebvres raumtheoretische Überlegungen und die These an, dass die Ausweitung von Macht wesentlich auf der Fähigkeit basiert, die Produktion von Raum beeinflussen zu können (vgl. Harvey 1990, S. 233; vgl. zum Einfluss von Lefebvre auch auf die amerikanische Raumforschung Shields 1999, S. 143ff.). Raumkontrolle ist dabei für ihn ein Aspekt im Zusammenspiel von Raum-, Zeit- und Geldeinsätzen. Für die Spekulation mit Grundstücken zum Beispiel ist der Verkauf zum richtigen Zeitpunkt (und damit das Geld zu haben, um warten zu können) ein entscheidender Faktor für das Erzielen größtmöglicher Gewinne. Dementsprechend geht Harvey davon aus, dass Zeit, Raum und Geld untereinander konvertierbar sind, wobei dem Geld im Kapitalismus eine Schlüsselrolle zukommt (vgl. Harvey 1990, S. 226ff.). Der Besitz von Geld ermöglicht die Kontrolle über Raum und Zeit, wie die Gewalt über Raum und Zeit finanziellen Gewinn schafft; das wüssten, schreibt Harvey, Generäle genauso wie LeiterInnen von Supermärkten (Harvey 1991, S. 158). Im historischen Rückblick betont Harvey wie zuvor Lefebvre, dass die kapitalistische Wirtschaft (bzw. Gesellschaften mit Geldwirtschaft allgemein) Raum als homogenen und fragmentierten hervorgebracht hat:

»Die Eroberung des Raumes setzte zunächst voraus, den Raum als etwas Formbares und somit der Unterwerfung durch den Menschen Zugängliches zu begreifen. Durch Navigationslehre und durch Kartographie wurde ein neues chronologisches Netz für seine Erforschung geschaffen. Die Erfassung in Katastern gestattete eine eindeutige Bestimmung des Rechts auf Landbesitz. Auf diese Weise wurde der Raum, ebenso wie Zeit und Wert, als abstrakt, objektiv, homogen und universell darstellbar. Was die Kartographen und Landvermesser bereitstellten, nutzen die Händler und Landbesitzer im Sinne ihrer Klasseninteressen. Ebenso fand der absolutistische Staat, der um die Besteuerung des Landes und die Festlegung seines Herrschaftsbereiches besorgt war, Gefallen an einer eindeutigen Definition absoluter Räume innerhalb eines festgelegten räumlichen Netzes.« (Harvey 1991, S. 155)

Raum wird kontrollierbar und zur Ware, indem er als fixierter und fragmentierter produziert wird. Wer einmal eine Weltkarte gesehen hat, die einer chinesischen oder amerikanischen Fabrikation entspringt, erkennt schnell, dass alle Karten soziale Konstruktionen verbildlichen. So

entsteht ein neues Bild vor den Augen der EuropäerInnen, wenn plötzlich nicht mehr der italienische Stiefel den Mittelpunkt der Welt bildet, sondern das indonesische Inselreich (vgl. zur sozialen Konstruktion von (Land-)Karten zum Beispiel Harley 1988). Wenn behauptet wird, Raum sei an sich homogen und überall gleich, dann können die eingeteilten Einzelteile als Waren verglichen und verkauft werden. Raum bildet sich somit nicht aus dem subjektiven Erleben, sondern wird quasi objektiv von außen betrachtet.

Finanzieller Gewinn folgt dabei nicht nur aus der Verwandlung von Raum in Waren, sondern auch aus der immer schnelleren Überwindung von Räumen. Gelingt es, immer rascher über immer weitere Distanzen Waren zu vertreiben, so können immer neue Märkte erschlossen werden. »The incentive to create the world market, to reduce spatial barriers, and to annihilate space through time is omni-present, as is the incentive to rationalize spatial organization into efficient configurations of production.« (Harvey 1990, S. 232) Harvey kommt deshalb zu dem Schluss, dass die von ihm als postmodern bezeichnete Entwicklung am exaktesten als »time-space-compression« (ebd., S. 240) beschreibbar ist.

Er argumentiert, dass der Kapitalismus durch räumliche Expansion danach strebt, überakkumuliertes Kapital einzusetzen. Das heißt, für anzulegendes Kapital werden neue Märkte und Produktionsstandorte erschlossen. Dies führt – auch durch innerkapitalistische Konkurrenzkämpfe – zu Innovationen im Feld der Transport- und Kommunikationstechnologien sowie zur Restrukturierung des Finanzmarktes mit ausgehnter Kapitalzirkulation.

»But by putting this condition [of postmodernity, M.L.] into its historical context, as part of a history of successive waves of time-space compression generate out of the pressures of capital accumulation with its perpetual search to annihilate space through time and reduce turnover time, we can at least pull the condition of postmodernity into a range of a condition accessible to historical materialist analysis and interpretation.« (Ebd., S. 307)

Bei Harvey tritt nicht länger der Staat als zentraler Akteur auf, sondern dem internationalen Kredit- und Finanzmarkt werden deutlich prägende Einflüsse zugeschrieben. Dennoch gelingt es David Harvey, viele der Lefebvreschen Überlegungen zur kapitalistischen Produktion von Raum mit prägnanten Beispielen zu untermauern. Er führt seine Analyse je-

doch wieder strenger an die Marx'sche Lehre heran. Ein ganz wesentlicher Impuls geht von ihm dahingehend aus, die Bedeutung, genauer die ambivalente Bedeutung, von Raum unter kapitalistischen Bedingungen als zu überwindende und gleichzeitig zu bebauende, infrastrukturell zu planende Größe zu diskutieren. Wie Lefebvre betont er zwar die soziale Herstellung von Räumen und die Unmöglichkeit, Raum jenseits der Handlungen begreifen zu können (Harvey 1990, S. 225), doch interessieren ihn Raumkonzepte in seiner Zeitdiagnose vor allem vor dem Hintergrund der Kämpfe um Raum und der kapitalistischen (Aus-)Nutzung von Raum.

Auch Harvey unterscheidet verschiedene Raumtypen. Er macht deutlich, dass für die Forschung (wie für alle menschlichen Praktiken) durchaus absolute, relative oder relationale Räume je nach Fragestellung relevant sein können: »The decision to use one or the other conception certainly depends on the nature of the phenomena under investigation.« (Harvey, 2006, S. 126) Dabei sieht Harvey den absoluten Raum als einfachste Kategorie an. Das relative Konzept kann das absolute erläutern, aber nur das relationale Raumkonzept kann – auch Harvey zufolge – relative und absolute Raumvorstellungen integrieren (ebd.). Verschiedene Räume als Produkt sozialen Handelns auf einem Flecken Erde bleiben jedoch im Harvey'schen Konzept undenkbar, da sie als materielle Attribute entworfen werden. Er schreibt allerdings dieser Materialität, vergleichbar einer gesellschaftlichen Struktur im marxistischen Sinne, eine gewisse Eigendynamik zu:

»I shall argue that space relations and geographical phenomena are fundamental material attributes that have to be present at the very beginning of the analysis and that the forms they assume are not neutral with respect to the possible paths of temporal development. They have to be construed, in short, as fundamental and ›active moments‹ within the contradictory dynamics of capitalism.« (Harvey 1985, S. 33)

Residentielle Segregation versteht Harvey beispielsweise als ein Phänomen, das nicht nur sozial produziert ist, sondern das auch gesellschaftliche Verhältnisse hervorruft. Der Raum in seiner Materialisierung ist – so Harvey – ein eigendynamisch wirkender.

Edward Soja teilt mit Harvey das marxistische Fundament einer Raumtheorie, die auch Zeit oder Historisierung als zentralen Bestandteil integrieren will. Er verknüpft jedoch marxistisches Gedankengut

akzentuiert mit poststrukturalistischen Positionen. Soja, der eine raumzeitliche Perspektive auf Gesellschaft und soziales Leben entwickeln will (Soja 1989, S. 73), rahmt diese Sichtweise explizit als »historical geography of capitalism« (ebd., S. 3). Dazu schlägt er, ebenfalls mit Bezug auf Lefebvre, vor, zwischen Raum als Gegebenen und Räumlichkeit als sozial produziert zu unterscheiden (ebd., S. 79). Seine Trialektik von *spatiality*, *historicality* und *sociality* (Soja 1996) trennt Räumlichkeit/Geografie, Zeitlichkeit/Geschichte und Gesellschaftlichkeit/Gesellschaft in drei verflochtene Felder. So ist die Geschichte immer auch ein verräumlichtes Produkt, die Geografie eine zeitlich sich sozial verändernde Formation und die Gesellschaft räumlich und zeitlich strukturiert. Raum unterscheidet Soja (2000) in *First-*, *Second-* und *Thirdspace*. Auch hier wirkt die Dreiteilung von Lefebvre nach. *Firstspace* sind die materialisierten Beziehungen und Praktiken, die Dinge im Raum. *Secondspace* ist der vorgestellte Raum, die Raumbilder. *Thirdspace* schließlich ist der *First-* und *Secondspace* umschließende gelebte Raum. Auch Soja hat die eigenaktive Wirkung von Raum immer wieder betont. Er richtet sich in seinen Publikationen immer wieder gegen die Vorstellung, dass Geschichte im passiv gesetzten Raum sich ereigne, wie auch gegen das Bild, dass Räume soziale Prozesse erzwingen. Vielmehr plädiert er für eine Geografie, »which recognizes spatiality as simultaneously [...] a social product (or outcome) and a shaping force (or medium) in social life (Soja 1989, S. 7). Diese materialistische Grundposition, dass Raum als soziales Produkt bzw. als Herstellungsleistung zu begreifen ist, findet in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung mittlerweile große Zustimmung. Die daraus abgeleitete Annahme jedoch, Raum könne über den strukturierenden Charakter eine eigene Wirkungskraft entfalten, wird immer wieder heftig in Frage gestellt bzw. kritisiert. Insbesondere in handlungstheoretisch motivierten Konzepten, wie sie im Folgenden dargestellt werden, wird eine Eigenwirkung des Raums explizit verworfen.

HANDLUNGSTHEORETISCHE RAUMSOZIOLOGIE

Die Handlungstheorie versucht zwischen den materiell wahrnehmbaren Aspekten der Räume und den sozialen Folgen räumlicher Strukturen eine Vermittlungskategorie zu denken, nämlich das Handeln. Bekanntermaßen gilt seit Max Webers berühmter Erörterung des sozialen Han-

delns (Weber 1972, S. 11ff.) der Handlungsbegriff als Grundlagenkategorie der Soziologie. Er ermöglicht es, die körperliche Platzierung, die Wahrnehmung und die Konstruktionsleistungen der Subjekte mit materiellen Artefakten und institutionellen Rahmungen zu verknüpfen. Eine solche Herangehensweise ist, wie der vorangegangene Abschnitt gezeigt hat, auch in der marxistischen Theoriebildung wesentlicher Bestandteil, wird jedoch von Lefebvre u.a. häufig stärker über die strukturelle Prägung des Handelns entschlüsselt, als dessen Potentiale zu betrachten.

Der Soziologe Anthony Giddens entwickelt dem entgegen in seiner Theorie der Strukturierung eine Vorstellung von gesellschaftlichen Strukturen, die nicht rigide determinierend wirken, sondern Medium und Ergebnis sich wiederholenden Handelns sind (vgl. Giddens 1988; siehe auch Bryant/Jary 2001, S. 12). Strukturen versteht er im Sinne von Regeln und Ressourcen, die rekursiv in Institutionen eingelagert sind. Regeln beziehen sich dabei auf die Konstitution von Sinn oder auf die Sanktionierung von Handeln. Sie benennen Verfahrensweisen von Aus Handlungsprozessen in sozialen Beziehungen bis hin zur Kodifizierung. Als Strukturmerkmal können sie nicht ohne den Bezug auf Ressourcen konzeptualisiert werden. Ressourcen sind »Medien, durch die Macht als ein Routineelement der Realisierung von Verhalten in der gesellschaftlichen Reproduktion ausgeübt wird« (Giddens 1988, S. 67). Dabei unterscheidet Giddens zwischen allokativen, das heißt materiellen Ressourcen, die sich aus der Naturbeherrschung herleiten, und autoritativen, das heißt symbolischen Ressourcen, die sich auf Personen beziehen. Der rekursive Charakter von Strukturen lässt sich am besten am Beispiel der Sprache erläutern. Alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft benutzen – von unbedeutenden Abweichungen abgesehen – die gleichen Regeln und linguistischen Praktiken. Im Sprechen reproduzieren sie diese Regeln, die ihnen gleichzeitig das Sprechen erst ermöglichen (vgl. Giddens 1988, S. 76). Ebenso verhält es sich mit gesellschaftlichen Strukturen. Diese ermöglichen Handeln und werden dann im handelnden Rückgriff auf die Formationsregeln erneut reproduziert. Giddens differenziert zwischen Struktur und Strukturen. Strukturen sind isolierbare Mengen von Regeln und Ressourcen, zum Beispiel rechtliche, ökonomische oder politische Struktur bezeichnet die Gesamtheit verschiedener Strukturen.

Um die gegenseitige Bedingtheit von Handeln und Struktur zum Ausdruck zu bringen, spricht Anthony Giddens auch von der »Dualität von Struktur und Handeln«, die er ebenfalls als Dualität der Struktur be-

zeichnet. Der Begriff der Dualität bezeichnet eine Zweierheit, keine Gegensätzlichkeit, wie sie in der Rede vom Dualismus zum Ausdruck kommt. Mit der Dualität von Struktur und Handeln wird betont, dass »Regeln und Ressourcen, die in die Produktion und Reproduktion sozialen Handelns einbezogen sind, gleichzeitig die Mittel der Systemreproduktion darstellen« (Giddens 1988, S. 70).

Für Anthony Giddens sind Routinen eine Schlüsselkategorie zum Verständnis sozialer Prozesse: »Routinen sind konstitutiv sowohl für die kontinuierliche Reproduktion der Persönlichkeitsstrukturen der Akteure in ihrem Alltagshandeln, wie auch für die sozialen Institutionen; Institutionen sind solche nämlich nur kraft ihrer fortwährenden Reproduktion.« (Giddens 1988, S. 111f.) In Routinen werden, Giddens zufolge, sowohl gesellschaftliche Institutionen reproduziert als auch das eigene Handeln habitualisiert. Routinen versteht er als die Ursache für den rekursiven Charakter des gesellschaftlichen Lebens. In der gewohnheitsmäßigen Wiederholung alltäglichen Handelns werden die gesellschaftlichen Strukturen rekursiv reproduziert. Routinen vermitteln Sicherheiten und »Seinsgewissheit«. Der Begriff des Handelns bezeichnet folgerichtig einen kontinuierlichen Fluss von Aktivitäten, nicht eine einzelne intentionale Handlung. Während der Begriff der Routine aus einem mikrosoziologischen Kontext entwickelt und auf strukturtheoretische Probleme hin gedacht wird, setzt der Institutionsbegriff die umgekehrte Logik voraus. Giddens zufolge sind Institutionen »die dauerhaften Merkmale des gesellschaftlichen Lebens« (Giddens 1988, S. 76). Institutionen sind dauerhaft in Routinen reproduzierte Gebilde.

Giddens wendet sich gegen eine Praxis vieler SozialwissenschaftlerInnen, Raum und Zeit als bloße Randbedingungen des Handelns zu verstehen. Seiner Meinung nach müssten Raum und Zeit als zentrale Ordnungsdimensionen konzeptualisiert werden. Man könne Raum und Zeit nicht nach Belieben vernachlässigen oder behandeln, beide Kategorien seien das »Kernstück der Sozialtheorien« (Giddens 1988, S. 161). Da Giddens jedoch den Raumbegriff nicht konsistent und auch nicht durchgängig in seinem Werk zur Analyse der sozialen Wirklichkeit heranzieht (vgl. Werlen 1997, S. 166f.), variieren die Interpretationen der raumtheoretischen Facetten seines Werkes sehr (siehe auch Gregory 1989; Saunders 1989; Urry 1991).

In einer Replik auf seine Kritiker betont Anthony Giddens, dass Raum sich auf die Kontextualität sozialer Interaktion bezieht (Giddens

1989, S. 276). Er macht damit deutlich, dass Raum als Ortsbezogenheit im Handeln relevant wird und zwar nicht als geografischer Platz (*place*), sondern als *locale*, das heißt, als ein nicht über die Materialität, sondern über das Soziale definierter Ort. Raum als theoretisches Werkzeug wird in der Architektur der Giddens'schen Theorie der Strukturierung im Sinne von Ort und Regionalisierung auf der Ebene von Systemen relevant (vgl. Giddens 1988, S. 161).

Giddens unterscheidet zwischen Strukturen und Systemen. Strukturen konzeptualisiert er als Raum und Zeit überdauernde Regeln und Ressourcen. Der Systembegriff bezeichnet für ihn das Geflecht raumzeitlicher, routinierter oder institutionalisierter Handlungen. Den Handlungsbegriff selbst bezieht Giddens nur in einer Dimension auf Raum: Handlungen scheinen selbstverständlich lokalisiert zu sein. Er fragt zum Beispiel nicht, ob Handlungen Raum produzieren können. Den Strukturbegriff wiederum definiert er über den Ausschluss von Raum. »Struktur als rekursiv organisierte Menge von Regeln und Ressourcen ist außerhalb von Raum und Zeit, außer in ihren Realisierungen ihrer Koordination als Erinnerungsspuren, und ist durch eine ›Abwesenheit des Subjekts‹ charakterisiert.« (Giddens 1988, S. 77)

Während zum Beispiel Henri Lefebvre, aber auch Pierre Bourdieu (1991) und John Urry (1991), eine Idee von räumlichen Strukturen als Bestandteil der Räumlichkeit gesellschaftlicher Prozesse entwickeln, verweist die Giddens'sche Annahme, Strukturen seien Raum und Zeit überdauernde Regeln und Ressourcen, Räume auf die Konkretion von Raum als Ort. Umgekehrt fragt Giddens auch nicht nach dem Raum als Produkt des Handelns, sondern sein Augenmerk ist auf die Ausstattung der *locals*, auf die Weisen der Kontextualität gerichtet.

Raum ist für Giddens der Ort, an bzw. indem Ereignisse stattfinden und der in spezifischer Weise vorgefunden wird. »Natürlich kann ein und derselbe Raumausschnitt der Ort für mehrere gleichzeitig stattfindende soziale Ereignisse sein, deren jedes eine Vielzahl von Zusammenkünften umfassen mag.« (Giddens 1988, S. 124) Das Zitat belegt deutlich sowohl die Parallelisierung von Raum und Ort als auch die Prämisse, dass Ereignisse vielzählig sein können, verschiedene Räume an einem Ort jedoch undenkbar bleiben. Raum und Zeit, so seine Argumentation, würden aufgeteilt in Zonen im Verhältnis zu repetitiven sozialen Praktiken. Diesen Vorgang bezeichnet er als Regionalisierung. Häuser würden regionalisiert in Zimmer, Flure, Stockwerke. Tag und Nacht bieten Zonen

zur Unterscheidung von Schlaf- und Arbeitsperioden. Norden und Süden seien neben den geografischen Gebieten auch »distinktive soziale Charakterzüge« (Giddens 1988, S. 174). Giddens betont die Verknüpfung von geografischer Region und sozialer Zuweisung bzw. Orientierung.

Ein Hauptaspekt der Charakterisierung von Regionalisierung sei das »Ausmaß der Anwesenheits-Verfügbarkeit«. Das bedeutet: Regionen definieren sich über die Möglichkeiten des sozialen Beisammenseins. Soziale Phänomene haben Giddens zufolge eine raum-zeitliche Extension in Regionen. Menschen können sich aber durch ihr Bewusstsein davon distanzieren. Das Modell der Anwesenheit/Abwesenheit liege auch zugrunde, wenn in vorder- und rückseitige Regionen unterschieden werde. Auf allen gesellschaftlichen Ebenen bestehe eine Aufteilung in Zonen entlang dem Muster »vorderseitige Region« – »rückseitige Region«, der das Spannungsfeld von Zurschaustellen und Verbergen zugrunde liege. Sei es die Absonderung von einzelnen Individuen in Gefängnissen oder Psychiatrien mit dem Ziel, sie vor der Gesellschaft zu verbergen und ihnen gleichzeitig durch permanente Kontrolle den Zwang des Zurschaustellens aufzuerlegen; oder sei es die Aufteilung von Städten in vordere Regionen, die den BesucherInnen gezeigt werden, und in hintere Regionen für arme Menschen, die versteckt werden – einem Phänomen, mit dem sich bereits die Chicagoer Schule beschäftigt hat (vgl. Park/Burgess/McKenzie 1974, Orig. 1925, Kap. 1). Diese Konzeption findet sich auch bei der Zimmeraufteilung von Wohnungen wieder, und sie ist ebenfalls bei der Einteilung von Körpern zu bemerken. Die Regionalisierung des Körpers in Vorderseite (Gesicht) und Rückseite findet, so Giddens, ihr räumliches Pendant in Interaktionskontexten. Dabei wird gerade die Vorderseite, das Gesicht, mit »Fassade« assoziiert. Suggestiert wird, dass die zur Schau gestellte Vorderseite nicht authentisch sei.

Benno Werlen (1997, 2000) wendet das Giddens'sche Konzept der Regionalisierung an, um einen Perspektivwechsel von einer »Geographie der Objekte« zu einer »Geographie der Subjekte« (Werlen 2000, S. 611) zu organisieren. Raum, so betont er vor dem Hintergrund einer sich als Raumwissenschaft verstehenden Geografie, könne nicht »der Schlüsselbegriff der Weltrepräsentation« (Werlen 2000, S. 611) sein, sondern nur Handeln. Werlen gliedert den Handlungsbegriff in »zweckrational«, »normorientiert« und »kommunikativ bzw. verständigungsorientiert« auf (Werlen 1997). Anders als bei Giddens wird Raum nicht nur als Setting, sondern auch als Produkt von Handeln thematisiert. »In den unterschied-

lichen Bezügen des Handelns ändert sich – weil die Relationierungen mit dem Körper anders ausfallen – auch die Konstitution des Raumes.« (Werlen 2000, S. 612) Das heißt, je nach Handlungstypus wird Raum auch in differenter Weise hervorgebracht.

Folgerichtig thematisiert er das Hauptmoment der Raumkonstitution, die Regionalisierung, auch nach den impliziten Handlungstypen. Der Giddens'schen Zeitdiagnose folgend, dass sich die Lebensbedingungen »in vielfacher Hinsicht dem Idealtypus räumlich-zeitlich entankerter spät-moderner Lebensformen« annähern (Werlen 2000, S. 617), dass also eine Einheit von Raum und sozialem Gebilde (zum Beispiel Staaten) sich auflöse, formuliert er verschiedene Typen von Regionalisierung.

Unter dem Aspekt »produktiv-konsumtiver Regionalisierung« fragt Werlen, »unter welchen Bedingungen und mit welchen globalisierenden Implikationen die wirtschaftlichen Subjekte – auf produktiver wie auf konsumtiver Seite – alltagsweltlich agieren, ohne bereits die Machtkomponente einzubeziehen« (Werlen 1997, S. 271). Diese Machtverhältnisse finden ihren Platz im Kontext »normativ-politischer Regionalisierungen«. »Informativ-signifikative Regionalisierungen« wiederum, basierend auf der Konzeption des verständnisorientierten Interesses, fokussieren auf die Geografien der Information und damit auf Wissen, emotionale Bindung und symbolische Aneignung.

Werlen betreibt, wie Peter Weichhart schreibt, nicht die starke Form des »Raum-Exorzismus« (Weichhart 1999, S. 68) der Systemtheorie, sondern eine »schwache«. Räume und Regionen werden zum einen nicht länger als Gegenstände oder Substanzen aufgefasst, zum anderen aber auch nicht auf den Zeichencharakter reduziert. Und doch ergeben sich einige Fragen oder Kritiken, die aus der Giddens'schen/Werlen'schen Herangehensweise resultieren. In der Soziologie, die über lange Jahre hinweg, räumliche (An-)Ordnungen kaum zur Kenntnis genommen hat, klingt der Vorschlag, Raum nur als Folge und nicht selbst als Schlüsselbegriff zu thematisieren, weniger revolutionär als in der Geografie. Warum sollte man sich auf einen Schlüsselbegriff beschränken? Oder anders: Hinter der Aussage steckt eine tiefe Überzeugung: »Doch in handlungszentrierter Betrachtung geht es – im Gegensatz zum raumwissenschaftlichen Ansatz – nicht darum, eine Erklärung der Raummuster zu leisten. Vielmehr sollen der Prozess der Herstellung und vor allem die Rekonstruktion der regionalisierenden Konsequenzen für andere Handelnde im Zentrum des Interesses stehen.« (Werlen 2000, S. 617) Aber, so lässt sich

auch fragen, sind nicht die Raummuster für die Analyse genauso relevant wie der Prozess ihrer Herstellung? Werlen versucht Struktur(-en) bei Giddens konsequent nur über die Bedeutung, die sie über Handeln erlangen, zu begreifen und fokussiert deshalb wenig auf die Potenz von Strukturen, Handeln zu ermöglichen (wie für Soja oder Harvey oben dargestellt). Indem Giddens (und in Folge Werlen) Raum nicht (auch) auf der Strukturebene denkt, reproduziert er gerade den Dualismus von Struktur und Handeln anstelle die Dualität der beiden Aspekte weiterzuentwickeln. »By contrast, I shall argue that time and space should be seen as produced and producing, as contested and determined and as symbolically represented and structurally organized.« (Urry 1991, S. 160) Vieles deutet darauf hin, dass Räume nicht nur körperlich erfahren werden, sondern auch auf die Körper zurückwirken, dass Räume also in diesem Sinne nicht nur Bezugspunkt des Handelns oder Produkt des Handelns sind, sondern auch als Institutionen Handeln strukturieren. Renate Ruhne (2003) hat dies bereits für die Produktion der unsicheren Frau bzw. des sich sicher fühlenden Mannes durch die Konstruktion des öffentlichen Raums nachgewiesen. Umfassender erforscht ist diese Wechselwirkung für den Prozess der Ethnisierung. So zeigt Andreas Eckert (1996) wie durch die koloniale Raumpolitik in Afrika eine Ethnisierung der Körper produziert wird.

Zusammenfassend kann man feststellen: Giddens untersucht die Lokalisierung des Handelns. Er arbeitet dabei mit zwei prinzipiell getrennten Vorgaben, nämlich dass es prozesshaftes Handeln und räumliche Bedingungen gibt, die – und das ist eine der Soziologie keineswegs selbstverständliche Schlussfolgerung – aufeinander bezogen werden müssen. Er entscheidet sich dafür, diesen Bezug im Gebäude seiner Handlungstheorie auf der Ebene herzustellen, die er »System« nennt, also durch Zusammenführung beider Vorgaben in einem Geflecht verorteter Handlungen. Mit Hilfe dieses Schrittes gelingt es ihm, die Wechselwirkung zwischen Regionalisierung und Handeln zu erfassen. Indem Giddens jedoch Raum nur als das in Orte eingelassene Setting thematisiert, vergibt er die Möglichkeit, Raum und Ort als soziologische Begriffe zu nutzen, die Unterschiedliches bezeichnen. Die Differenz zwischen dem einzigartigen Ort und dem institutionalisierten Raum zum Beispiel ist nicht mehr benennbar. Das Verhältnis zwischen dem je spezifischen Ort mit seiner Materialität und den verallgemeinerbaren Formen von Regionalisierungen bleibt so ungeklärt. Auch wie verschiedene *localities* selbst und nicht nur ihre Regionalisierung produziert werden, so betont zum

Beispiel Derek Gregory (1989), bleibt somit unerforscht. Werlen versucht durch Typen von Regionalisierungen zwar die Perspektive zu erweitern, erhält dadurch jedoch das Problem, dass die Typen zwar wissenschaftliche Perspektivierungen sein können (Materialität/Ökonomie, Normen/Politik sowie Wissen/Zeichen), die Beziehung zwischen den Aspekten jedoch ebenso ungeklärt wie die Trennschärfe zwischen den Feldern problematisch ist.

EINE RAUMSOZIOLOGISCHE KONZEPTION

Um die Dynamik der Räume, ihre Prozesshaftigkeit, ihr Gewordensein, ihre Vielfältigkeit, aber auch ihre Strukturierungskraft zu begreifen, schlage ich vor, die Giddens'sche Erkenntnis einer Dualität von Struktur und Handeln auf eine Dualität von Raum auszuweiten (vgl. ausführlich Löw 2001, S. 152ff). Ich begreife Räume als relationale (An-)Ordnungen von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten. Mit dem Begriff der (An-)Ordnung wird betont, dass Räume erstens auf der Praxis des Anordnens (als Leistung der wahrnehmend-kognitiven Verknüpfung sowie auch als Platzierungspraxis) basieren, Räume aber zweitens auch eine gesellschaftliche Ordnung vorgeben. Diese Ordnung im Sinne von gesellschaftlichen Strukturen ist sowohl dem Handeln vorgängig als auch Folge des Handelns. Von räumlichen Strukturen kann man demnach sprechen, wenn die Konstitution von Räumen, das heißt entweder die Anordnung von Gütern bzw. Menschen oder die Synthese von Gütern bzw. Menschen zu Räumen (das Wiedererkennen, Verknüpfen und Erspüren von (An-)Ordnungen), in Regeln eingeschrieben und durch Ressourcen abgesichert ist. Neben politischen, ökonomischen oder rechtlichen Strukturen existieren demnach auch räumliche (und zeitliche) Strukturen. Sie gemeinsam bilden die gesellschaftliche Struktur. Räumliche Strukturen müssen, wie jede Form von Strukturen, im Handeln verwirklicht werden, strukturieren aber auch das Handeln. Die Dualität von Handeln und Struktur ist in diesem Sinne auch die Dualität von Raum. Das bedeutet, dass räumliche Strukturen eine Form von Handeln hervorbringen, welches in der Konstitution von Räumen eben jene räumlichen Strukturen reproduziert. Die Rede von einer Dualität von Raum bringt so die Überlegung zum Ausdruck, dass Räume nicht einfach nur existieren, sondern dass sie im

Handeln geschaffen werden und als räumliche Strukturen, eingelagert in Institutionen, Handeln steuern.

Menschen handeln in der Regel repetitiv, das heißt, sie gewöhnen sich Routinen an bzw. erlernen Routinen, die ihre Aktivitäten in gewohnte Bahnen verlaufen lässt. Sie müssen nicht lange darüber nachdenken, welchen Weg sie einschlagen, wo sie sich platzieren, wie sie Waren lagern und wie sie Dinge und Menschen miteinander verknüpfen. Sie haben ein Set von gewohnheitsbedingten Handlungen entwickelt, welches ihnen hilft, ihren Alltag zu gestalten. Um dies genau zu verstehen, hilft die von Anthony Giddens (1988) vorgeschlagene Unterscheidung in diskursives Bewusstsein, das heißt jene Sachverhalte, die Handelnde in Worte fassen können, und praktisches Bewusstsein, das das Wissen umfasst (auch im körperlichen und emotionalen Sinne), welches Handelnde im Alltag aktualisieren, ohne auf bewusste Reflexionsprozesse zurückzugreifen. Beide Bewusstseinsformen werden im alltäglichen Handeln ergänzt durch das Unbewusste, verdrängte Motive des Handelns. Die Konstitution von Raum geschieht in der Regel aus einem praktischen Bewusstsein heraus, das zeigt sich besonders darin, dass Menschen sich selten darüber verständigen, wie sie Räume schaffen. In der fortwährenden wechselseitigen Konstitution von sozialem Handeln und sozialen Strukturen entstehen Räume als Ergebnis und Voraussetzung des Handlungsverlaufs. Sie basieren auf zwei sich in der Regel gegenseitig bedingenden Prozessen: dem Spacing und der Syntheseleistung (vgl. Löw 2001). Räume entstehen erstens dadurch, dass Elemente aktiv durch Menschen verknüpft werden. Das heißt, über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse werden soziale Güter und Menschen/Lebewesen zu Räumen zusammenfasst.

Zweitens gehen mit der Entstehung von Räumen meistens (mit Ausnahme der Architekturzeichnung z.B.) Platzierungen einher. Raum konstituiert sich also auch durch das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen bzw. das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen (zum Beispiel Orteingangs- und -ausgangsschilder). Dieser Vorgang wird im Folgenden Spacing genannt. Spacing bezeichnet also das Errichten, Bauen oder Positionieren. Als Beispiele können hier das Aufstellen von Waren im Supermarkt, das Sich-Positionieren von Menschen gegenüber anderen Menschen, das Bauen von Häusern, das Vermessen von Landesgrenzen, das Vernetzen von Computern zu Räumen genannt werden.

Es ist ein Positionieren in Relation zu anderen Platzierungen. Spacing bezeichnet bei beweglichen Gütern oder bei Menschen sowohl den Moment der Platzierung als auch die Bewegung zur nächsten Platzierung. Im alltäglichen Handeln der Konstitution von Raum existiert eine Gleichzeitigkeit der Syntheseleistungen und des Spacing, da Handeln immer prozesshaft ist. Tatsächlich ist das Bauen, Errichten oder Platzieren, also das Spacing, ohne Syntheseleistung, das heißt, ohne die gleichzeitige Verknüpfung der umgebenden sozialen Güter und Menschen zu Räumen, nicht möglich.

Wichtig für das Verständnis dieses Raumbegriffes ist es, dass Menschen nicht nur Dinge (also nicht nur die materiale Welt), sondern auch (selbst aktiv in das Geschehen eingreifende) andere Menschen oder Menschengruppen verknüpfen. Wenn Menschen wie Pflanzen, Steine oder Berge Teil einer Raumkonstruktion sein können, dann verliert die Unterscheidung von sozialen und materiellen/physischen Räumen (wie man sie bei Lefebvre noch in Ansätzen findet) ihren Sinn. Räume sind, da sie im Handeln entstehen und auf Konstruktionsleistungen basieren, stets sozial. Materiell sind platzierte Objekte, welche zu Räumen verknüpft werden. Diese Materialität ist jedoch nicht als »reine«, »unbeeinflusste«, gar »natürliche« erkenn- oder erfühlbar, sondern als vergesellschaftete Wesen nehmen Menschen auch die Materialität durch ein tradiertes System von Sinngebungen und damit symbolischen Besetzungen wahr.

Menschen weisen die Besonderheit auf, dass sie sich selbst platzieren und Platzierungen verlassen. Darüber hinaus beeinflussen sie mit Mimik, Gestik oder Sprache die Raumkonstruktionen. Wenngleich Menschen in ihren Bewegungs- und Entscheidungsmöglichkeiten aktiver sind als soziale Güter, so wäre es dennoch eine verkürzte Annahme, würde man soziale Güter als passive Objekte den Menschen gegenüberstellen. Auch soziale Güter entfalten eine Außenwirkung zum Beispiel in Gerüchen und Geräuschen und beeinflussen in dieser Weise die Möglichkeiten der Raumkonstruktionen. Atmosphäre wird somit zu einer Qualität von Räumen, die nicht selten Ein- und Ausschlüsse (im Sinne von gruppenspezifischen Wohlfühlen oder Fremdfühlen) zur Folge hat (vgl. Löw 2001, S. 2004ff.).

Auf jeder Ebene der Raumkonstitution, der wahrnehmend-kognitiven Verknüpfung wie auch der Platzierungen, handeln Menschen weder individuell einzigartig noch übergreifend identisch. Vielmehr sind Gesellschaften durch Klassen, Geschlechter, Ethnien oder Altersgruppen struk-

turiert. Räume können für gesellschaftliche Gruppen unterschiedlich relevant werden. Sie können unterschiedlich erfahren werden. Sie können Zugangschancen und Ausschlüsse steuern. Sie können zu Auseinandersetzungsfeldern im Kampf um Anerkennung werden. Somit werden über Raumkonstitutionen meist auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse ausgehandelt.

Jede Konstitution von Raum, so kann man zusammenfassen, ist bestimmt durch die sozialen Güter und Menschen zum einen und durch die Verknüpfung derselben zum anderen. Nur wenn man beide Aspekte, also sowohl die »Bausteine« des Raums als auch deren Beziehung zueinander kennt, kann die Konstitution von Raum analysiert werden. Das bedeutet für das Verständnis von Raum als soziologischen Begriff, dass sowohl über die einzelnen Elemente als auch über die Herstellung von Beziehungen zwischen diesen Elementen Aussagen getroffen werden müssen.

Damit kann der hier vorgeschlagene Raumbegriff nur noch in Bezug auf seine Ausgangsannahme, »Raum ist das Resultat einer Anordnung«, als relativistisch bezeichnet werden. Da relativistische Positionen immer ein Primat der Beziehungen behaupten, das heißt davon ausgegangen wird, dass die Wirklichkeit sich nur oder in erster Linie über Beziehungen herstellt (vgl. Petzoldt 1924), wird mit der gleichzeitigen Betonung von angeordnetem Objekt und Relationenbildung die relativistische Sichtweise überschritten. Da erst die miteinander verknüpften sozialen Güter und Menschen zum Raum werden, muss der Relationenbildung große theoretische Aufmerksamkeit gewidmet werden, daher wird der hier vorgestellte Begriff auch als »relational« bezeichnet. Dies soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass ohne ein Verständnis der Konstitution der sozialen Güter und Menschen als Elemente der Räume und als Resultat der Räume räumliche (An-)Ordnungen unbegriffen bleiben. Dies sind zwei Perspektiven auf den Konstitutionsprozess, welche nicht als hierarchisch nacheinander geordnete zu verstehen sind (vgl. unter methodologischen Gesichtspunkten Sturm 2000). Es geht also nicht darum, prinzipiell zuerst die Objekte und dann deren Beziehung zu bestimmen, sondern es können genauso zunächst die Beziehungsformen betrachtet und dann daraus das Wissen über die Elemente erweitert werden.

Während auf der einen Seite marxistische Theoretiker wie David Harvey dem Raum insbesondere in seinen Materialisierungen eine aktive Wirkungsweise zuschreiben, die – in der Tradition von Lefebvre – vor allem durch den Kapitalismus/den Staat als Produzent von Räumen kon-

zeptionell ergänzt werden und gemeinsam ein Produktions-Wirkungs-Gefüge bilden, so wählt insbesondere Benno Werlen auf der anderen Seite eine Perspektive, die Raum allein als Folgen des Handelns von Individuen entwirft. Quer zu diesen sich ausschließenden Entwürfen schlage ich vor, die Giddens'sche Dualität von Handeln und Struktur in dem Sinne ernst zu nehmen, dass Raum als Anordnung im Sinne von Potential und Zwang gleichzeitig strukturierend wirkt, diese Strukturen jedoch im Akt der Platzierung und Synthese (individuell und) kollektiv hergestellt werden müssen. Nicht jede Platzierung ist strukturbildend, Struktur ist mehr als individuelle Handlungen, aber Raum kann selbst gesellschaftliche Struktur sein und als solche ist er gerade sozial- und kulturwissenschaftlich von besonderem Interesse in seiner Verwirklichung im Handeln (auch im subversiven Sinne).

3. Die konflikthafte Re-Figuration von Räumen in der späten Moderne

Gerade weil die Arten und Weisen, wie Räume gebildet werden, je spezifische Strukturbedingungen in Gesellschaften etablieren (vgl. Kapitel 2), ist es für jede Art von Gesellschaftsdiagnose von höchster Relevanz, dass räumliches Handeln und Raumformen seit den langen 1960er Jahren deutlichen Veränderungen unterworfen sind. Mit dem Spatial Turn in nahezu allen Geistes- und Sozialwissenschaften Ende des 20. Jahrhunderts wird die (raum-)theoretische Debatte reflektiert, aber auch auf gesellschaftliche Umbrüche in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren reagiert (Günzel 2017, S. 9ff.; Fuller/Löw 2017). Will man verstehen, unter welchen Raumbedingungen sich Städte heute, in der späten Moderne, formieren (als Raum, als Teil eines räumlichen Gefüges und auch in ihrer Strukturierung über Räume), so muss man sich zwei qualitative Umschlagpunkte in der Geschichte der Moderne vor Augen führen: die Durchsetzung der Territorialisierung als Raumprinzip, die als Strukturmerkmal der Moderne gilt, sowie die konflikthafte Re-Figuration von Räumen in der späten Moderne (Knoblauch/Löw 2017).

Die Geschichte der Moderne beginnt nicht nur mit einer umfassenden Urbanisierung, wie man von Lefebvre lernen kann (siehe Kapitel 1), sondern auch, wie die Forschung zur frühen Neuzeit in den letzten Jahren intensiv herausgearbeitet hat, über die sukzessive Durchsetzung des Territoriums als zentrale räumliche Organisationsform. Der Wandel zeigt sich zunächst vor allem in drei Praktiken (Landwehr 2007; Gugerli/Speich 2002): in der topografischen Vermessung, der statistischen und kartografischen Erfassung sowie in der an die Aufklärung gekoppelten Vorstellung, dass Territorialität staatlich herstellbar sei (Jureit 2012, S. 22; Raffestin 1980; Osterhammel 2000; Balibar/Wallerstein 1991; Günzel/Nowak 2012). Die Kartografie entwickelt sich zum Leitmedium räum-

licher Repräsentation, welche sukzessive alltägliche Raumvorstellungen, -orientierungen und -wahrnehmungen beeinflusst (Mignolo 2000; Shields 2013, S. 64). Eine zuvor vielfältige Schichtung von Machtfeldern und Handlungshoheiten wird zunehmend homogenisiert und innerhalb der Territorien auch zentralisiert (Elias 1976, Orig. 1939). Mit der Veränderung imperialer Ordnungen (Leonhard 2013), das heißt auch der Anpassung multiethnischer Empires an das »Modell des homogenisierenden Nationalstaates seit den 1860er Jahren« (von Hirschhausen/Leonhard 2011, S. 402) und der weitgehenden Durchsetzung eines – exklusiv gedachten – staatlichen Territorialraums als Leitbild, weist die Moderne eine starke Tendenz zur Homogenisierung ihrer Räume auf (Harvey 1991, S. 155; Harvey 1982). Die Territorienbildung als räumliches Strukturprinzip erfasst nicht nur politische Räume, sondern setzt sich auch in Städten in Form der Produktion homogener Zonen durch (Kinderspielplätze, Fußgängerzonen, Altstadtzonen, Erholungszonen etc.). Sie reicht bis zu der jedem Einzelnen vertrauten, auch in antiken Schriften (Casey 1997, S. 50ff.; Shields 2013, S. 45f.) zu findenden Vorstellung, dass Raum als *container* beschreibbar sei (Einstein 1960, S. XIII). Diese wurde von Newton im 17. Jh. (1988, Orig. 1687, S. 44) zum absoluten Raum ausgebaut und begründet und verfestigte sich im 19. und 20. Jh. zunächst in Kolonialraum-, Lebensraum- und Großraumkonzepten (Jureit 2012). Sie stabilisiert sich dabei zugleich in vielen Gesellschaften als allgemeine Raumvorstellung (Muchow/Muchow 1935; Piaget/Inhelder 1975, Orig. 1947; Löw 2001, S. 69ff.). Auch die Forschungspraxis, einschließlich der Forschungsmethoden, bleibt nicht unbeeinflusst, insofern zumeist pragmatisch Raumausschnitte definiert werden, sodass die Verflechtungen jeweils stets nur im Raumausschnitt analysiert werden können (Löw 2001, S. 63ff; Baur et al. 2014).

Gerade weil sich der Umgebungsraum als *container* im Alltag durchsetzt und das Territorium die politische Leitfigur wird, lassen sich im 19. und 20. Jh. auch dialektisch darauf bezogene Gegenbewegungen erkennen. In der Mathematik mit der Ausbreitung der nicht euklidischen Geometrien setzt der Prozess der Relationalisierung von Raum Mitte des 19. Jh. ein und findet in der Relativitätstheorie Anfang des 20. Jh. einen markanten Beleg. In der Kunst des Kubismus und Expressionismus, im absurden Theater und in der dadaistischen Literatur artikulieren sich relationale Raumfiguren (Giedion 1941). Die Großstadt entwickelt sich zum räumlichen Pendant des nationalen Territoriums, insofern sie sich als

heterogenes, sozial inklusives Gebilde mit unklaren Grenzen herausbildet. Im Zuge ökonomischer Komplexitätssteigerung Ende des 19./Anfang des 20. Jh. gilt zudem, dass mit der Konstitution des nationalstaatlichen Territoriums zugleich die globale Vernetzung gestärkt wird. Sebastian Conrad (2006, S. 324) spricht hier von »Regimen der Territorialität«, d.h. von »sich verändernden Beziehungen zwischen Nation und Staat, Bevölkerung und Infrastruktur, Territorium und globaler Ordnung« (ebd.).

Festhalten lässt sich, dass sich – wie Norbert Elias (1976/1939) es formulieren würde – im 20. Jahrhundert »psychogenetisch« die Vorstellung durchsetzt, in umgebenden, oft begrenzten Räumen zu leben, die sich wiederum »soziogenetisch« in der politisch-planerischen Durchsetzung des Territorialraums als Ordnungsprinzip spiegelt. Diese Durchsetzung ist – wie immer – nicht konfliktfrei: Sie motiviert Gegenbewegungen, die diese Behälterraumvorstellung wieder demontieren, und provoziert auch subversives Handeln, wenn z.B. Zonen und Territorien zu globalen Zirkulationsplattformen werden.

RE-FIGURATION VON RÄUMEN IN DER SPÄTEN MODERNE

Diese Gegenbewegungen gewinnen an Dynamik und Plausibilität durch die sozialen Veränderungen im Zuge der langen 1960er Jahre (siehe dazu Knoblauch/Löw 2017¹). Die Wandlungsprozesse wurden bereits in der Theoriebildung der 1970er Jahre beschrieben (z.B. Lyotard 1979; Deleuze/Guattari 1997, Orig. 1980) und lassen sich durch aktuelle historische und soziologische Forschung weiter plausibilisieren. Der Historiker Charles S. Maier etwa charakterisiert das 20. Jh. über Territorialisierung als »the emergence, ascendancy, and subsequent crisis of what is best labeled ›territoriality« (Maier 2000, S. 807). Er setzt das Ende der Periode einer Fokussierung auf begrenzte Territorialräume und deren identitätspolitische Aufladung etwa um 1970 an.

Soziologisch rücken mit Manuel Castells stärker die Medienumbrüche im späten 20. Jh. in den Blick, die zur Herausbildung eines sogenannten

1 | Die folgenden Ausführungen basieren ganz wesentlich auf den Debatten im Rahmen des DFG-Sonderforschungsbereichs 1265 »Re-Figuration von Raum«, vor allem in der Phase der Antragstellung. Ich danke allen Antragsteller/innen für hilfreiche Hinweise auf Literatur, für Ergänzungen und Kritik.

information age (Castells 2001, Orig. 1996) und der *communication power* (2009) führen. Der Bruch entsteht ihm zufolge mit der Durchsetzung eines *space of flows* ab den 1980er Jahren, durch den sich Kommunikationsstrukturen entscheidend verändern und eine enorme Komplexitätssteigerung sozialer Beziehungen bewirkt wird.

Politischer Bezugspunkt für die Diagnosen ist die Zeit des Vietnamkrieges, der zum symbolischen Zentrum jener auch mit dem Jahr »1968« umschriebenen Umbruchphase wurde, in der in vielen Gesellschaften totalitäre Handlungsmuster, lineare Geschichtserzählungen und homogenisierende Großformate (wie der Behälterraum oder der Masterplan) an Legitimation verlieren. In den sozialen Bewegungen etablieren sich wie selbstverständlich auch neue Raumfigurationen, wenn z.B. im Zuge der Friedensbewegung Vorgärten zu atomwaffenfreien Zonen erklärt werden und damit in bislang unbekannter Weise globale Bedrohungen mit lokalen Handlungen verbunden werden (Schregel 2011). Zeitgleich stellen die Frauen- wie auch die Schwulen- und Lesbenbewegungen Einheits- und Ordnungsfantasien wie z.B. die Figur der Identität grundlegend infrage, was sich wiederum auf das Modell des Behälterraums mit der Behauptung der Homogenität seiner Elemente nach innen und die Zuweisung einer Differenz nach außen auswirkt (Mol/Law 1994). Die 1970er Jahre stehen auch für die Krise des modernen Städtebaus und damit die Frage, wie viel Vielfalt und Spezifik der städtische Raum braucht, um als attraktiv erfahren zu werden (Noller/Ronneberger 1995, S. 40).

Insgesamt wird seit den 1970er Jahren zunächst unter dem Begriff der Globalisierung eine Zunahme an weltweiter Vernetzung und globalem Austausch konstatiert, welche dann unter der Überschrift der Transnationalisierung (Mau 2007; Cattacin/Domenik 2014) auf länderspezifische Muster der Kontaktnetzwerke und Austauschbeziehungen hin untersucht und (gegen die Idee des gleichmäßigen Flusses) auf räumliche Konzentrationen von Kommunikation befragt wurde. Es wird betont, dass die Globalisierung als Verdichtung der Welt durch Verknüpfung von Lokaltäten auch mit der »Glokalisierung« zusammenhängt, welche die gleichbleibende Rolle von Orten betont (Robertson 1998). Schließlich wurden das Auseinanderdriften von Strömen und die Herausbildung von *scapes*, d.h. globalisierten, deterritorialiserten Räumen mit eigener Logik, problematisiert. Insbesondere Appadurai (1996) argumentiert, dass sich die Einheit von Kultur und Ort aufgelöst habe und die Zirkulation von Information, Wissen, Bildern und Deutungen zur Entstehung von *scapes*

führen, nämlich *ethnoscapes*, *technoscapes*, *financescapes*, *mediascapes* und *ideoscapes*, die territoriale Logiken infrage stellen. Auch nach Faist (2000) entstehen durch eine Intensivierung grenzüberschreitender Bindungen bei gleichzeitiger Ausweitung der Migration (Faist 2000; Faist/Ette 2007) eigene soziale Räume, die sich vor allem aus Kleingruppen, Kreisläufen und Gemeinschaften speisen. Durch neue Medien können Kommunikation und Transferleistungen ins Heimatland sowie politische Mitbestimmung dort trotz Wanderung systematisch aufrechterhalten werden, was noch in der ersten Hälfte des 20. Jh. unmöglich gewesen wäre. Etabliert hat sich, so auch Pries (2008), eine neue transnationale Praxis der dauerhaften und kontinuierlichen Kommunikation über mehrere Orte hinweg (siehe auch Schwenken/Ruß-Sattar 2014). Neben die Zirkulation von Gütern, Technologien und Materialien tritt die Mobilität von Menschen in fortdauernder Migration und zunehmenden beruflichen und privaten Reisen (Augé 1992; Urry 2007; Pott 2011), was, alternativ zum Begriff des Transnationalen, auch als *translocal subjectivity* (Conradson/McKay 2007) und *translocal assemblages* (McFarlane 2011) beschrieben wird. Wir beobachten eine verstärkte Bildung trans- und multinationaler Konzerne (Lash/Urry 1994; Barry 2006), eine Steigerung internationaler Interaktionen und vernetzter koordinierender Wertschöpfungsketten (Bathelt et al. 2004) bei gleichzeitiger Stärkung lokalspezifischer Logiken, Konzentrationen und historisch gewachsener Konstellationen aus Institutionen, (Wirtschafts-)Praktiken und Infrastrukturen. Das Agieren von Unternehmen lasse sich, so Lüthi und Kollegen, daher kaum mehr mit Konzepten von Verschachtelung (»spatially nested hierarchy«, Lüthi et al. 2013, S. 284f.) beschreiben, vielmehr bilden überlappende, transskalar organisierte Netzwerke bei gleichzeitiger räumlicher Konzentration das Organisationsprinzip von Unternehmen (ebd., S. 291).

Seit den 1990er Jahren erleben wir nun mit dem Übergang zu digitalen Kommunikationstechnologien eine erneute und erweiterte intensive Vervielfältigung von Räumen. Konnte man zuvor noch unmittelbare und mittelbare Kontexte der Kommunikation unterscheiden, so sind Räume nunmehr zunehmend medial verbunden (Knoblauch 2017). Insbesondere die Verbreitung des Personal Computers und die Entwicklung des elektronischen Netzes bewirken eine enorme Komplexitätssteigerung sozialer Beziehungen und verändern die systematische Koppelung von Raum und Handeln. Hierbei handelt es sich nicht um eine einfache Virtualisierung, sondern um durch Erfahrungen und Handlungen verbundene,

Anwesenheit und Abwesenheit neu formierende Parallelwelten, welche auf einem systematischen Erodieren von Homogenitätsvorstellungen in Folge sozialer Umwälzungen in den Jahren nach 1968 aufsetzen. Daher kann man von einer »Re-Figuration« sprechen.

RE-FIGURATION

Hubert Knoblauch argumentiert, dass sich Gesellschaft heute über zwei ›Logiken‹ gleichzeitig und durchaus konfliktreich formiert.

›Die erste ›Logik‹ der Moderne wollen wir als eine Großfiguration bezeichnen, die sich durch die Ausdifferenzierung von institutionellen, spezialisierten ›Systemen‹ auszeichnet. Die zweite ›Logik‹ der Kommunikationsgesellschaft weist auf eine andere Figuration hin, die sich durch Relationierung auszeichnet und für die das Modell des Netzwerkes steht.« (Knoblauch 2017, S. 383)

Übertragen auf Raum heißt das, dass sich territoriale Raumformen (wie Nationalstaat, Zone, Lager, Kolonie etc.) neben/über/unter fluidere, in ihrer Relationalität explizitere Raumformen wie Netzwerke, Schichten, Clouds, Bahnenräume etc. schieben. Der Begriff der Re-Figuration eignet sich, so Knoblauch weiter, dazu, eine bloße Gegenüberstellung der beiden Ordnungen zu vermeiden und zu betonen, »dass es uns nicht um eine neue ›Epoche‹, eine Epochengrenze oder gar eine ›Schwelle‹ geht« (ebd., S. 391; vgl. auch Knoblauch/Löw 2017). Kennzeichen einer spätmodernen Gesellschaft ist es vielmehr, dass sich Prinzipien der Translokalisierung, Vernetzung und Kommunikativierung und Prinzipien der Zentralisierung überlagern, einander entgegenstehen, zuweilen konflikthaft, zuweilen sich gegenseitig bedingend. Zum Beispiel: 1960 gab es weltweit ca. 5 Sonderwirtschaftszonen, also Zonen mit eigenen Gesetzen innerhalb eines Nationalstaates. Heute gibt es mehr als 5.000 (Bach 2011). Wer Sonderwirtschaftszonen schafft, produziert Territorialräume sowie gleichzeitig auch Plattformen für globale Zirkulation (Arbeitskräfte, Waren und Geld können schneller zirkulieren). Dabei ist die Pointe, dass das nationale Territorium quasi bildhaft durchlöchert wird, indem die Grundregel »gleiches Recht im Staat« aufgegeben wird. Mit dem Begriff der Re-Figuration wird erstens der Prozess beschrieben, dass seit den späten 1960er Jahren qualitative Umschlagpunkte zu beobachten sind, die jedoch weder

einen Anfangs- noch einen Endpunkt kennen. Zweitens wird mit Re-Figuration die Spannung zwischen ›Logiken‹ und Raumstrukturen benannt. Offensichtlich löst sich das Prinzip der Territorialisierung nicht auf, wie man an den vermehrt zu beobachtenden Grenzbauten sehen kann (Löw/Weidenhaus 2017), aber die Enthierarchisierung, Vernetzung und Durchlässigkeit von Grenzen trifft auf Hierarchisierung, Zentralisierung und Schließung. Dieses Zusammentreffen wird als Re-Figuration bezeichnet, wobei empirisch zu prüfen ist, in welchem Fall es harmonisch und wann es konflikthaft (sowie jeweils mit welchen Folgen) verläuft. Wie Hubert Knoblauch betont, ist dieser Prozess der Re-Figuration kein auf die westliche Moderne beschränkter Prozess, sondern »erfasst sicher auch die indische, chinesische, andere asiatische, südamerikanische und afrikanische ›multiple modernity‹« (Knoblauch 2017, S. 196), und zwar gerade *weil* die Gesellschaften miteinander verwoben sind (Randeria 2000).

Bezieht man Re-Figuration konsequent auf Räume, so muss man davon ausgehen, dass Prozesse von Homogenisierung und Heterogenisierung ineinander spielen und dass es sowohl zur Verbindung als auch zur Entkoppelung von Orten und Handlungssituationen kommt, dass Zentrenbildung (insbesondere in Städten) sich aus der Diaspora speist (vgl. z.B. Judith Butlers Argumentation zu Israel und israelischen Städten 2012), dass Netzwerke Schichtungen verstärken (Foucault 1991), dass Territorien ihre Logik nicht vor Ort, sondern aus der Relation gewinnen (Löw/Weidenhaus 2017), dass das Anderswo den Kern des Hier definiert etc. Wir leben in Abhängigkeiten und Verflechtungen – was auch bedeutet, dass Raumproduktion maßstabsübergreifend und Feldlogiken durchkreuzend erfolgt.

Für Norbert Elias (1994, Orig. 1969, 1976) war die »Figuration der Figuration« die moderne nationalstaatliche Gesellschaft. Ihre zentralistische Ordnung entspricht noch der sicheren Territoriumsstruktur und auch der Organisationsstruktur der Massenmedien, die sich durch eine starke Monopolisierung auszeichne(te)n. Da diese Ordnung nun von einer stärker netzwerkförmigen Ordnung begleitet wird, ist davon auszugehen, dass sich der Territorialraum zunehmend mit komplexeren Interdependenzgeflechten, die insbesondere durch translokale, polykontexturale und mediatisierte Bezüge geprägt sind, überschreibt (siehe ausführlich Knoblauch/Löw 2017).

Norbert Elias hat stets die komplementäre Dynamik von Sozialstruktur (Soziogenese) und Persönlichkeitsstrukturen (Psychogenese) betont.

Will man eine Interdependenz der Mikro- und der Makroebene annehmen (darum geht es bei dieser Dynamik), dann ist plausibel, dass sich Raum sowohl im Wissen und in Interaktionen als auch in institutionalisierten Mustern von Raumanordnungen verändert. Für diesen doppelten Wandel gibt es bereits starke Hinweise. So wird etwa die Sozialisation von Kindern in eine als homogen erfahrene Umgebung (Muchow/Muchow 1935; Pfeil 1955) zunehmend durch Verinselungserfahrungen ersetzt (Zeiber/Zeiber 1994). Kinder erleben den sie umgebenden Raum immer weniger als *einen* zusammenhängenden Raum, sondern zunehmend als vielfältig vernetzte Raumstücke. Dies ist eine Veränderung, die sowohl für steigenden Vandalismus in öffentlichen Räumen und größere Begeisterung für extremistische Bewegungen (Heitmeyer 1996) als auch für eine Wiederbelebung der öffentlichen Räume der Innenstädte verantwortlich gemacht wird. Statt vor dem Fernseher zu sitzen, bewegen sich die Jugendlichen (und nicht nur sie) nun mit mobilen Endgeräten durch die Stadt. Da sie bei diesen Bewegungen durch die Stadt bei Orientierungsbedarf kaum noch herkömmliche Stadtpläne, sondern Navigationssysteme benutzen, lernen Kinder weniger über Räume aus der direkten Interaktion mit gebauter Umwelt (siehe Münzer et al. 2006; Münzer 2012). Das Vermögen, sich ohne Hilfsmittel zu orientieren, nimmt ab. Dafür werden Rauminformationen, die digitale Navigationssysteme bieten, in die eigenen Raumvorstellungen integriert. Es ist davon auszugehen, dass Raumkonstruktionen von Kindern heute weniger homogen sind, als dies 1935 noch Martha Muchow oder Elisabeth Pfeil im Jahr 1955 beobachten konnten. Wie anders liest sich zum Beispiel noch Pfeils Analyse des räumlichen Handelns eines Großstadtkindes:

»Das Kind erfährt die Welt in konzentrischen Kreisen; Mittelpunkt ist der Intimbereich der Familie. Von hier aus erfolgt sein Ausgriff in die Welt, hierhin kann es sich jederzeit zurückwenden. Zu jeder Gemeinschaft, an der das Kind teilnimmt, gehört ein räumlich abgegrenzter Bezirk; in ihn einzutreten heisst, Menschen zu begegnen. Kontakt mit Menschen setzt Eintritt in die räumlichen Konfigurationen der Gesellschaft voraus.« (Pfeil 1955, S. 12)

Obwohl Pfeil bereits von den räumlichen Konfigurationen im Plural schreibt, denkt sie diese als abgegrenzte Bereiche, die mit dem Alter zwar weiter werden können, aber als klar begrenzte Räume erfahren werden. Ihnen wird die Familie als intimer, von der Öffentlichkeit un-

gestörter Rückzugsort entgegengesetzt. Heute dagegen wird Kindheit oft als mediatisiert beschrieben – »neue Raumerfahrungen und -bezüge« (Tillmann/Hugger 2014, S. 31), die weit über die familiäre Sozialisation hinausgreifen, werden zum selbstverständlichen Teil des Aufwachsens schon kleinster Kinder. Spätestens mit der Schule wird die Komplexität der Raumbezüge von Kindern und Jugendlichen unübersehbar. Immer mehr Schulen lassen ihren Schulhof mit Videokameras überwachen (siehe z.B. Bürgerschaft der freien Hansestadt Hamburg 2017). Die Jugendlichen kommunizieren in der Pause zugleich territorial-konflikthaft in Abgrenzung zu anderen Gruppen, relational zu einem externen Kontrollraum, von dem aus sie beobachtet werden, über digitale Medien mit Freunden außerhalb der Schule (zuweilen gar außerhalb des Landes), und dabei bleibt der Schulhof, da sie oft den Stadtteil viel schlechter kennen als den Bahnenraum des öffentlichen Nahverkehrs, ein Knoten in einem städtischen Netzwerk. Ein Kind auf dem Schulhof ist immer in vielen Räumen. Es konstituiert Raum auf komplexe Weise immer als Mehrzahl verschiedener Räume in einer Handlungssituation. Man kann auch vom Zwang zur Herstellung von Räumen unterschiedlicher Reichweite in jeder Handlungssituation – nicht nur für Kinder – sprechen. Da dem Raumdenken, wie einleitend in diesem Buch dargestellt, eine Differenzlogik innewohnt, d.h. die Arbeit mit der Kategorie Raum die Frage nach den vielfältigen, sich überlappenden, aufeinander verweisenden Raumstrukturen aufwirft, bietet die raumtheoretische Perspektive zugleich die Möglichkeit, eine Antwort auf die Frage zu suchen, wie Menschen heute unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen Räume neu formen, wie sie diese Räume zueinander ins Verhältnis setzen bzw., allgemeiner, wie gesellschaftlicher Wandel verstanden werden kann.

ÖFFENTLICHE RÄUME IN STÄDTEN

Wie wichtig eine solche Perspektive und Frage für die Stadtsoziologie ist, lässt sich am Beispiel von öffentlichen Räumen verdeutlichen. Die Rede vom öffentlichen Raum ergibt nur in Bezug auf den Bereich der alltäglichen Umwelt, d.h. in der Regel im Zusammenhang mit Städten, Sinn. Ein Raum (im Sinne einer Anordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten) wird als öffentlich klassifiziert, wenn er sich auf ein städtisches (im Einzelfall auch dörfliches oder ländliches) Arrangement

bezieht. Ein Nationalstaat, eine supranationale Einheit wie Europa oder eine Sonderwirtschaftszone würde man nicht als öffentlichen Raum bezeichnen. Umgekehrt wird ein Raum privat, wenn er sich entweder auf das Wohnen allgemein oder auf konkrete Orte bezieht, die als Rückzugsorte fungieren.

In der Stadtsoziologie wird viel am Beispiel von öffentlichen und privaten Räumen über sozialen Wandel diskutiert. Es ist die Rede von der »Verlagerung von Funktionen zwischen öffentlichen und privaten Räumen« (Siebel 2004, S. 29) oder davon, dass die »öffentlich nutzbaren Räume in der Stadt [...] seit einiger Zeit erheblichen Wandlungsprozessen« (unterliegen, ML)« (Herlyn 2004, S. 121), und Selle fragt: »Was ist denn nun wirklich los in den öffentlichen Räumen?« (2004, S. 131). Insgesamt herrscht Unübersichtlichkeit:

»Jeder Besitzer eines Handys kann prinzipiell jederzeit und überall erreicht werden, das heißt, die privaten Kontrollen durch Familienangehörige und Vorgesetzte überschreiten die Grenzen von Wohnung und Betrieb und durchdringen auch den öffentlichen Raum. [...] Das Internet erlaubt heute, physisch in der Familienwohnung präsent zu sein, aber geistig und emotional sich in einem möglicherweise international besetzten Chat-Room aufzuhalten.« (Siebel 2004, S. 30)

Solche und ähnliche Befunde verweisen nicht nur noch einmal auf die Re-Figuration von Räumen in den letzten Jahrzehnten, sie erfordern zur Systematisierung der Veränderungen auch ein raumtheoretisches Umdenken. Solange wir vom Territorium als Grundform des Raumes ausgingen, war es relativ einfach, den öffentlichen Raum vom privaten Raum zu trennen. Hier der Marktplatz – dort das Schlafzimmer. Hier der private Raum (»Intimbereich«) der Familie, von dem Elisabeth Pfeil in idealisierter Form schreibt, dort der öffentliche Raum des Bezirks. Ausgehend von einer konflikthafter Re-Figuration von Räumen in der späten Moderne, vor allem auch im Kontext der Mediatisierung, wird eine Trennung der öffentlichen von den privaten Räumen immer schwieriger. Ist ein Telefonat im öffentlichen Raum privat? Ist mein Chat-Auftritt öffentlich?

Es fällt auf, dass das Beispiel, das Walter Siebel hier zur Veränderung der Raumerfahrungen gibt, in seiner Komplexität stark der oben beschriebenen Handlungssituation von Kindern auf dem Schulhof ähnelt. Wenn man von dem Befund ausgeht, dass ein Raum als öffentlicher bezeichnet werden kann, wenn mit ihm spezifische Formen des Spacings

einhergehen, lassen sich die Zuschreibungen von öffentlich und privat besser als Kontexte von Räumen bestimmen. Das heißt, ob ein Raum als öffentlicher erzeugt wird, ist, wie Talja Blokland (2017) darlegt, von der Begrenzung bzw. Freiheit des Zugangs sowie von der Stilisierung des kommunikativen Handelns abhängig. Räume sind mal mehr, mal weniger öffentlich – je nach Zugangsgrad (für ein Café benötigt man Geld, für eine Bar mit Klingel bedarf es zudem auch noch die Überwindung von Schwellenängsten). Das allein reicht jedoch nicht. Der Grad der Öffentlichkeit bzw. Privatheit von Räumen (Blokland spricht hier vom »Kontinuum öffentlich-privat«, ebd., S. 554) hängt auch von spezifischen (d.h. auch sich wandelnden) Regeln des kommunikativen Handelns ab. Räume werden als mehr (oder weniger) öffentlich erfahren, wenn man persönliche Gefühle und Gedanken dort mehr (oder weniger) verbergen sollte (Blokland 2017, ebd.) bzw. stärker (oder weniger stark) versucht wird, Kommunikation unter Fremden durch kontrollierten Ausdruck, stilisierte Kleidung etc. zu regeln (Bahrdt 1998, Orig. 1961; Sennett 1977). Wie es oben kurz dargestellt wurde, gehen wir (siehe Knoblauch/Löw 2017) von der Hypothese aus, dass Raumkonstitution heute – neben der Territorialraumstruktur und diese überschreibend oder auch unterlaufend – auch durch Interdependenzgeflechte geprägt ist, die durch Translokalisierung und Polykontextualität geformt werden. Translokalisierung meint die Einbettung von sozialen Einheiten wie Familien, Nachbarschaften oder religiösen Gemeinschaften in Zirkulation und damit die Verankerung an mehreren Orten gleichzeitig. Durch transnationale Verkoppelung von Orten und Zirkulation steigt das Wissen um die Bezogenheit jedes Ortes auf mehrere andere und damit insgesamt das Bewusstsein, Ortsbezüge nicht für selbstverständlich zu erachten.

Polykontextualität erfasst, dass Raumkontexte in unterschiedlichen Skalen und Dimensionen sowie auf verschiedenen Levels gleichzeitig relevant gemacht werden müssen. Das heißt, Räume gewinnen beschleunigt und verstärkt ihre sinnhaften Figuren, so unsere Annahme, durch gleichzeitige Bezüge auf verschiedene Systeme, Felder, Institutionen oder Regelwerke sowie auf verschiedene räumliche Skalierungen (global, supranational, national, städtisch, lokal) der Gesellschaft. Polykontextualität bedeutet, dass die Kontexte des Handelns nicht mehr auf die drei »klassischen« Kontextebenen (unmittelbar/»Mikro-«, mittelbar/»Meso-« oder gesellschaftlich/»Makro-«) aufgeteilt werden können, sondern sich unterschiedliche, aber gekoppelte Raumlogiken und Raumbedeutungen

entwickeln. In diesem Sinne lassen sich die hinter der Zuschreibung von Öffentlichkeit und Privatsphäre stehenden Regelwerke und Institutionen als Kontexte von Räumen begreifen, die als solche relevant gemacht werden können bzw. müssen.

Das Öffentliche städtischer Räume ist eine Anforderung und Leistung des kommunikativen Handelns neben anderen, z.B. was ich laut sage und was ich im Geheimen texte (zumindest glaube ich in dem Moment, dass es niemand anderes als der Empfänger liest, und erfahre es daher als privat). Es ist eine Anforderung, die als Kontext von Raum bearbeitet werden muss. Institutionell betrachtet ist das Kontinuum zwischen öffentlich und privat ein Kontext, der über Zugang und Ausschluss hergestellt wird. Das Öffentliche an Räumen besteht auch in Regeln, die manchen dieser Räume eingeschrieben sind, z.B. dass sie – sofern ein Schild darauf verweist – videoüberwacht werden dürfen, was erstens Interaktionsmuster verändern kann, zweitens aber ebendiesen Raum in der Regel von privaten Räumen unterscheidet. Die Differenzleistung ›öffentlich-privat‹ ergibt in der spätmodernen Gesellschaft noch Sinn (sonst würden sich Menschen nicht regelmäßig auf diese Unterscheidung beziehen), aber sie ist gradueller, dynamischer und interpretierbarer geworden. Wenn Raumkonstitution vielfältiger und maßstabsübergreifender wird (man denke z.B. an Weltraumprojektionen auf der Großleinwand eines städtischen Platzes), dann ergibt es Sinn, auch Öffentlichkeit bzw. Privatsphäre als Kontexte zu begreifen, die strukturierend wirken und als solche am empirischen Fall sinnverstehend rekonstruiert werden müssen: Wie und wann wird Raumkonstitution als öffentlich bzw. privat erfahren oder durchgesetzt? Wann werden andere Kontexte relevanter? Welche Konflikte spannen sich um die Polykontextualität von Räumen auch und gerade in Bezug auf die verschiedenen Kontextualisierungen des Öffentlichen bzw. Privaten in Städten auf?

Raum ist nicht mehr als der *eine* Raum individuell verfügbar, sondern nur noch im Plural zu haben: als vielfältige Räume, die jede/r – scheinbar individuell, aber doch wie alle anderen – in eine Ordnung bringen muss. Der öffentliche Raum ist eine Raumformierung neben anderen, gleichermaßen wirksam werdenden.

RAUM IN DER STADTSOZIOLOGIE

Ich fasse zusammen: Die Art und Weise, wie Menschen Räume konstituieren, sowie die Raumstrukturen selbst haben sich seit den langen 1960er Jahren deutlich verändert. Die Phase der Territorialisierung (auch mit seinem psychogenetischen Pendant in der Vorstellung des geschlossenen Umgebungsraums) endet in Folge zahlreicher Umbrüche, die mit Verweisen auf soziale Bewegungen, aber auch auf Globalisierung und Digitalisierung, nur kurz umrissen werden können. Nicht die Formierung von Territorialräumen kommt hierbei zu einem Ende, sondern jene Weltwahrnehmung und -strukturierung, der zufolge alle Raumformen neben Territorialisierung als abweichend erscheinen. Das bedeutet weder, dass der Territorialraum bis in die 1970er Jahre hinein die einzige Raumfigur war, noch, dass das Territorium keine relevante Bezugsgröße mehr ist. Seine hegemoniale Orientierungsfunktion hat sich verloren.

Mit dem Begriff der Re-Figuration, so der Vorschlag, wird ein Zustand der spätmodernen Gesellschaft verständlich, in dem sich territoriale Raumformen (wie Nationalstaat, Zone, Lager, Kolonie etc.) und in ihrer Relationalität explizitere Raumformen wie Netzwerke, Schichten, Clouds oder Bahnenräume überlagern, konflikthaft begegnen oder gegenseitig bedingen (je nach Fall). Raumkonstitution wird, so die Hypothese, mediatizierter, translokaler und polykontexturaler.

Für die Stadtsoziologie ist das in mehrfacher Hinsicht relevant. Erstens legt die Einsicht, dass Menschen heute nicht nur beschleunigt (wie seit langem diskutiert wird), sondern auch polykontexturaler leben (d.h. in dem Zwang, Räume verschiedener Größenordnungen sowie aus unterschiedlichen institutionellen Logiken und Kontexten gleichzeitig zu schaffen), nahe, die Spaltung in öffentlich und privat als Kontext zu begreifen, der in einer Handlungssituation relevant werden kann. Aus der Polykontexturalität der Raumkonstitution entstehen Konflikte, Herausforderungen, Chancen und Überforderungen für jeden Einzelnen – vergleichbar der Beschleunigung des Handelns. Vor allem aber lassen sich zweitens soziale Konflikte in Städten über Widersprüche zwischen Raumformen und das an sie geknüpfte (auch emotionale) Raumwissen besser verstehen. Nimmt man z.B. die Globalisierung als Marker, d.h. die Erfahrung, dass sich neben die Relevanz des nationalstaatlichen Raums auch international vernetzte, stark zirkulierende Räume schieben, dann kann man festhalten: Je niedriger das Bildungsniveau, je älter die Menschen

und je geringer das Einkommen, desto größer ist die Angst vor Globalisierung (De Vries/Hoffmann 2016). Zu verstehen, wer welchen Räumen vertraut, welche Raumformen wann eingesetzt werden, wie Raum zum Problem wird, ist ein wesentlicher Schlüssel zum Verständnis städtischer Wirklichkeit.

4. Die Differenzlogik der Räume

Mit Raumtheorie den Weiterbau von Städten denken

Öffentlicher Planung fehle heute die Legitimation, weil eine Orientierung der Planungsziele an einem allgemeinen »öffentlichen Interesse« unmöglich werde, so eine zentrale These, die im Rahmen der *Internationalen Bauausstellung Hamburg* diskutiert wird (IBA Hamburg 2012). Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft führen, lautet die Begründung, zu auseinander strebenden Interessenlagen und erschweren die Erarbeitung einvernehmlicher Zielsetzungen für die Planung öffentlicher Räume heute.

Das Thema, dass Gemeinwesen durch vielfältige Interessen- und Lebenslagen unregierbar werden, ist nicht neu. Jürgen Habermas (1973) hat die Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus in den Blick genommen, Fritz W. Scharpf besorgt die Frage nach der »Handlungsfähigkeit des Staates am Ende des 20. Jahrhunderts« (1992, S. 93) gestellt und Armin Nassehi die Moderne für »letztlich unregierbar« erklärt (2012, S. 40).

Neu ist jedoch, dass die Krisennarrative sich nicht allein auf die demokratische Rechtsordnung und die Staatskonstruktion beziehen, sondern auch jene gesellschaftlichen Gruppen erfassen, die öffentliche Interessen in ihrer Arbeit zu vertreten haben, jedoch weder durch Wahlen legitimiert sind noch diese als Gesetzgeber normieren. Gerade die große Gruppe an Professionen – neben Recht und Politik –, die mit der Ausgestaltung des Gemeinwesens und damit mit der Wahrung öffentlicher Interessen betraut ist, konstatiert regelmäßig Handlungsunfähigkeit angesichts der wahrgenommenen Vielfalt der Gesellschaft. Gemeint sind Architekten und Planerinnen, welche die öffentlichen Räume gestalten; Denkmalpflegerinnen und -pfleger, die zu schützendes Erbe festlegen; Kulturschaffende, die Erinnerungspolitikern fördern; Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, die Formate von Gemeinschaften in Quartieren strukturieren;

Lehrerinnen und Lehrer, die zwischen Wissenswertem und Nebensächlichem auswählen; Medienfachleute, die Informationen in Nachrichten umwandeln.

Umgekehrt verweist die Rechtswissenschaft auf die Kompetenz jener Gruppen von Experten, denn ein sogenannter unbestimmter Rechtsbegriff (Böckenförde 2002, S. 63) wie das »öffentliche Interesse« könne nur relational zu den sich wandelnden Gemeinwohlbildern (Häberle 1970, S. 49) öffentlich wirksamer Professionen definiert werden. In rechtswissenschaftlichen Texten heißt es in diesem Zusammenhang, dass im demokratischen Verfassungsstaat die Definition öffentlicher Aufgaben zu wesentlichen Anteilen »in das bloß Soziologische abgeschoben und der Gesellschaft zugeordnet wird« (ebd., S. 24). Gemeint ist damit, dass in demokratisch verfassten Staaten (in Abgrenzung zu autoritären Regimen) das Rechtssystem öffentliche Interessen zwar normativ festschreiben muss, allerdings eine »essentialistische a priori-Bestimmung des Gemeinwohls mit den Prinzipien einer freiheitlichen Demokratie nicht vereinbar« ist (Münkler/Fischer 2002, S. 10). Nun drängt sich die Frage auf, wie die Repräsentation öffentlicher Interessen unter Bedingungen von Vielfalt möglich bleibt. Die folgende Argumentation wird an Repräsentationsphänomenen ansetzen, nach Bedingungen von Vielfalt heute fragen, um zu dem Punkt durchzudringen, dass der Verlust der symbolischen Mitte eine Chance für Zusammenhalt ist.

IM ÖFFENTLICHEN INTERESSE

Öffentliches Interesse wird in der Regel mit Gemeinwohl gleichgesetzt. Der Begriff des öffentlichen Interesses weckt hierbei allerdings stärker Assoziationen zu vielfältigen Stimmen, die zu einem Interesse zusammengefasst werden müssen, wohingegen der Gemeinwohlbegriff deutlicher von Beginn an ein gemeinsames Interesse in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückt (ebd., S. 18; Vobruba 1994: S. 171ff.). Beide Begriffe gelten als Grundpfeiler im »Normenbau« der Rechtsordnung (Häberle 1970, S. 204), der Begriff des öffentlichen Interesses zudem als integrierendes Verständigungsmittel (Brugger 2000, S. 68) in der Organisation gesellschaftlichen Zusammenhalts. Unübersehbar ist, dass öffentliches Interesse nicht nur Interpretationsgegenstand ist, der Handeln motivie-

ren soll, sondern auch appellativ oder argumentierend eingesetzt wird, um Handeln zu legitimieren.

Nun also mehren sich die Stimmen von Personengruppen, die professionell nicht Partikularinteressen, sondern öffentliche Interessen zu vertreten haben, und verkünden, dass unter Bedingungen zunehmender Vielfalt ihr Handlungsauftrag unbestimmt ist. Wie gestaltet man öffentliche Räume in einer »Stadt für alle« (so die Formel, die heute von der AG Soziales Hamburg genauso verwendet wird wie vom international agierenden Architekturbüro Albert Speer)?⁹ Man muss nicht gleich an indische Großfamilien denken, die in Deutschland keinen Wohnraum für Mehrgenerationenhaushalte finden; auch die Bewegungsmuster von Kindern und Erwachsenen, die Erwartungen von Frauen und Männern an städtische Räume oder die ästhetischen Präferenzen nach Milieu unterscheiden sich eklatant. So wird schnell deutlich, dass jede Planung unter Legitimationsdruck gerät. Die Interessen scheinen sich gegenseitig auszuschließen. Nicht einmal die Prioritäten sind unumstritten: Geht es in erster Linie um bauliche Angebote für viele Interessengruppen gleichzeitig am selben Ort oder darum, ästhetisch ansprechend zu bauen (in welcher Ästhetik?), die lokale Wirtschaft zu fördern oder sozialer Benachteiligung entgegenzuwirken? Wie verhält sich die Planung des öffentlichen Raumes zur Strukturierung des Wohnungsmarktes? Die Interessen der städtischen Bevölkerung sind offensichtlich ebenso divers wie die Nutzungsanforderungen. Während die einen das Recht auf die Stadt einklagen und dringend staatliche Interventionen und sozial gerechtere Planung fordern (Twickel 2010), werfen andere skeptische Kommentare in die Debatte ein. Die Aufwertung von Quartieren sei – in Maßen – immer auch wünschenswert und erhalte gerade urbane Vielfalt (Kaltenbrunner 2012). Andere wiederum wollen in Wohnungen investieren, um ihre Rente zu verbessern und verteidigen die Höhe der Mieten als Ergebnis von Marktgesetzen.

Man kann auch über eine andere Gestaltungsaufgabe als Beispiel für die Komplexität öffentlicher Interessen nachdenken: Im öffentlichen Interesse ist es ohne Zweifel, Zusammenhalt und Zukunftsfähigkeit zu erzeugen, indem Erinnern und Gedenken materiell und symbolisch Gestalt verliehen wird. Aber auch hier ist jedes Projekt umstritten. In der Gedenkpolitik an die Verbrechen des Nationalsozialismus führt dies dazu, dass die meisten wichtigen Gedenkstätten für die Verbrechen im Nationalsozialismus in Deutschland von israelischen oder US-amerikanischen

Künstlern bzw. Architekten gestaltet wurden: Micha Ullman, Richard Serra, Daniel Libeskind, Peter Eisenman. Mit anderen Worten: Die Gestaltung des Gedenkens an den Holocaust wird an jene delegiert, deren Familien einst Opfer deutscher Genozidpolitik waren und außerhalb des Landes leben (Mathes 2012). Handelndes Gestalten vor Ort im öffentlichen Interesse scheint unmöglich. Man muss nicht nur an Holocaust-Mahnmale denken, sondern kann sich auch den Palast der Republik in Berlin, das Denkmal für die ermordete Muslimin Marwa El-Sherbini in Dresden oder die geplante Konstruktion des Kaiser-Krönungsweges in Frankfurt ins Gedächtnis rufen, um die Frage allgemeiner zu formulieren: Können Denkmäler bzw. kann Erinnerungspolitik im öffentlichen Interesse gestaltet werden, können Sprechakte im öffentlichen Interesse erfolgen, wenn gleichzeitig Vielfalt der Lebensformen, Werthaltungen und Weltansichten Alltag ist? Vergleichbare Fragen lassen sich für Sozialarbeit, Kunst, Bildung oder Medien stellen: Kann Zusammenhalt noch symbolisch Ausdruck verliehen werden, wenn jede Wahrnehmung von gemeinsamen Interessen und Ausdrucksformen schwindet?

VIelfalt HEUTE

Aber wie verhält es sich nun mit der Vielfalt? Nimmt nur die Wahrnehmung der Vielfalt oder auch die Vielfalt zu? Wahlabsichten, Kirchengangshäufigkeit und Gewerkschaftsmitgliedschaft lassen sich heute häufig nicht mehr eindeutig Klassen oder Schichten zuordnen (Schnell/Köhler 1998). Die Interessen werden heterogener und weniger erwartbar. Schaut man dagegen in die Sektoren Bildung und Arbeit, so schrumpft die Vielfalt von Milieus und individuellen Positionierungen wieder. Die Möglichkeit, die Handlungsmuster vieler auf die Konstruktion einiger weniger Klassen zu reduzieren, weist zwar noch Zeichen einer größeren Vielfalt als eine zu konstatierende Gleichartigkeit der Bevölkerung auf, unüberschaubare Vielfalt als Befund drängt sich gleichwohl nicht auf. Noch immer hängen die Bildungschancen stark von der Herkunftsklasse ab. In einer 18 europäische Länder vergleichenden Studie kommt Fabrizio Bernardi zum Beispiel zu dem Ergebnis, dass die Wahrscheinlichkeit, einen Hochschulabschluss zu erwerben, stark von der sozialen Klasse abhängt, aus der ein junger Mensch kommt (Bernardi 2009; siehe auch Lörz/Schindler 2011).

Im Unterschied dazu hat sich das Freizeithandeln deutlich homogenisiert. Die Klassenlage bestimmt nur noch geringfügig den Musik- (Otte 2010) oder auch den Filmgeschmack (Rössel/Bromberger 2009). Zwar stehen teure Freizeitvergnügen (zum Beispiel Skifahren) nur wenigen offen, doch zeigt sich umgekehrt, dass gerade diejenigen, die über Geld und Bildung verfügen, sich heute für sehr unterschiedliche Feierabendvergnügen und Ästhetiken interessieren, was tendenziell die Koppelung von Freizeitaktivität und Klassenzugehörigkeit unterläuft (Chan/Goldthorpe 2007).

Unverändert ist, dass Menschen sich selbst einer Klasse zuordnen; allerdings fällt es heute schwerer, andere Menschen vom bloßen Eindruck her nach Klassen zu gruppieren (Pape et al. 2008). Blickt man auf Klassen- und Milieudifferenzierungen, so ist die Frage nach mehr oder weniger Differenz nur abwägend zu beantworten: Es gibt neue Zuspitzungen, zum Beispiel durch den Anstieg der Mieten in den Großstädten, neue Annäherungen, zum Beispiel in gemeinsamen Freizeitinteressen, und neue Diversifizierungen, zum Beispiel in Bindungen an Parteien und Interessenverbänden.

Anders sieht die Lage aus, wenn man auf das Thema Migration schaut: In den letzten 50 Jahren hat sich der Anteil der in Deutschland lebenden Ausländer fast vervierfacht (Pries 2012). Damit einher geht (wenn auch nicht ausschließlich auf Zuwanderung zurückzuführen), dass der Alltag in Städten heute durch eine wachsende Vielfalt von Glaubensgemeinschaften geprägt ist. Deutschland ist ein multikulturelles Land geworden.

Arbeit ist zwar nach wie vor der zentrale Bezugspunkt des Handelns aller sozialer Gruppen (Blossfeld et al. 2008), doch haben sich Arbeitsformen flexibilisiert und prekäre Beschäftigung wird häufiger. Das bedeutet, dass die Lebensplanung für alle Milieus komplizierter geworden ist (Dörre 2010), was allerdings insbesondere die Mittelschichten zu bedrohen scheint. Nun gilt aber eine breite Mittelschicht als starker Integrationskern der Gesellschaft. Droht die Mittelschicht zu schrumpfen, so ist zu erwarten, dass eine Polarisierung sozialer Ungleichheit den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährdet. Tatsächlich sind die mittleren Einkommen, über die die Mittelschicht definiert wird, nur geringfügig gesunken (ISG 2011). Konstatiert werden müssen soziale Abstiege, aber auch Aufstiege. Die Unsicherheiten werden manchmal als Belastung, manchmal aber auch als Preis gestiegener Freiheitsgrade und Wahlmöglichkeiten interpretiert (Koppetsch 2010). Noch nicht einmal für das Un-

sicherheitsempfinden lässt sich nachweisen, dass es bei Angehörigen der Mittelschicht linear oder im Vergleich zu anderen Gruppen stärker stiege (Burzan/Kohrs 2012).

Zusammenfassend bedeutet das, dass Vielfalt eine soziale Tatsache ist. Städte sind der Inbegriff von Vielfalt. Lässt sich keine Pluralität von Lebensformen finden, so handelt es sich im soziologischen Sinne gar nicht um eine Stadt. Vielfalt hat in Bezug auf die Dimensionen Sprache, Religion, Nationalität und Staatsangehörigkeit zugenommen. In diesem Sinne kann von Pluralisierung gesprochen werden. Allerdings ist »religiöse Vielfalt in Europa historisch der Normalfall und nicht die Ausnahme« (Nagel 2012, S. 158). Insofern stellt sich hier wie auch in der Reflexion auf wachsende Spannungen zwischen Arm und Reich die Frage, wann die Gefährdung des Zusammenhalts eher eine in den Massenmedien gerne kolportierte Deutung ist und wann (nur) notwendig ambivalente Prozesse des sozialen Wandels, der Auf- und Abstiege, der biografischen Neuorientierung, der Fremdheit und des Vertrautwerdens beobachtet werden können.

Mit anderen Worten: Der Punkt, an dem Vielfalt in eine unzumutbare Praxis umschlägt, scheint nicht erreicht zu sein. Krisendiagnosen sind mit Vorsicht zu genießen. In repräsentativen Untersuchungen bestätigen sie sich selten. Vielfalt ist Alltag. Vielfalt ist ein »Verbrauchsgut mit einer Halbwertszeit«, so Wolf-Dietrich Bukow (2011, S. 213), weil Fremdheit sich wieder verliert und Vertrautheit zunimmt. Zuweilen kann noch nicht einmal mit Sicherheit gesagt werden, ob eine neue gesellschaftliche Entwicklung ein Beleg für Homo- oder für Heterogenisierung ist. Ist die rechtliche Angleichung von Ehe und eingetragener Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare ein Hinweis auf eine Differenz-Toleranz in der Gesellschaft oder die Angleichung einer zuvor differenzbildenden Lebensform an die dominanten Institutionen? Vielfalt bleibt ambivalent. Sie ist das Kennzeichen moderner Gesellschaften und die Herausforderung, die in den Städten gesucht und erwartet wird. Jede neue Vielfalt, bzw. jede neue Welle in der Erfahrung mit Vielfalt drängt zu weiteren Auseinandersetzungen. Neu ist dabei, auch als Herausforderung für die Bestimmung öffentlicher Interessen, der jeweilige Inhalt, nicht die Tatsache der Vielfalt.

Erving Goffmans Beschreibung der US-amerikanischen Gesellschaft zufolge ist »ein junger, verheirateter, weißer, städtischer, nordstaatlicher, homosexueller protestantischer Vater mit Collegebildung, voll beschäf-

tigt, von gutem Aussehen, normal in Gewicht und Größe und mit Erfolgen im Sport« (Goffman 1975, S. 158) ein nicht zu beschämender Mensch. Was sich in der Wahrnehmung zunehmender Vielfalt und in der Einschätzung von Expertengruppen, dass gemeinsame Willensbildung unrealistisch erscheint, offenbart, ist der Verlust eines symbolischen Zentrums. Über Jahrzehnte hinweg funktionierte Stadtplanung, um noch einmal auf dieses Beispiel zurückzukommen, indem weiße, berufstätige, verheiratete, erwachsene Männer als Zielgruppe imaginiert wurden. An den Rändern wurden Zonen für Kinder in Form von Spielplätzen eingerichtet und der Alltag von Frauen unter Formeln wie »Schlafstadt« für ganze Wohngebiete imaginär gelöscht. Nach dem Geschlechterstreit der 1970er und 80er Jahre, nach dem Demografieschock der Jahrtausendwende und der daraus folgenden Einsicht in die Altersdifferenzierung sowie mit der Gewissheit, ein Einwanderungsland zu sein, werden alle beschämbar. Es gibt keine gesellschaftliche Gruppe mehr, die imaginär als gesellschaftlicher Kern überhöht werden könnte; zu sehr sind die Beziehungen zwischen Geschlecht, Klasse und Ethnizität zu jederzeit verfügbaren Wissensbeständen geworden, gerahmt von Differenzbezügen wie Sexualität, Alter, Religion, Nationalität (siehe zum Beispiel Lutz/Wenning 2001).

FORMEN DER REPRÄSENTATION

Die Einsicht in Vielfalt als gesellschaftskonstitutives Element ist so alt wie die moderne Gesellschaft und somit immer Ausgangspunkt der Soziologie gewesen. Zusammenhalt entsteht in der modernen Gesellschaft aus dem Wissen, aufeinander angewiesen zu sein, Solidarität basiert auf Verflechtungsbeziehungen (siehe unter anderem Durkheim 1893). Wir wissen, dass ohne Arbeitsteilung der Alltag zusammenbrechen, ohne Migration die Gesellschaft erstarren würde, ohne Vielfalt in den Lebensformen die eigenen Wahlmöglichkeiten wegfielen. Vielfalt ist nicht nur theoretisch Voraussetzung und grundlegender Mechanismus der Stiftung von Bindungen, sondern es existiert auch ein kollektives Wissen um die Notwendigkeit systemischer und sozialer Differenz. Verloren haben wir eine Einheitsfigur im Zentrum der Differenz. Der zur Norm erhobene Mann, weiß, berufstätig und christlich, bildete symbolisch eine Mitte im Pluralen. Ein Teil tritt für das Ganze ein: Das Männliche steht für das

Menschliche; das Eigene tritt gegen das Fremde an; das Heterosexuelle hält sich für Sexualität schlechthin. Konfrontiert sind wir als beschämbar Menschen mit der Einsicht, dass Unifizierungen unglaubwürdig werden, mehr noch, dass »das herkömmliche Schema der Inklusion der Teile ins Ganze [...] außer Geltung gesetzt« ist (Koschorke 2010, S. 12f). Damit wankt auch die Vorstellung, dass konsensuell Willensbildung möglich wird. Die Idee von zu repräsentierenden öffentlichen Interessen basiert ganz wesentlich auf der Sicherheit, dass unter Bedingungen gesellschaftlicher Pluralität in der Regel durch Vernunft Einigung auf grundlegende Inhalte und Werte möglich ist, die dann die Grundlage für Handeln bieten: Wo eine Mitte ist, ist auch ein Weg. Gleichsam fremd blieb daneben Hannah Arendts pluraler und agonaler Handlungsraum genannt »Öffentlichkeit«, in dem nicht Einigung, sondern Urteilsmut, Widerstand und gleiche Partizipationschancen gesellschaftliche Entwicklung befördern (Arendt 1994; siehe auch Thaa 2009). Aber Arendt sah immer das einzelne Subjekt, das sich ins Licht der Öffentlichkeit traut. Repräsentation gegenüber blieb sie skeptisch, fragte aber auch nur nach politischer Repräsentation.

Die Sorge für das Gemeinwohl und die Gestaltung der Gemeingüter (im öffentlichen Interesse) muss zwangsläufig über das Individuum hinaus denken. Konsensbildung ist die naheliegende Konsequenz. Wo sie nicht überzeugt, erweist sich Gruppenrepräsentation als Alternative. Iris Marion Young zum Beispiel plädiert dafür, dass eine fair gestaltete Repräsentation die Stimmen gesellschaftlicher Minderheiten besser sichern könne als Formen direkter Demokratie (Young 1997). Die Pointe ist dabei, dass Young weiß, dass erst die Antizipation der Repräsentation die zu repräsentierenden Gruppen formt, das heißt, das Format »Denkmal für die homosexuellen Opfer des Nationalsozialismus« zum Beispiel die Homogenisierung lesbischer und schwuler Lebensformen mit produziert. Gleichzeitig ist Young davon überzeugt, dass das Beharren auf gruppenspezifischen Repräsentationen für Interessen von Minderheiten deutlich vorteilhafter ist als die Suche nach konsensfähigen Entscheidungen. Wogegen sich Young wendet (wie viele andere auch, in der Stadtplanung ist es zum Beispiel Rem Koolhaas), ist der Glaube an die Synthese im Konsens. In Raumbildern gesprochen, basiert die Konsensfigur auf der Vorstellung eines großen Raumes, der über einen Masterplan gestaltbar ist. Durch geregelte Verfahren und Messungen entsteht für alle die Möglichkeit, die Gestaltung der Belange an Experten und Expertinnen

zu delegieren. Heute ist unübersehbar geworden, dass die Synthese der Interessen keineswegs konsensfähige Ergebnisse erzeugt. Das Vertrauen in Masterformen ist schwer erschüttert. Dagegen stehen nun Bilder von vielen Räumen. Die vielen Welten existieren nebeneinander und müssen jede für sich repräsentiert werden. Die Teile ergeben kein Ganzes. Eine Synthese erscheint unmöglich. Nicht, dass sich die Räume nicht überlappen, doch die jeweiligen sozialen Verhältnisse können nicht ineinander aufgehen. Im öffentlichen Interesse ist es, dass jede Gruppe ihre eigene Stimme bekommt.

VERFLECHUNG UND BINDUNG

Das Fazit ist: Vielfalt ist ein Kennzeichen moderner Gesellschaften. Vielfalt stellt all jene, die im öffentlichen Interesse agieren, nicht vor neue Herausforderungen, sondern kontinuierlich vor Herausforderungen. Vielfalt variiert in ihren Erscheinungsformen, nicht als soziale Tatsache. Als alternative Formen scheinen auf: Repräsentation auf der Basis von Konsens versus gruppenspezifische Repräsentation. Die Figur des Konsenses, der qua Vernunft mittels geregelter Verfahren trotz Vielfalt erreicht wird, ist leistungsstark und gut etabliert, doch schwindet die Zuversicht der Expertinnen und Experten mit der Kritik an den Resultaten. Dagegen steht die Figur gruppenspezifischer Repräsentation. Letzteres hieße: konsequent für die verschiedenen, eine Gesellschaft formenden Gruppen die Interessen zu bedenken: ihre Räume, ihre Geschichtsnarrative, ihre Relevanzmuster.

Die Alternative von breitem Konsens versus Gruppenrepräsentation vermag jedoch nicht zu überzeugen. Der Verlust einer symbolischen Mitte wird nur dann zur Chance für Zusammenhalt, wenn nicht dort, wo bislang Konsens erwartet wurde, nun Gruppen zu Entitäten werden, sondern stattdessen Beziehungen in den Blick rücken. Unübersehbar ist, dass jeder Einzelne widersprüchliche, sich wandelnde Identifizierungen mit Gruppen leistet und sich somit an unterschiedliche soziale Zusammenhänge anbindet (ausführlich Benjamin 2002 sowie die Debatte um Hybride siehe zum Beispiel Mecheril 2009). Wofür im Sinne des öffentlichen Interesses eine Sprache gefunden werden muss, das ist das Geflecht von in sich widersprüchlichen Gruppenbildungen in ihrem Abhängigkeitsverhältnis zueinander. Viel überzeugender als die Alternative einer

Repräsentation auf der Basis von Konsensbildung und einer Repräsentation auf der Grundlage von Gruppenbildung erscheint mir daher – die Differenzlogik, die die Raumtheorie nahelegt, zum Ausgangspunkt nehmend –, das öffentliche Interesse im Sinne der Repräsentation als *Sichtbarmachen und Berücksichtigen von Relationen* zwischen inkonsistenten sozialen Gruppen und als *Gegenwärtigwerden von Knotenpunkten* zu verstehen. Das Geflecht, in dem wir leben, ist kein verhärtetes Fangnetz, sondern eine responsive Einbettung. Das heißt, es existieren gleichzeitig Identitäten, Loyalitäten, Präferenzen und Beziehungen, Energien, Überlagerungen. Die Anderen bilden keinen stummen Hintergrund, sondern erzeugen Widerhall und Nachhall, Schwung und Widerstand. In einer Moderne, die eine Reihe von Fundamentalismen hervorgebracht hat, ist es aufregend und anregend, Unifizierung ebenso zu meiden wie trennscharfe Differenzierungen. Für die Gestaltung öffentlicher Räume, die Planung des Schulunterrichtes, die Durchführung von Quartiersmanagement und die Organisation der Denkmalpflege gilt gleichermaßen: Wenn all diese Aufgaben weder so bearbeitet werden, dass sie konsensfähig erscheinen, noch den Interessen von Teilgruppen folgen, sondern vielmehr sich der komplexen Anforderung stellen, Verflechtungen (und damit auch Widersprüche und Bindungen) räumlich und zeitlich erlebbar zu machen, dann wird Repräsentation ihrer Darstellungsfunktion gerecht. Es wird etwas anwesend, was ohne sie unsichtbar geblieben wäre, sich nur spurenhaf in den diskursiven Ordnungen realisiert: die Muster der Verflechtung. Zusammenhalt wird als gegenseitige Verwiesenheit erfahrbar. In Raumbildern gesprochen: Notwendig scheint der Blickwechsel von einem absoluten Raum und dessen Alternative, die vielen einzelnen Räumen, hin zu den Pfaden, Verbindungen und Knotenpunkten. Statt Durchschnitte zu suchen und abzubilden oder scharfe Schnitte zwischen Gruppen zu ziehen (hier die Opfer dort die Täter, jeder Gruppe ihre Quote), können Bindungen und Verwerfungen in einer vielfältigen Gesellschaft in den Blick rücken.

Sokrates, so vermutet Simmel (1992, S. 677), fiel der Gleichartigkeit zum Opfer, denn bei größerer Vielfalt der Lebensformen hätten seine Reden nicht so durchgreifend die Gemeinschaft erschüttern können. Nicht die Vielfalt ist das Problem, sondern die notwendige Reorganisation des Denkens und Handelns in Vielfalt. In diesem Sinne ist die Verunsicherung vieler Professionen eine produktive Herausforderung.

5. *Doing and Saying*

Methodologische Überlegungen zur Raumanalyse

Jeder, der einmal versucht hat, in Interviews Menschen zu Bedeutungen, die sie Räumen zuweisen, zu befragen, wird wahrscheinlich ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie wir in verschiedenen Forschungsprojekten. Menschen sind kaum in der Lage, über Räume auf Nachfrage Auskunft zu geben. Die Frage nach Räumen knüpft viel zu stark an die im Alltagsverständnis gebräuchliche absolutistische Variante von Raum an und scheint nach materiell umgebenden Hüllen zu fragen. Wie Räume Körper in Bahnen leiten, wie Körper in Raumarrangements integriert werden, das scheint kaum jemand ad hoc erzählen zu können. Selbst über die Fähigkeit der genauen Beschreibung der materiellen Umwelt verfügen nur wenige, vor allem wenn man diese in Interviews aus der Erinnerung liefern soll. Ob Manager oder Reisende, Kulturentrepreneur oder Friseurin – Räume scheinen ein Erfahrungsbereich zu sein, über den wir praktisch viel wissen – nur ist dieses Wissen dem diskursiven Bewusstsein kaum zugänglich. Das gilt nicht im gleichen Maße für konkret benennbare Orte. Greg Myers (2006) z.B. analysierte 40 Mitschriften von Fokusgruppen, durchgeführt in England zwischen 1994 und 2003, unter der Frage, wie Menschen sich eingangs vorstellen. Der Moderator schlägt in der Regel vor, einmal die Runde durchzugehen, indem jeder seinen Namen nennt. Die Teilnehmer antworten meistens mit zwei Informationen gleichzeitig: *‘I’m Nick from Kirkham‘* oder *»Mike Hannah, and I’m from Preston«*. Das Paaren von Name und Ort wird als sozial akzeptierte Form einer Antwort angenommen. Das Erwähnen der Stadt, aus der man kommt, gilt neben dem Namen als Basisinformation für Kommunikation. Ähnliche Befunde existieren durch Interaktionsanalysen von Mobilfunkkommunikationen, und zwar nicht nur auf der Ebene, dass man sich selbst lokalisiert, um ein Gespräch aufbauen zu können, sondern auch

– das fanden Ilkka Arminen und Alexandra Weilenmann (2009) in einer Studie heraus – dass oft verführerische Raumformationen beschrieben werden, bevor man eine Einladung ausspricht. »For instance, mentioning that one is at the beach can open a discussion about what to do next, or presenting the nightclub as having a very long queue, configures that place as popular, and a potential place to go to.« (Arminen/Weilenmann 2009, S. 1920) Ihre These ist, dass das Beschreiben von Orten in der Mobilfunkkommunikation emotionale Intensität steigert. Ortsbeschreibungen sehen die Autorinnen als eine Ressource in der Kommunikation, gerade wenn Einladungen ausgesprochen oder Angebote gemacht werden. Nimmt man diese drei Befunde, das »von wo« als Standardinformation zum »wer«, das Beschreiben von Orten als emotionaler Verstärker in der Kommunikation und das Unverständnis, Informationen über Raum an und für sich geben zu sollen, zusammen, dann lässt sich als These, die ich im Folgenden entwickle und begründen möchte, formulieren: Das Sprechen ist als Routineaspekt des Handelns der Dynamik von Spacing und Syntheseleistung regelmäßig (heißt: nicht immer, aber oft) inhärent, wobei der Sprechakt selbst dem Sprechenden bewusst ist, nicht aber die Effekte der Raumbildung. Das bedeutet methodologisch, dass Sprechakte einen reichen Schatz bilden, auch um Raumkonstitution zu verstehen, sofern man nicht nach Raum fragt.

VOM RAUM SPRECHEN

Heute gilt als sozialwissenschaftliche Selbstverständlichkeit, den Räumen einen relationalen Charakter zuzusprechen (Malpas 2012). Das bedeutet, dass diese nicht als eine absolute Größe, sondern als Strukturen gefasst werden. Raum wird, sehr allgemein formuliert, als ein Komplex von Relationen zwischen möglichen Gegenstands- und Ereignisklassen definiert, welcher als institutionalisiertes Gefüge sowohl Praxis festlegt als auch durch Praxis verändert wird.

Folgt man dieser Grundidee, so sind mit dem Raum zumeist zwei Basiskategorien verbunden: Struktur und Handeln. Nun gehört es – zumindest in interaktionistisch-interpretativen Sozialwissenschaften – zu den Grundeinsichten, dass eine Dualität von Strukturphänomenen angenommen wird (Matthiesen 1994, S. 80). Man arbeitet mit einem doppelten Strukturbegriff, dem zufolge Strukturen sowohl durch Handeln

konstituiert werden als auch und gleichzeitig Medien der Konstitution sind. Auch räumliche Strukturen sind demnach an Handeln gebunden, wie das Handeln durch Räume seine Fassung bekommt. Versteht man soziologisch die Konstitution von Räumen als Ergebnis von Handlungs-routinen im Sinne der empirischen Spezifikationen eines »nexus of doings and sayings« (Schatzki 1996, S. 89; Hirschauer 2004, S. 73), so ist Kommunikation oft Teil jenes in der Regel repetitiven Herstellens räumlicher-sozialer Wirklichkeit (Reckwitz 2000; Bourdieu 1976, S. 139ff.; Giddens 1988, insbesondere: S. 263ff.). Man sagt, wer man ist und woher man kommt, man malt einen Ort in buntesten Farben aus, um eine Einladung effektiver zu platzieren. Die soziale Dimension von Räumen findet sich gleichermaßen in regelmäßigen Verhaltens- und Sprechakten sowie im praktischen Verstehen der und Verständigen über die Kontextbedingungen. Sinnvoll ist es, Spacing und Syntheseleistung (Löw 2001, siehe auch Kapitel 2) als zwei analytisch zu trennende Aspekte der Konstitution von Raum zu unterscheiden. Raum entsteht durch jene Verknüpfungsleistung, durch die Elemente als gemeinsame Struktur wahrgenommen werden (Syntheseleistung), sowie durch Platzierung eben dieser Elemente. Diese Platzierung (Spacing) kann ein Stellen, ein Erbauen oder auch ein Wachsen sein.

Beide Prozesse, Spacing und Syntheseleistung, können mit Sprechakten einhergehen. Bei den Syntheseleistungen ist dies besonders offensichtlich, wie man aus psycholinguistischen Studien mittlerweile weiß. Stephen C. Levinson (2003, siehe auch Levinson/Wilkins 2006) kann zeigen, dass räumliche Relationen in unterschiedlichen Kulturen sprachlich sehr unterschiedlich abgebildet werden. Ob z.B. eine Platzierung durch ein eigenes Wort für die Form des Kontaktes markiert wird (in, an, auf, unter) oder ob das Anzeigen der räumlichen Relationen über das Verb und damit als Bewegungsformation gedacht ist, verweist sowohl darauf, dass räumliche Gefüge kulturell sehr unterschiedlich konstruiert werden als auch darauf, dass typische Raumrelationen prinzipiell über Sprache strukturiert werden (Levinson/Wilkins 2006, S. 4ff.). In Mittelamerika, in Neu-Guinea, in Australien und auch im Nepal findet man Sprachen, deren Sprecher nur ein starres System von Norden, Süden, Osten, Westen kennen, um Platzierungen zu denken und zum Ausdruck zu bringen, weshalb – wie Clifford Geertz (1987, Orig. 1973) schreibt – auf Bali wiederum derjenige schlicht als verrückt gilt, der nicht sagen kann, wo Norden ist. Westliche Sprachen kennen durchweg relationale und ab-

solute Referenzsysteme, um räumliche Anordnungen zu beschreiben. Im Ausnahmefall nutzen wir im Alltag, z.B. wenn wir uns gerade in USA befinden und beschreiben sollen, wo Frankfurt liegt, ein absolutes Relevanzsystem und sagen: Frankfurt liegt im Westen von Deutschland. In den meisten Alltagssituationen jedoch greifen wir auf relationale Konstruktionen zurück, um Raum in Worte zu fassen. So sagen wir z.B. »der Ball liegt vor dem Auto«.

Wichtig ist an dieser Stelle, dass es in germanischen und romanischen Sprachen stets eine alternative Sprechweise und Kommunikationsform gibt und die wäre: »Der Ball liegt links vom Auto« (Levinson 2003, S. 24ff.). Raumtheoretisch und methodologisch ist an dieser Stelle wichtig, dass im ersten Sprechakt (der Ball liegt vor dem Auto) nur die Syntheseleistung zum Ausdruck gebracht wird, die räumliche Relation von Ball und Auto. Im zweiten Sprechakt dagegen wird die Platzierung des Sprechers in die Kommunikation integriert. Der Satz macht nur dann Sinn, wenn ich anerkenne, dass ich auf ein Gefüge schaue, in dem links ein Ball liegt und rechts ein Auto steht. Das heißt, schaue ich auf einen Ball sowie ein Auto und sage in germanischen und romanischen Sprachen »der Ball liegt westlich« wird mein räumliches Bezugssystem als zu abstrakt erfahren. Sage ich »der Ball liegt vor dem Auto« z.B. in einer Gefahrensituation, wo man damit rechnen muss, dass das Auto anfährt und ein Kind den Ball zu retten versucht, so konstruiere ich im Sprechen mit anderen ein räumliches Gefüge, das klar von den beiden Elementen Ball und Auto bestimmt ist. Sage ich schließlich, der Ball liegt links vom Auto, so bringe ich sehr viel stärker zum Ausdruck, dass ich hier als Betrachterin stehe, die eine Ordnung beschreibt. Niemand würde in einer Gefahrensituation rufen: »Vorsicht, der Ball liegt links vom Auto!« Hier wird Raum als über den Betrachter erfahrene Ordnung hergestellt.

Man muss sich die methodologischen Konsequenzen verdeutlichen: Da der Gegenstand der Soziologie die Gesellschaft ist, ein permanent in Bewegung sich befindendes soziales Gefüge, benötigt sie einen relationalen Raumbegriff, um die institutionalisierten Muster der Anordnung zu beschreiben. Ein absolutistischer Raumbegriff würde hier nicht weiterhelfen. Mit diesem Raumbegriff arbeitend, kann man in der Alltagssprache allerdings unterschiedliche Referenzsysteme für Kommunikation über Räume unterscheiden: absolute, relationale Synthesen von sozialen Gütern oder relationale Synthesen von sozialen Gütern bei gleichzeitiger sprachlicher Markierung des eigenen Spacings. Dies zu unterscheiden

hilft, in der Analyse von Kommunikation die Rolle des Sprechers bei der Konstitution von Raum zu verstehen.

Dies bedeutet aber gleichzeitig nicht, dass Menschen, weil sie so sprechen, über die Prozesse der Raumkonstitution Auskunft geben könnten. Fragt man gezielt nach der Bedeutung von Räumen, so eben verstummen die Sprecher weitgehend. Räumliches Handeln, hergestellte Verknüpfungen oder schlicht eigene Platzierungen sind nicht oder nur rudimentär Teil des diskursiven Bewusstseins. Für kaum einen anderen sozialwissenschaftlichen Gegenstand gilt in gleichem Maße, dass Wissensformen körperlich-materiell verankert sind (Reckwitz 2000), d.h. sie sind uns praktisch (meint auch *nur* praktisch) bewusst. Viele raumrelevante Handlungen verlaufen im Alltag selbstverständlich und reibungslos, weil das Wissen um Platzierungen und Syntheseleistungen habitualisiert ist. Genau diese Einschreibung von Wissen in die Körper und die Materialität führt jedoch dazu, dass das Wissen über Räume häufig nicht explizierbar ist, noch als benennungsbedürftig erscheint – und zwar obwohl wir im Handeln ständig sprechen. Der wesentliche Aspekt des Sprechens im Prozess der Raumkonstitution ist eben nicht die wohlüberlegte Erzählung über eine Landschaft oder die Kreation einer Imagekampagne über eine Stadt, sondern das alltägliche Sprechen. Dieses kann im Sinne von z.B. Judith Butler (1991) als strukturierte und strukturierende Handlung verstanden werden. Im Sprechen entstehen räumliche Formationen, deren implizite Strategien und vor allem deren Effekte selten bewusst werden. Wobei zwischen »Sprache« als Strukturierung des räumlichen Denkens und »Sprechen« als Handlungsform bzw. Kommunikation als kontextualisierte Handlungsform zu unterscheiden ist. Methodologisch folgt daraus, dass man die Konstitution von Raum vorrangig im Sprechen über vermeintlich andere Themen oder *nicht* im Sprechen untersuchen kann, also z.B. in Beobachtungsverfahren, in der Analyse von Bildprodukten etc.

DAS ZIPPELICHE ZUM BEISPIEL

Die Raumkonstitution im Sprechen über vermeintlich andere Themen lässt sich an der Herstellung vergeschlechtlichter Räume gut illustrieren. In der prostitutiven Sexualität beginnt an vielen Orten die sexuelle Dienstleistung mit dem Waschen des Mannes als ein »selbstverständli-

cher Bestandteil einer Handlungsabfolge« (Ahlemeyer 2002, S. 155; Löw/Ruhne 2011). Das Waschen kann sehr positiv besetzt sein, interpretiert als Übergangsritual und Zeitgewinn, es kann aber auch eine schnelle, hoch selbstverständliche Handlung sein. Heinrich W. Ahlemeyer (2000) bemerkt in seiner Studie zur »prostitutiven Intimkommunikation«, dass die Waschung der Genitalien in den meisten Sprechakten in der Prostitution so selbstverständlich eingeflochten wird, dass der Verweis oft im Kontext einer anderen Geschichte geschieht. Dies lässt sich am folgenden Zitat aus einem Interview mit einer Bordellbetreiberin (siehe Löw/Ruhne 2011) gut verdeutlichen. Die Sprecherin versucht in der folgenden Sequenz zu vermitteln, wie selbstverständlich eine Kollegin mit ihren Kunden umgeht: »Zum Beispiel letzten Samstag war ich kurz hier. Sie werden es mir nicht glauben, aber ich saß hier und habe kurz zugehört. Ist sie mit dem ins Bad und hat gesagt: Komm zeig mal dein Zippelche [lacht]. Sehr charmant ist sie. Sie geht so natürlich mit den Männern um.« (Prostituierte)

Wir wissen bereits aus der Krankenhauskommunikation, dass nackte Genitalien stets das Peinliche drohend hervorscheinen lassen. Die Situation ist in der Regel mit Spannung aufgeladen, lange bevor möglicherweise eine Krankenschwester durch fehlendes Geschick und Abweichung von der Routine sich und alle anderen beschämt. Birgit Heimerl (2006) hat die Choreografie der Entblößung in der Klinik sehr präzise nachgezeichnet. Nun liegt die Brisanz nicht nur im Berühren eines nackten kranken Körpers vor bekleideten gesunden Menschen, sondern auch in der Geschlechterkonstellation von Krankenschwester und männlichem Patient.

»Für kranke Männer im Kontakt mit weiblichem Personal ist es nicht leicht ›männlich‹ zu sein, setzen doch geschlechtliche Stereotype Mannsein mit Stärke, Macht, Souveränität und Emotionskontrolle gleich. [...] Männer ›sind‹ demzufolge gerade nicht zaghaft, nicht schüchtern, nicht schamhaft, sondern dürfen sich voyeuristisch, direkt und zupackend geben.« (S. 379)

Im Krankenhaus gilt: Schämen sich Männer vor Krankenschwestern zu viel, gelten sie als verweiblicht, schämen sie sich zu wenig, gelten sie schnell als lüstern.

Im Bordell, so könnte man annehmen, droht die zweite Gefahr nicht. Tatsächlich ermöglicht der Satz »zeig mal dein Zippelche«, als Sprechakt begleitend zum Waschakt, eine Machtverschiebung. Die Frau übernimmt

mit dem Waschen ein Stück Kontrolle über die Situation. Die Prostituierte nutzt die Gelegenheit, um den Penis nach Merkmalen einer Erkrankung zu überprüfen und um somit eine mögliche kontaminierende Auswirkung des Geschlechtsverkehrs zu reduzieren. Die Verniedlichung des Penis als Zippelche liest sich vor dem Hintergrund der Kontrollaktivität als aktive Entdramatisierung der Praxis der Kontrolle. In unseren Interviews betonten Prostituierte immer wieder, wie wichtig ihnen die Kontrolle über das Waschen ist. Sie wollen wissen, dass ihre Kunden ausreichend gewaschen sind.

Das Implementieren einer Reinigungspraxis vor den Sexualakt ist sozial keineswegs selbstverständlich. Wird im Alltag eine körperliche Begegnung zwischen zwei Menschen als »intim« konstruiert, so ist das Duschen/Waschen vor dem Sexualverkehr zwar möglich, aber für die wenigsten Menschen erscheint das notwendig. In der Prostitution wird der Akt des Waschens routiniert vor den Geschlechtsverkehr gesetzt. Die Prostituierte nutzt diese Gelegenheit – durchaus auch an das Wissen um Krankenpflege anknüpfend – um Kontrolle zu demonstrieren und zu gewinnen. Durch Sprechen gleichzeitig gewinnt sie die Möglichkeit, ihr Handeln zu entdramatisieren und in den Alltag wieder einzubetten. Sie gehe natürlich mit Männern um, kommentiert entsprechend ihre Kollegin.

Nun kommt der Raum ins Spiel. Als Frage bleibt ja, warum sich für das Geschehen bezahlende Männer den auferlegten Waschakt gefallen lassen. Entscheidend ist hierbei, dass die Prostitution, das hat Renate Ruhne sehr nachvollziehbar hergeleitet (in Löw/Ruhne 2011), in jeder Hinsicht als »andere Welt« konstruiert wird. Wenn nun draußen die eigentliche Welt herrscht und drinnen die Prostitution wartet, dann bedarf es einer Form des Übertritts. Das Reinigungsritual wird von Männern in den Interviews als entspannend, als Übergang, als Abschütteln des Draußen beschrieben. Mit der Reinigung konstruiert das prostitutive Paar ein duales Raummuster, indem es einen Außenraum »Welt« und einen Innenraum »Prostitution« gibt. Eben diese Konstruktion ermöglicht es, im Innenraum Handlungen legitim erscheinen zu lassen, die im Außenraum sanktioniert werden – und die Konsequenzen dieser Konstruktion betreffen nicht nur die Praktiken der Sexualität, sondern auch und vor allem die Rechts- und Arbeitsbedingungen der Sexarbeiterinnen.

Verallgemeinert man dieses Beispiel unter methodologischen Gesichtspunkten, so gibt es ein *doing* (Waschen) und ein *saying* (Zippelche),

das im Zusammenwirken wirklichkeitskonstitutiv ist, obwohl faktisch unterschiedliche Ebenen angesprochen werden: Reinigen und Verniedlichen. Die beiden beteiligten Personen willigen harmonisch in eine Handlungspraxis ein, verbinden damit jedoch geschlechtsspezifisch sehr unterschiedliche Anliegen. Als Resultat entsteht ein räumliches Gefüge, die Herstellung einer Zwei-Welten-Konstruktion, die nur praktisch bewusst, aber diskursiv selten verfügbar ist.

Raum entsteht durch jene Verknüpfungsleistung, durch die Elemente als gemeinsame Struktur wahrgenommen werden sowie durch Platzierung eben dieser Elemente. In dem Fall entsteht Raum in einer Innen-Außen-Konstruktion, die nicht einfach dem Innen eine weibliche und dem Außen eine männliche Komponente zuweist. Vielmehr führt die Existenz des Innen dazu, dass dort andere Regeln gelten als außen: z.B. dass in einer Gesellschaft, die nahezu alle gewerblichen Tätigkeiten in Ausbildungsformate bringt, Sexarbeit für intuitiv ausführbar erachtet. Die handelnden Subjekte platzieren sich in Relation zu dieser Syntheseleistung. Raum und Ort können nicht länger als »bereits gegeben« aufgefasst werden, wenn eine Interaktion beginnt, sondern die Leistung Räume herzustellen sollte als Anteil von Sprech- und Handlungssituationen betrachtet werden (Broth 2008; Mondada 2009). Dies geschieht bislang nur selten und wenn dann nur als erfolgreiches Ineinandergreifen von Sprechen, Körperbewegung und Raumarrangement. Ein Beispiel hierfür ist Lorenza Mondadas Studie (2009) darüber, wie Menschen handeln müssen, um im öffentlichen Raum jemanden dazu zu bewegen zu stoppen (z.B. weil man nach der Uhrzeit fragen will). Sie zeigt, dass das Handeln sequenziell organisiert ist. Körperliche Platzierung und Sprechhandeln bauen sukzessive aufeinander auf und lassen so in Sequenzen gegliedert aufeinander aufbauende Raumgefüge folgen.

Solche Analysen helfen zu verstehen, wie Syntheseleistung und Spacing sprachlich und körperlich aufeinander abgestimmt erfolgen und Räume durch komplexe Sinnkonstruktionen vermittelt synthetisiert werden. Nun gibt es aber ebenso regelmäßig den Fall, dass die Herstellung von Räumen im Sprechen nicht mit der Platzierung koordiniert ist. Wie oben am Beispiel ausgeführt können im Sprechen und Tun auch räumliche Relationen hergestellt werden, die über die Präsenz hinausreichen. Dies gilt vor allem dann, wenn man den Bereich des unmittelbaren Erlebens verlässt und Medienpräsenz sich in Wirklichkeitserfahrung mischt.

SPRECHEN AN ANDEREN ORTEN

Alfred Lameli (2009) untersucht den spontanen Wissensumfang linguistischer Laien in Bezug auf die Lokalisierungsfähigkeit von Dialekten. Es stellt sich heraus, dass die meisten Menschen, obwohl sie nicht Dialekt sprechen, Dialekte relativ korrekt auf einer Landkarte lokalisieren können. Dies gilt sowohl für die untersuchte Gruppe der gerade mal 16-jährigen wie für die Erwachsenen-Kontrollgruppe. Dass also Jugendliche mit wenig Reiseerfahrung und geringer Dialektidentifikation über ein sprachlich abrufbares Wissen verfügen, wer wo wie spricht, liegt – so der Autor – daran, dass Jugendliche, Dialekte über aus dem Fernsehen bekannte Persönlichkeiten wie Helmut Kohl, Franz Beckenbauer, Angela Merkel, Papst Ratzinger, Udo Lindenberg etc. mit Regionen verbinden und über Dialekt-Comedys Sprachraumvorstellungen entwickeln. Hinzu kommt, dass Dialekträume um Städte herum verortet werden. Wenn z.B. eine Sprachprobe in einer Kleinstadt in Nordhessen, 60 km von Kassel entfernt, aufgenommen wurde, markieren die Befragten vor allem Kassel als Zentrum dieser Sprechweise.

In diesem Fall verhindert weder die Abnahme der Dialektsprachkompetenz noch die wahrnehmbare räumliche Dissonanz (der Papst spricht in Rom, Helmut Kohl erlebte man in Bonn etc.), dass Raum über die imaginäre Platzierung von Figuren in Verknüpfung mit Städten handlungsrelevant als Konstruktionsleistung aufgespannt wird. Auch hier wird ein relatives Relevanzsystem zum Einsatz gebracht (es verdichten sich mittels Syntheseleistungen Positionen zu Räumen), aber weder die Beobachterperspektive wie in der Konstruktion »der Ball liegt links vom Auto« noch die Aktualität der Handlungssituation »der Ball liegt vor dem Auto« tritt offen zutage. Entscheidend ist: Unter Bedingungen von Abwesenheit ist das komplexe Zusammenspiel von Syntheseleistung und Spacing auf die Medien Sprache und Bild zur Reproduktion der räumlichen Struktur angewiesen. Das bedeutet keineswegs, dass das Spacing für die Syntheseleistung irrelevant ist. In dem Satz »I am Nick from Kirkham«, in der Mobilfunkkommunikation über den idyllischen Strand und wenn Jugendliche angeben können, wie man in Bayern spricht, weil sie den Papst im Fernsehen haben sprechen hören, in allen drei Handlungs-Sprechakten ist die körperliche Präsenz des Sprechers nicht irrelevant. Nick mag sich seiner Herkunft versichern, um die verunsichernde Vorstellungsrunde besser bewältigen zu können. Die Telefonierende adressiert Emotionen

durch Raumbeschreibungen und die Jugendlichen gliedern sich in ein System regionaler Differenzierung ein. Wichtig ist hier, dass ein Raum an Fassung gewinnt, welcher wirkungsmächtig ist (z.B. Region), der mit der aktuellen Platzierung nicht deckungsgleich ist, obwohl aber der Sprechakt die Handlungssituation figuriert.

FAZIT

Die Soziologie hat sich bislang in der empirischen Forschung auf Textinterpretation konzentriert. Interpretiert werden in qualitativen Verfahren vor allem verschriftlichte Daten (wie z.B. transkribierte Interviews). Bild, Raum, Karte, Sound etc. gehören noch kaum zu den üblichen Quellen für die Deutung der Umwelt. Mit der gleichzeitigen Erhebung und Auswertung von Sprach- und Körperhandeln gewinnt die Raumanalyse einen Zugang zu Wissens- und Erfahrungsstrukturen der Akteure, wie sie im Sprechen zum Ausdruck kommen. Zeitgleich lassen sich aus der Analyse der Platzierungen Detailaufnahmen der situativen Konstruktion von Wirklichkeit herleiten.

Auch die Kommunikationsanalysen können an Komplexität gewinnen. Bislang arbeiten SozialwissenschaftlerInnen arbeitsteilig: InteraktionstheoretikerInnen wollen wissen, warum Nick »Kirkham« anführt, wenn er eine Vorstellungsrunde meistern will, RaumtheoretikerInnen wollen erkunden, wie Stadt in einer urbanisierten Welt semantisch konfiguriert wird. Diese Arbeitsteilung trennt Wissensbestände auf unproduktive Weise. Sprechen ist eine regelmäßig zu beobachtende Handlungsweise. In diesen Sprechakten werden wiederum häufig Bezüge zu Räumen integriert oder gar Raumbeschreibungen platziert. Das Sprechen über Raum zeigt Effekte für die Handlungssituation sowie für die räumlichen Vorstellungen, räumliche Verteilungen und Raumfiguren und resultiert aus der Erfahrung mit den kulturell spezifischen Formationen. »Nick from Kirkham« ist gleichzeitig Identitäts- und Raummanagement. Beides ist Praxis und beides ist Struktur. Im Sprechen wird Anwesendes benannt, strukturiert und kommentiert, aber auch Abwesendes mit Namen versehen, konstruiert und angerufen. Anwesend-Abwesend wiederum ist eine grundlegende räumliche Formation.

6. Blickfänge

Räumlich-geschlechtliche Inszenierungen am Beispiel der Prostitution

In ihrem Frühjahrskatalog präsentiert die Traditionsfirma Faller die Neuheiten auf dem Sektor des Modelleisenbahnwesens. Darunter findet sich dieses Jahr erstmalig ein Bausatz, der den Namen »Nachtclub Lila Eule« trägt. Er wird – laut Katalog – angeboten »inklusive rotem Blinklicht und fünf Gewerbetreibenden«. Einerseits, so lässt sich unmittelbar folgern, weist die Innovation auf dem Spielzeugmarkt unweigerlich auf eine Liberalisierung der Einstellungen in Bezug auf Sexarbeit hin. Schon Kinder können nun kleine Prostituierte entlang ihrer Eisenbahnroute aufbauen und den Zug auf eine ganz spezifische Märchenwelt hinlenken. Gleichwohl, so neu ist die Entwicklung andererseits auch wieder nicht. Noch immer sind es mehrheitlich Väter und Söhne, die sich den Schmalspуреisenbahnen widmen und in den dunklen, abgelegenen Hobbykellern gemeinsam Männerträumen nachhängen. Daher ist es nur folgerichtig, die Sozialisation in das Rotlichtmilieu nicht nur mit Dampfmaschinen und Spurweiten, sondern eben auch mit lila Eulen samt Gewerbetreibenden zu beginnen.

JENSEITS DER MEISTERERZÄHLUNG

Das Feld der Prostitution oder Sexarbeit ist mal schillernd und erotisch, dann wieder tragisch und zerstörerisch, es basiert auf einer Großindustrie und Kleingewerbe gleichzeitig. Wie viele Frauenberufe, so zum Beispiel Logopädinnen, Heilpraktikerinnen oder Kosmetikerinnen, ist die Ausbildung ungeregelt und wird meist von den Frauen selbst finanziert.

Mit der Friseurin, Krankenschwester, Arzthelferin oder Verkäuferin teilt die Prostituierte darüber hinaus das körperbezogene Handeln und die Gefühlsarbeit. Sexarbeit ist mythenüberlagert, reich an Bebilderungen und gleichzeitig weitgehend unerforscht. Über Prostitution existiert keine fachliche Meistererzählung, an der sich PraktikerInnen orientieren oder WissenschaftlerInnen abarbeiten können. Vielmehr findet man einerseits unendliche mythologische Beschreibungen vom glamourösen Rotlicht bis zur elendig ausgebeuteten Frau, die im Feld kein Orientierungswissen darstellen, und andererseits hochgradig disparate ExpertInnenkenntnisse, die durch keine Instanz zu einem annähernd kohärenten Fachwissen verknüpft werden. SexarbeiterInnen, ZuhälterInnen, SozialarbeiterInnen, PolizistInnen wissen viel über Prostitution, aber diese Kenntnisse widersprechen sich und folgen unterschiedlichen Erzählsträngen. Mit der gleichen Sicherheit berichten die einen Sexarbeiterinnen von erfüllter Sexualität in der Arbeit (zum Beispiel Domentat 2003) und erwähnen andere Sexarbeiterinnen in Talkshows, dass es dann schlimm wird, »wenn man was spürt«. Während Polizisten im einen Departement die Bedeutung des Menschenhandels im Feld der Prostitution betonen, wird in der anderen Abteilung oder von StreetworkerInnen von freiwilligen Migrationsbiografien berichtet. Mal erscheint der Strich als menschenunwürdiges, dreckiges, gefährliches Gewerbe und dann wiederum als selbstbestimmtes Anschaffen für die eigene Tasche.

Gesellschaftliche Einigungen im Sinne von fachwissenschaftlichen Kenntnissen über die Welt des Rotlichts scheinen kaum zu existieren. Gibt es in den meisten gesellschaftlichen Feldern eine dominante Erzählung, die auch die Wahrnehmung der Handelnden leitet, so zerfällt das zu Beobachtende im Prostitutionsmilieu in zahlreiche Wahrheiten, die unvermittelt nebeneinander existieren.

In dieser Gemengelage sich widersprechender, dennoch gut belegter ExpertInnenmeinungen und Dokumente nehme ich im Folgenden einen Perspektivwechsel vor. Nicht sozialpolitische, kriminologische oder juristische Fragen stehen im Vordergrund, wie sie die wesentlichen Stränge des derzeitigen Forschungsstandes zur Sexarbeit ausmachen, sondern ich analysiere ethnografisch die *Räume und Orte* der Prostitution. Sie sollen das empirische Feld darstellen, an dem die geschlechtsspezifischen Arrangements im Feld der Sexarbeit rekonstruiert werden. Im Zentrum stehen Ergebnisse eines dreimonatigen Forschungsaufenthalts am Internationalen Forschungszentrum für Kulturwissenschaften (IFK) in Wien.

Basis dieses Kapitels sind darüber hinaus Ergebnisse eines vom Land Hessen geförderten Forschungsprojektes zum Thema »Das Wirkungsgefüge von Raum und Geschlecht am Beispiel der Prostitution in Frankfurt a.M.«. Beide Projekte basieren neben Beobachtungs- und Dokumentauswertungen auf Experteninterviews mit Prostituierten, mit Sozialarbeiterinnen und Polizei, AnwohnerInnen und JuristInnen.

ERSTE ORTSERKUNDUNG: ANKUNFT IN WIEN

Ich erreiche Wien mit dem Flugzeug. Gleich bei der Ankunft am Flughafen künden Plakate an, was die Stadt zu bieten hat. Willkommen in Schönbrunn heißt mich das erste Bild. Wien ist für Kaiser und Könige, vor allem aber für die Kaiserinnen, Sisi und Maria Theresia, berühmt. Maria Theresia hat die Prostitution verbieten lassen. Auch auf Architektur verweist das erste Plakat und auf die Kinderidylle und Naturimaginees, die der Zoo zu bieten hat. Das zweite Poster bildet die Kunst ab. Wien verkauft sich erfolgreich als Kulturhochburg. Nun müsste die Musik kommen, denke ich. »Wein, Weib und Gesang« heißt es im Reiseführer. Aber es kommt nach dem Schönbrunn und Giorgione – das Weib.

Gleich nach dem Aussteigen bei Auslandsflügen wirbt das »Babylon« für Gäste. Der Name steht für den Versuch, Gott nahe kommen zu wollen, allerdings auch für das Scheitern dieses Unternehmens. Babylon ist Sinnbild für die Geburt der Vielfalt und für das Nicht-Mehr-Verstehen. Auf dem Bild begrüßen mich Frauen, alle weißer Hautfarbe, alle in der unschuldig weißen Wäsche gekleidet. Engel, Wesen ohne Geschlecht und Sexualität! Und doch die laszive Haltung der Damen auf rotem Samt lässt Ahnungen entstehen. Wovon? Ich denke an ein Revuetheater, an ein Kinoplakat. Wer käme auf die Idee, dass hier am Flughafen das Edelbordell der Stadt wirbt? Nur der Wissende. Das Plakat ist ein Gruß an die Stammkunden. Es setzt auf Wiedererkennungseffekte bei den Fremden: Babylon – das habe ich doch schon irgendwo gehört. Bereits am Flughafen wird deutlich: Prostitution ist in Wien überall, aber sie ist dezent, fällt kaum auf. Das Spiel von Verbergen und Entbergen wird in Wien perfektioniert.

Wien hat kein weltberühmtes Puffviertel wie Sankt Pauli in Hamburg und empfängt seine Gäste nicht mit einem unübersehbaren Rotlichtviertel wie Frankfurt a.M. Zwar sind auch in Wien die Lokale des Gürtel, so der Name der Hauptverkehrsader, in der Nähe und der Straßenstrich im

Rücken des Westbahnhofs, doch bleiben beide Sex-Meilen unauffällig im Vergleich zu der Massivität eines ausgewiesenen *red light district*. Das Rotlichtviertel gibt es in Wien nicht.

PERSPEKTIVWECHSEL NACH FRANKFURT A.M. UND WIEN IM VERGLEICH

Frankfurt ist berühmt-berüchtigt für sein Bahnhofsviertel als Rotlichtdistrikt. Obwohl in den achtziger Jahren internationale Investoren, unterstützt durch den Oberbürgermeister Walter Wallmann, versucht haben, das Bahnhofsgelände langfristig zum Sperrgebiet für Prostitution zu erklären, um weiteres Bauland für Banken und Versicherungen zu gewinnen, ist das Vorhaben gescheitert. Dieser Vorgang ist angesichts der Tatsache, dass dem Hochhausbau in Frankfurt selten Grenzen gesetzt werden (vgl. Rodenstein 2000), bemerkenswert.

In Expertinnen-Interviews und in einer von der damaligen Sprecherin des Hurenverbandes (HWG) Cora Molloy (1992) herausgegebenen Dokumentation wird deutlich, dass die Auseinandersetzungen um Prostitution – vergleichbar zur Debatte um ethnische Segregation – um die Frage »räumliche Diffusion oder Konzentration« kreisen. Der Widerstand gegen eine Auflösung der Prostitution am Frankfurter Bahnhof speist sich wesentlich aus der Vermutung, dass die Verteilung der Bordelle über die Stadt alle Bürger und Bürgerinnen gleichermaßen unkontrolliert mit der käuflichen Sexualität in Verbindung bringt. Egal ob Kirchen, Hurenverbände oder Planungsamt, alle wollten die Huren lieber an einem Platz konzentriert und damit kontrolliert sehen. Allen Feldman (1997) beschreibt für den Nordirland-Konflikt die Bedeutung von Sichtbarkeit für die Kontrolle der Individuen durch räumliche Arrangements. KatholikInnen und ProtestantInnen siedeln sich in eigenen Vierteln an (oder werden dort angesiedelt). Dies ermöglicht der britischen Armee durch Videokameras eine kollektive Überwachung ganzer Bevölkerungsgruppen, die ohne die räumliche Trennung körperlich nicht voneinander zu unterscheiden wären. Die Sichtbarkeit für den Staat ist jedoch gleichzeitig – durch die räumliche Trennung – eine gegenseitige Unsichtbarkeit für die beiden konkurrierenden Bevölkerungsgruppen. Dadurch, dass sich die als gegensätzlich konstruierten Gruppen im Alltag kaum oder gar nicht begegnen, entstehen und verfestigen sich unendliche Vorurteilskonst-

ruktionen. Zu vergleichbaren Ergebnissen kommt auch Oren Yiftachel (1998) in seiner Analyse des Israel-Palästina-Konflikts.

Auch in Frankfurt überlegte die Stadtverwaltung in der Vergangenheit, das Rotlichtviertel am Bahnhof über Videokameras zu überwachen. Ergebnis jahrelanger Auseinandersetzungen zwischen Stadtplanungsinstitutionen, AnwohnerInnen, Kirchen und internationalen InvestorInnen über die Frage einer Auflösung der gebietsbezogenen Struktur der Sexarbeit (vergleichbar zu Wien) oder einer Konzentration in einem Viertel, wurde das Bahnhofsviertel schließlich symbolisch und materiell als Ort der Prostitution in Frankfurt rechtlich, planerisch und sozialpädagogisch neu verankert. Etabliert wurde ein Ort des Anderen (vgl. Hubbard 1998). So wie die Sexarbeiterinnen als das Andere gegenüber der dominanten heterosexuell-patriarchalen Norm konstruiert werden, so wird im Rotlichtviertel, so Hubbard weiter, das Andere räumlich sichtbar. Alle negativen Attribute von dreckig über gewalttätig bis hin zu unmoralisch könnten hier lokalisiert werden und dabei in der Abgrenzung der eigene Ort als »rein« beschrieben werden. Geht man davon aus, dass Identität über die Eingliederung in Räume gewonnen wird, dann ermöglicht die Abgrenzung auch eine sexualisierte Normalitätskonstruktion. Über die Sichtbarkeit der »Unmoral«, des Drecks und der Krankheit im anderen Viertel kann diese als außerhalb der eigenen Lebenswelt verortet werden.

In Wien stößt man an jeder Ecke der Innenstadt auf Rotlichtbars mit Separees, Sexkinos, Swingerclubs und so weiter, ab und an existieren kleine Konzentrationen. Rund 5000 Frauen bieten als Sexarbeiterinnen in Wien ihre Dienste an. Davon sind nur 460 Frauen registriert und somit legale Dienstleisterinnen. Die Zahl sinkt kontinuierlich. 1913 waren noch 1879 Frauen, 1993 immerhin noch 711 registriert. Lässt sich eine Frau (oder ein Mann) in Wien als Prostituierte registrieren, wird sie im Fachjargon von Polizei und Gesundheitsamt zur »Kontrollprostituierten« im Unterschied zur »Geheimprostituierten«. Der Ausdruck hat seine Berechtigung. Von der registrierten Sexarbeiterin werden Fotos angefertigt und Fingerabdrücke genommen. Polizeibeamte des Kommissariats können im Wohnhaus nachfragen, ob der Gatte (oder die Gattin) arbeitslos ist und somit der Verdacht auf Zuhälterei besteht. Arbeitet eine Frau auf der Straße, so muss sie einen festen Standort angeben.

Michel Foucault (1977) analysiert beispielhaft, wie Individualität durch Lokalisierung und Registrierung hergestellt wird. Der je eigene Platz, die namentliche Benennung, ermöglicht Kontrolle und Bestrafung. Steht

eine Frau nicht an dem von ihr angegebenen Platz, kann sie mit Geldstrafen belegt werden. Den Sozialarbeiterinnen zufolge sind die Geldstrafen in ihrer Höhe in den letzten Jahren gestiegen. Ihre Festlegung zwischen 150 und 900 Euro, so die Erfahrungswerte, ist für die betroffenen Frauen nicht nachvollziehbar. Am häufigsten, so der einhellige Eindruck der Beratungsstellen Lefö und Sila, werden Nigerianerinnen bestraft. Rassismus und Sexismus gehen hier Hand in Hand.

In Wien existieren offiziell keine Bordelle. Das Prostitutionsgesetz erlaubt jedoch in Wohnungen zu arbeiten, die »ausschließlich von Personen benützt oder bewohnt werden, welche die Prostitution ausüben, sofern die Gebäude einen unmittelbaren und gesonderten Zugang von der öffentlichen Verkehrsfläche aus aufweisen [...]«. Zuhause in ihren Wohnungen dürfen die Frauen nicht arbeiten.

ZWEITE ORTSEKUNDUNG: AM GÜRTEL

Ich beginne die Ortserkundung mit den Gürtelbordellen.¹ Das räumliche Arrangement ist heutzutage heterogen. Die U-Bahnbögen beherbergen Szenelokale, an kleinen Buden wird Kebab verkauft, in den Häuserzeilen befinden sich in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen rot beleuchtete Bars. Die Fassadengestaltung und Werbung setzt auf stereotype Signale. Der Mund, das Sektglas, den Stöckelschuh. Immer wieder! Musik ist kaum zu hören. Vor manchen Lokalen stehen Frauen. Alle mit weißer Hautfarbe, schwarzer Kleidung und rotem Mund. Irgendwie haben es an diesem Abend alle geschafft, blond zu sein. Manchmal sitzen Frauen in Schaufenstern.

Sie bewegen sich nicht. Sie strecken die Beine nach oben, werfen den Kopf in den Nacken. Sie wirken dabei entspannt und wunderschön. Ich betrete eine Bar. Es ist noch früh am Abend. Freier sind noch kaum zu

1 | Im Folgenden wird exemplarisch eine frühe Felderkundung zur Schilderung ausgewählt, da sich am fremden Ort und allein ein Lokal betretend die Ambivalenzen und Absicherungsstrategien besonders deutlich zeigen lassen. Spätere Ortserkundungen, darunter auf Wunsch eines hohen Polizeibeamten an einem Abend mit dem Wiener Prostitutionsforscher Roland Girtler, haben die Kultur des Zeigens der sich prostituierenden Frauen gegenüber dem Sich-Verbergen der Kunden (zum Beispiel auch in gepolsterten Sitznischen) deutlich bestätigt.

sehen. Da es draußen noch ein wenig hell ist, überwältigt mich das Dunkel des Raumes. Ich erkenne kaum die Arrangements. Die Möglichkeit zu sehen wird auf ein Minimum reduziert. Dafür liegt der Geruch süßen Parfums in der Luft. Von den feministischen Beratungszentren habe ich gelernt, dass man zuerst die Betreiber oder die Bardame fragen muss, ob man mit den Frauen reden darf. Ich frage. Sofort fällt mir ein, wie früher ältere Männer meine männlichen Begleiter gefragt haben, ob sie mit mir reden oder gar tanzen dürfen. Schutz und Bevormundung hängen eng zusammen. Ich gehe zu einer Frau. Meine Entscheidung, welche ich anspreche, fällt genauso intuitiv wie sie als Verhalten der Freier immer wieder beschrieben wird. Kunden nähern sich den Frauen, die signalisieren, dass sie ihnen mit Offenheit gegenüberstehen. Die Frauen werden nicht einfach passiv ausgewählt. Über schnelle Blicke, über Körperhaltungen äußern sie Sympathie oder Ablehnung. Viele Freier sind – so wie ich in dieser Situation – sehr unsicher. Die Signale der Frauen nehmen wir gerne auf. Streetworkerinnen wissen um die Sorgen mancher Sexarbeiterinnen, zu denen sich selten ein Mann gesellt. Meistens – so berichten die Sozialarbeiterinnen – haben die Frauen, die ihr eigenes Handeln verachten, größere Probleme, Kunden zu werben als Frauen, die Sexualität, das Gewerbe oder auch den eigenen Körper schätzen oder zumindest tolerieren. Auch eine Ärztin des Gesundheitsamtes glaubt zwei Gruppen unterscheiden zu können: Frauen, die in irgendeiner Weise ein positives Gefühl zur Sexualität entwickelt haben, und andere, die an der Sexarbeit »zerbrechen«. Die Gesundheitsuntersuchung ist ein intimer Vorgang. Während manche nur voller Scham den gynäkologischen Stuhl betreten, nutzen andere die Gelegenheit, um durch sexualisierte Sprüche die Ärztin in Verlegenheit zu bringen. Sie spielen ein Spiel. Ärztliche Autorität wird durch lesbisch sexualisierte Sprüche unterlaufen.

Ich nähere mich also jener Frau, deren Blick ich als Neugierde und Offenheit interpretiere. Als ich ihr erzähle, dass ich über Prostitution forsche, grinst sie. Wahrscheinlich – so schießt es mir durch den Kopf – studiert sie Soziologie. Ich bin froh, dass ich an der Wiener Universität keine Seminare anbiete. Warum eigentlich?

Wir befinden uns hier in einem Arrangement, das gezielt als »andere Welt« in Szene gesetzt wird. Es ist furchtbar heiß. Die Frauen wollen in den Dessous nicht frieren. Rot und Schwarz dominiert. Ich rede mit der Sexarbeiterin über ein Thema, das Frauen angeblich häufig anschnitten, nämlich über Männer. Sie erzählt mir, dass Männer, wenn es nicht ge-

rade Stammkunden sind, immer erst an der Bar Platz nehmen. Sie versuchen, den Raum zu überblicken. Häufig ziehen sie es vor, an ihrem sicheren Thekenplatz zu verweilen und die Frauen sich zeigen zu lassen. Sie durchschreiten nicht den Raum und setzen sich nicht den Blicken aus. Sie blicken lieber. Die Bardame hilft. »Kommt euch zeigen!« ist eine häufige Aufforderung. Dann kann er schauen und wählen.

BLICKWECHSEL

Männer wollen nicht gesehen werden. Christiane Howe, langjährige Mitarbeiterin in dem nun geschlossenen Prostituiertenprojekt Agisra e.V. berichtet:

»Wir machen auch Streetwork und wenn man sieht, wie die Männer sich erst ein paar Mal umdrehen, bevor sie ins Bordell gehen, da bekommt man schon den Eindruck, die räumliche Schwellenangst ist auch eine innerpsychische. Beobachtet man umgekehrt, wie sie das Bordell verlassen, manchmal richtiggehend rausfallen und sich orientieren müssen, zum Teil sogar erstmal in die falsche Richtung gehen, dann wirkt das, als ob sie gerade die Grenze zwischen zwei komplett anderen Welten überschritten haben.« (Howe zit.n. Domentat 2003, S. 93f.)

Ein Foto im Rotlichtviertel zu machen ist als knipse einer das Licht an, berichtet eine Sozialarbeiterin. Immer wieder höre ich die leicht belustigte Erzählung von Insidern, dass Männer vor dem Betreten eines Lokals sich umsehen, ob keiner schaut. Ein Bordellbetreiber berichtet, dass viele Männer sich kaum trauen, den Frauen in die Augen zu sehen.

Wie bei jeder sozialen Begegnung ist die Blickkultur das wesentliche Element der Eröffnung der Begegnung. Die Grundregel ist, dass die Frauen – nicht die Männer – sich zeigen müssen. Das heißt, sie inszenieren ein Zeigen, das den eigenen Blick verschleiert und damit den Männern ein größeres Gefühl von Sicherheit vermittelt. Wesentlicher Bestandteil der Inszenierung ist es, den voyeuristischen Blick scheinbar dem Mann zu überlassen.

Arbeiten zur Filmtheorie und Bildinterpretation (zusammenfassend Mathes 2001, S. 105; Hentschel 2001) ist zu entnehmen, dass die Einübung des wissenschaftlich-distanzierten Blicks, beispielsweise auf die Gemälde, eine Facette ist, durch die die kulturelle Konstruktion der

Zweigeschlechtlichkeit produziert und reproduziert wird. Das perspektivisch entworfene Bild lasse einen Eindruck von Tiefe und damit von Räumlichkeit vor den Augen der Blickenden entstehen, eine Räumlichkeit, die durch die bewegten Bilder des Kinos noch verstärkt werde. »Ziel des kommerziellen Films ist es, über unauffällige Schnitt- und Kamertechniken den Eindruck eines kontinuierlichen, homogenen Bildraumes aufzubauen und Betrachtende in eine Überblicksposition zu bringen.« (Hentschel 2001, S. 153) Da Frauen(-Körper) traditionell als Räume imaginiert werden (ausführlich Löw 2001, S. 115ff.), entsteht eine kulturelle Verknüpfung der betrachteten Räume mit weiblichen Körpern. Diese auch in der Literaturwissenschaft vielfach belegten Überlagerung von Raumfantasien und weiblichen Körpern (vgl. Weigel 1990; Kublitz-Kramer 1995) bindet den der Zentralperspektive folgenden voyeuristischen Blick, der seziert, ohne gesehen zu werden, in einen vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Kontext ein. Im absolutistischen Raumverständnis wird der geöffnete Bildraum wie das Versprechen eines dargebotenen geöffneten Frauenkörpers erlebt und gleichzeitig als Sicherheit gewährende Gebärmutter (Colomina 1997) und Lust versprechender Schoß (Weigel 1990; Hentschel 2001) beschrieben. So manifestieren sich vor dem Hintergrund einer zweigeschlechtlichen, heterosexuellen Matrix zwei entgegengesetzte Positionen: die des männlichen Blickes und die der weiblichen Betrachteten.

Einigen Bordell-/Barbetrieben gelingt es, die Potentiale der Bild- und Kinowelt optimal zu nutzen. Die soziale Konstellation im Inneren der Bar, die darauf baut, dass die Frauen sich zeigen, versetzt den Mann in eine Überblicksposition. Vor seinem Auge laufen Frauen wie im Film ab, und zwar Frauen, die sich gezielt zeigen, die das Versprechen auf den geöffneten Frauenkörper einzulösen bereit sind, die dazu den Körper mit Schminke und Perücken entsprechend stereotyper Weiblichkeitsbilder gestalten. Reinszeniert wird auch der Bildraum durch die Schaufensteranordnung. Frauen platzieren sich in einer Weise im Fensterrahmen, dass die Differenz zwischen den unendlichen Bildern von verruchten Frauen und einer körperlichen Präsenz verwischt. Die Frau wird Bild. Typisch hierfür ist, dass jene Etablissements, die auf die Anwesenheit der Frauen im Fenster verzichten, gern das Bild an ihre Stelle setzen. Gerade für Wien ist eine Fassadengestaltung typisch, die Sektglas und Stöckelschuh als Symbole für Prostitution in erstaunlicher Monotonie reproduziert. Während der Stöckelschuh als Fetisch gelesen werden kann, lenkt

das Sektglas den pornografischen Blick auf den männlichen Orgasmus. Der knallende Sektkorken, der herausströmende Sekt können als Symbol für Ejakulation und Orgasmus bei Männern interpretiert werden.² Das Sektglas in der Form eines Dreiecks auf einem Stil nimmt den als Ejakulat assoziierten Sekt auf. So kann mit dem unanstößigen Sektglas auf der Fassade eine Geschichte von Verheißung und Wohlstand erzählt werden.

Vergleicht man dies mit Frankfurt a.M. beispielsweise, so fällt auf, dass in Frankfurt die Inszenierungen – neben diesen stereotypen Signalen – deutlicher an Milieus adressiert sind. Die Unterscheidung wird zum Gestaltungsprinzip. Hier findet man Fassadengestaltungen, die mit Blumenkästen und Tannengrün an weihnachtliche Familienidylle erinnern und doch durch rote Schleifen im Tannengrün, unterstützt durch rote Lampen, eindeutige Schlussfolgerungen auf den Inhalt des Hauses zulassen. Unterstützt wird die öffentliche Herstellung des Hauses als Bordell durch eine deutliche Schwelleninszenierung. Selbstbewusst und offen sexualisiert bilden zwei übergroße Frauenbeine, nur durch einen leicht bekleideten Unterleib verbunden, das Eingangstor zur Welt der Sexarbeit. Andere Häuser arbeiten mit kunstvollen Inszenierungen. Schaufensterpuppen stehen Tag und Nacht auf den Balkonen, tragen das Geschehen der Innenräume in verschiedenen Stellungen nach außen. Die Figuren wecken Assoziationen an Kinoszene und werden als Fassadengestaltung zu Kunst im öffentlichen Raum. Aus jedem Haus erschallt eine andere Musik. Während das eine Bordell mit Grönemeyers »Männer« das eigene Handeln ironisch parodiert, erwartet man bei den Klängen bekannter Oktoberfestlieder ein anderes Arrangement als bei dezenten Klavier-sonaten.

LOKALE DIFFERENZEN, STADTKULTUREN UND NATIONALE GESETZGEBUNG

Trotz grundlegender moralischer Abwertung und Ausgrenzung der Prostituierten als »nicht anständige Frauen«, ist die freiwillige Prostitution in Deutschland seit den Siebziger Jahren eine rechtlich zulässige Tätigkeit. Allerdings wurden Vereinbarungen von Prostituierten über sexuelle Dienstleistungen bis Ende 2001 sowohl von der herrschenden Recht-

2 | Vgl. dazu auch die Beliebtheit des Bildes von aus einer Sektflasche herausströmendem, weißem Schaum in der Schwulenkultur.

sprechung als auch von der Literatur grundsätzlich gemäß Paragraph 138 BGB als sittenwidrig bewertet. Dies hatte zum Beispiel zur Folge, dass Vereinbarungen und Verträge über sexuelle Dienstleistungen keine zivilrechtliche Wirksamkeit hatten und somit nichtig waren. Durch das seit dem ersten Januar 2002 in Kraft getretene »Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten« (Prostituiertengesetz – ProstG) ist eine deutliche Änderung der Rechtsstellung der Prostituierten eingetreten. Dem vorausgegangen ist ein Rechtsstreit um das Café Pssst!, deren Betreiberin sich geweigert hatte, den angeschlossenen Beherbergungsbetrieb unter einem anderen Namen anzumelden als den Barbetrieb. Der Vorsitzende Richter Percy MacLean hatte von 50 gesellschaftlich relevanten Gruppen und Einzelpersonen, also Kirchenvertreter, Wissenschaftler, Verbände und Gewerkschaften Einstellungen bezüglich sexueller Tauschgeschäfte abgefragt. Die Mehrheit der Befragten »beurteilte eine in freier Verantwortung ausgeübte Prostitution ohne Begleitkriminalität als nicht sittenwidrig und erkannte freiwillig erbrachte, sexuelle Dienstleistungen, sofern sie nicht mit dem Strafrecht oder Jugendschutz kollidierten, nüchtern als gesellschaftliche Realität an« (Dokument 2003, S. 30f.). Heute gilt also Prostitution nicht mehr als sittenwidrig.

Dieses neue Selbstverständnis der Sexindustrie in Deutschland, das der Gesetzesänderung vorausging und gleichzeitig durch diese weiter provoziert wurde, drückt sich in der Gestaltung des öffentlichen Raums aus. Mit markanten Installationen, Fassadengestaltungen, Dekorationen werden Käufergruppen adressiert und differenziert. Hinzukommt dass Frankfurt stärker als Wien durch Konzerne und Großbordelle beziehungsweise Laufhäuser strukturiert ist und deutlich Prostitution als Arbeit in Erscheinung treten lässt, während in Wien viele kleine Gruppen jeweils ein oder wenige Bordelle betreiben.

Dadurch wird es möglich, für über mehrere Häuser sich erstreckende Bordellkomplexe eine *corporate identity* zu entwickeln, während in Wien auf wiederkehrende, bewährte Symbole gesetzt wird. In Wien tritt durch die Gleichförmigkeit und Kleinräumigkeit der Effekt ein, dass die Räume der Prostitution wenig zum gestaltenden Element des öffentlichen Raumes werden, eher zu einem Leuchtstreifen, wahrnehmbar, aber nicht zuzuordnen. So sind es sowohl nationale rechtliche Grundlagen also auch stadtspezifische ökonomische Netzwerke und stadtkulturelle Spezifika, die Prostitution in ihren räumlich-sozialen Aspekten prägen.

Ist es ein Zufall, dass diese Dynamik von Zeigen ohne Aufzufallen gerade in Wien zum bestimmenden Gestaltungselement wird: In einer Stadt, die sowohl für ihre Fassaden wie auch für die Avantgarde-Architektur eines Adolf Loos mit seinen glatten, weißen Wänden berühmt wurde; in der die Menschen nicht in Erdgeschoss-Wohnungen leben wollen, weil man sie sehen könnte? Sicher nicht! Wien hat keinen für alle sichtbaren und jedem Kind vertrauten »Ort des Anderen«. Wien hat viele, verstreute Orte des Anderen, die gemeinsam einen eigenen Raum bilden, die aufeinander verweisen und sich ergänzen. In Wien erzählt man sich die Legende von Joseph II, dass er auf die Aufforderung, Bordelle wieder zu erlauben, geantwortet habe »Was, Bordelle? Da brauch' ich über ganz Wien nur ein großes Dach machen zu lassen [...]« (Anwander/Neudecker 1999, S. 67)

Auf diese Weise reproduziert sich auf Stadtebene die Struktur des Gewerbes. Verbergen und Entbergen, das Spiel der modernen Gesellschaft, wird in der Sexarbeit perfektioniert. Sozialarbeiterinnen und Kunden berichten immer wieder von der »anderen Welt«, die sie in den Bars antreffen. Diese andere Welt zu umschreiben, fällt vielen schwer. Sie sei »geheimnisvoll« oder »es sei das Geheimnis, das die Atmosphäre präge«, äußern sie in Gesprächen. Geheimnisse dürfen, um überleben zu können, nicht öffentlich werden. Im Feld der Prostitution arbeiten männliche Kunden und Sexarbeiterinnen/»Geheimprostituierte« gemeinsam an der Aufrechterhaltung des Geheimnisvollen. Frauen jenseits der monetär entlohnten Sexarbeit werden zur störenden Öffentlichkeit. Prostitution arbeitet mit der Umkehr der bürgerlichen Logik, die Frauen an das Private koppelt, und öffnet ein subkulturelles Feld von öffentlichen Frauenkörpern (den Prostituierten) und Öffentlichkeit, zu der die »bürgerlichen« Frauen werden.

Was aber wird als das Geheimnis inszeniert, das es zu bewahren gibt? Die männliche Sexualität? Die Sexualität überhaupt? Die Unsicherheit der Männer? Freierstudien sind selten. Die wenigen beziehen ihr Wissen von den Prostituierten und nicht von den Männern selbst (Girtler 1990, S. 143ff.; Bilitewski et al. 1994/1991). In welchen – auch unterschiedlichen – Filmen Männer mit dem Eintritt in das Bordell die Hauptrolle spielen wollen, ist weitgehend unerforscht. Auffällig ist, dass in der Welt des anonymen Sexes (erstaunlich) viele Elemente des Liebesfilmes auftauchen. »Bitte läuten und komm ins Glück« verkündet ein Schild an einem Wie-

ner Bordell. Andere platzieren Herzchen mit Pfeilen deutlich sichtbar am Eingang oder Leuchtreklamen, die »Love me« erscheinen lassen.

Sabine Grenz (2005) zeigt in ihrer Studie über Freier auf, wie wichtig es vielen Männern ist, dass es sich nicht so anfühlt, als geschehe »es« nur wegen des Geldes. Und wenn es sich doch so anfühlt, dann haben sie – so denken sie – wohl nicht genug bezahlt. Trotz dieser expliziten Logik von »je teurer, desto echter« glauben viele Männer, dass ihre Lieblingsnutte sich wirklich freut, sie als Person zu sehen; dass eine Domina eine Frau ist, die wirklich gerne schlägt, oder dass sie »an gewissen Reaktionen« merken, dass es »Sachen« gibt, »die kann man nicht simulieren« (Freierzitat aus Grenz 2005, S. 163). Das Ideal der privaten Beziehung, so Grenz, tritt in der Prostitution in gereinigter Form auf: Ein Austausch aus Geben und Nehmen. Die von den Prostituierten erbrachten »Dienste werden in Deutschland täglich von über einer Million Männer in Anspruch genommen« (Deutscher Bundestag 2001, S. 4; ähnlich auch Laskowski 1997, S. 80). Das Prostituiertenprojekt Hydra aus Berlin schätzt sogar, dass bis zu 1,5 Millionen Männer täglich die Leistung von Prostituierten in Anspruch nehmen (vgl. Mitrovic 2002, S. 70). In Wien allein suchen pro Nacht circa 15.000 Männer eine Sexarbeiterin auf.

Gängige sozialwissenschaftliche Definitionen von Prostitution lassen sich dabei »zusammenfassen als ›Sex gegen Geld‹ mit diversen Modifikationen« (Laskowski 1997, S. 46). Als Prostituierte werden dementsprechend Personen oder »individuals« bezeichnet, »who receive payment (whether financial or otherwise) for sexual services« (Hubbard 1998, S. 269). Ob diese Definition das Feld der Prostitution nicht wesentlich vereinfacht, kann nur eine solide Konsumentenforschung beantworten. Wahrscheinlich ist, dass am Ende kein Geheimnis gelüftet wird, sondern die Inszenierung des Geheimnisses die Möglichkeit eröffnet, eine Schwelle zu überschreiten. Auf der anderen Seite geschieht nichts, was die eine Seite nicht auch birgt, aber die Inszenierung als »andere Seite« eröffnet Fantasieräume, Inszenierungswechsel und Praktiken des Begehrens. Ferner wird gerade in der – in der Alltagswelt viel brüchiger gelebten – Inszenierung von männlichem Blick und weiblicher Betrachteten eine gesellschaftliche Grundstruktur eingeübt, die Machtverhältnisse trotz brüchiger Alltagserfahrung stabilisiert.

ORTSERKUNDUNG DREI: AUF DEM STRICH

Eine weitere markante Differenz zwischen Wien und Frankfurt a.M. ist die große Bedeutung und Ausweitung des Straßenstrichs in Wien. Durch das Bordellverbot sind in Wien die Straßenstriche Hauptschauplätze des Gewerbes. Die obere Mariahilfer Straße samt Nebenstraßen sowie der Großraum des Praters und des Messegeländes sind die wichtigsten Areale. Zutritt und Zugehörigkeit zu einem Haus, so Georg Simmel (1992, Orig. 1908, S. 78off.), bindet in eine Gemeinschaft ein und organisiert so eine imaginäre Einheit. Auf der Straße zu stehen dagegen lokalisiert als Einzelwesen. Frauen, die vor den Gürtelbordellen stehen, lehnen an der Hauswand des Bordells, in dem sie arbeiten. Frauen im Umfeld der Mariahilfer Straße stehen vorne an der Bürgersteigkante. Ohne die massiven Hauswände im Rücken wirken sie ungeschützt. Der Akt des Nach-Vorne-Tretens bringt die Frauen in eine labile räumliche Position des Ausgesetztseins, ungeschützt in alle Richtungen. Zeitgleich vollziehen sie eine Handlung, die den öffentlichen Auftritt markiert. Antje Langer (2003) vergleicht in ihrer Studie *Klandestine Welten*. Mit Goffman auf dem Drogenstrich das Vortreten mit einer Theateraufführung: »Sie hat die Vorderbühne betreten; indem sie sich von ihrer Gruppe und ihrem ›Versteck‹ getrennt hat und sich nun für alle ersichtlich am Straßenrand positioniert. Die umherfahrenden und -schlendernden Freier dürfen sie jetzt als Prostituierte wahrnehmen und in ihre Interaktionen einbeziehen.« (Langer 2003, S. 83) Mit dem Akt des Vortretens, auch einem Akt des Sich-Zeigens, will demzufolge die einzelne Frau sowohl für sich einen Inszenierungswechsel organisieren als auch in den öffentlichen Raum eine Differenz zwischen der sich prostituierenden und der nur anwesenden Frau einziehen. Letzteres wird an vielen Orten, wenn es sich nicht gerade um Beschaffungsprostitution handelt, auch durch Arbeitskleidung markiert. In Leder und Latex, mit Stöckelschuhen und blonden beziehungsweise schwarzen Perücken wird die Individualität verwischt. Auch entlang der Mariahilfer Straße greifen viele Frauen auf dieses Markierungsprinzip zurück. Die meisten jedoch stehen am Bürgersteig in Jeans und Turnschuhen. Jene Frauen, die in Freizeitkleidung und mit Handtasche an den Straßenecken stehen, haben alle eine schwarze Hautfarbe. Nigerianerin in Wien zu sein, ist offensichtlich Markierung genug.

Ich selbst bin bei meinen Ortserkundungen auf der Mariahilfer Straße stets unauffällig gekleidet. Es ist kalt. Ich trage einen langen Mantel

und flache Schuhe. Ich laufe zielstrebig und nehme keinen Augenkontakt mit den Autos auf. Dennoch halten unzählige Wagen neben mir. Viele der Fahrer der billigen und teuren Autos, die jungen wie alten Männer, warten an jeder Straßenkreuzung erneut. Sobald ich mich der Kreuzung nähere, kurbeln sie die Fensterscheibe herunter (oder lassen sie die Scheibe herunterfahren).

Wie ist es möglich, dass in einem Feld, das in seiner Interaktionsordnung so eindeutig über Positionierungen, Körperinszenierungen und Augenkontakt geregelt ist, »Missverständnisse« dennoch systematisch und zahlreich eingebaut sind? Die meisten Proteste der Anwohner und Anwohnerinnen gegen Straßenprostitution richten sich gegen die Lärmbelästigung durch den Autoverkehr und gegen die permanenten Angebote an die dort lebenden Frauen. Antje Langer zufolge kreist eine große, wahrscheinlich die größere, Gruppe der Männer nicht um die Häuserblöcke, um als Kunde aktiv zu werden, sondern um als Voyeure das Geschehen zu verfolgen.

»Die Voyeure sind auf die Zeichen der Prostituierten gar nicht angewiesen, da sie andere Motive als die Kommunikation und den sexuellen Kontakt mit den Frauen haben. Distanz im Sinne von Nichtbeachtung steht für diese Männer gar nicht zur Debatte. Sie ignorieren Abgrenzungsversuche der Frauen, die ich als eindeutige Demonstration, nicht zum Prostituiertenensemble dazugehören, verstehen würde. Solche Hinweise können zum Beispiel Äußerlichkeiten, wie sich von der anderen Frauen abhebende Kleidung oder ein mitgeführtes Fahrrad sein [...] Auch männliche Begleitungen, die Frauen an vielen anderen öffentlichen Plätzen vor allzu offensichtlichen und aufdringlichen Blicken und Kommentaren schützen [...] haben auf viele herumfahrende Freier keine solche Wirkung.« (Langer 2003, S. 85)

In Straßenzügen und Quartieren, die für den Strich freigegeben wurden oder so genutzt werden, werden Effekte durch die Herstellung dieses spezifischen Ortes generiert. Durch die symbolische Besetzung werden grundlegende soziale Interaktionsformen wie geschlechtsspezifische Annäherungs- und Distanzierungsregeln, Begrüßungsrituale und Ansprechpraktiken lokal außer Kraft gesetzt. Der Ort und die sich an ihm konstituierenden Räume werden als dominant gegenüber den Regeln des sonst als normal erachteten sozialen Umgangs gesetzt. Vor die Wahl gestellt, die räumliche (An-)Ordnung des Wohnens und die der Prostitution

als sozial strukturierend zu begreifen, nutzen viele Freier die Gelegenheit, einen Raum des Anderen als konstitutiv zu bestätigen. Konsequenterweise antworten die Ordnungsmächte auf Proteste der AnwohnerInnen dann auch mit raumbezogenen Strategien, beispielsweise mit ständig wechselnden Einbahnstraßenregelungen zur Verwirrung der räumlichen Regime wie im Stuwerviertel in Wien.

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Im Feld der Prostitution wird Weiblichkeit einerseits in idealtypischer Weise inszeniert, andererseits aber auch das tradierte Geschlechterverhältnis in vielfacher Form verändert beziehungsweise »gebrochen« (ohne dabei aber aufgehoben zu werden), zum Beispiel durch die Bezahlung von Frauen für Beziehungs- und Sexarbeit sowie durch den im Feld geschaffenen Schonraum für Unsicherheiten von Männern inklusive der Legitimität von Impotenz. Eingelagert in die Bordellkultur ist das systematische Verbergen der Männer, welches gerade über das Sich-Zeigen der Frauen organisiert wird. Die heterosexuelle Matrix des männlichen Blicks und der weiblichen Betrachteten wird in manchen Prostitutionssegmenten in der Überlagerung von Frau und Bild perfektioniert und damit eine distanzierte Überblicksposition von Männern bestätigt.

Das Spannungsverhältnis von »Privatheit« und »Öffentlichkeit«, das in seiner historischen Herausbildung eng mit der westlichen Zwei-Geschlechterordnung verwoben ist, wird in dem Feld der Sexarbeit in spezifischer Weise (re-)produziert. Obwohl Frauen heute in öffentlichen Räumen nicht mehr prinzipiell unter Prostitutionsverdacht stehen, ist an Orten, an denen Prostitution ausgeübt wird, der symbolische Überschuss des Ortes stärker als die gesellschaftlich ausgehandelte Interaktionsordnung. Gleichzeitig kehrt sich die bürgerliche Logik, die Frauen an das Private koppelt, im Bordellwesen um und öffnet ein subkulturelles Feld von öffentlichen Frauenkörpern (den Prostituierten) und auszugrenzender Öffentlichkeit in Form der Ausgrenzung aller Frauen, die nicht der Prostitution nachgehen.

Sexarbeit ist als eine freiwillige sexuelle Dienstleistung grundsätzlich legal möglich, gleichzeitig aber auch in komplexer und insbesondere räumlich ausdifferenzierter Form gesetzlich reglementiert und der Makel der »Amoralität beziehungsweise Unsittlichkeit« wirkt in seiner räum-

lich-geschlechtlichen (Zu-)Ordnung als soziales Distinktionsmoment bis heute weiter. Über *Spacing*, das heißt über die Platzierung von Objekten und Menschen (und damit über den Körper), sowie über *Syntheseleistungen* vermittelt derer Räume als spezifische, symbolisch aufgeladene und zusammenhängende Elemente wahrgenommen werden, organisiert sich das Feld als vergeschlechtlichtes.

Last but not least verweist bereits der Vergleich von Wien und Frankfurt a.M. auf die analytische Bedeutung von Stadtkulturen. Mit der Differenz zwischen Stadt und Land und dem weltweiten Fluss gleicher Waren, Symbole und Bilder verschwand, insbesondere in der soziologischen Stadtforschung, das Erkenntnisinteresse an der Heterogenität der Städte und ihrer Lebensbedingungen. Dies zeigt sich besonders in der Annahme, Vergesellschaftung verlaufe unabhängig von den lokalen Kontextbedingungen nationalstaatlich oder gar weltgesellschaftlich gleich – Unterschiede ließen sich bestenfalls an der Größe und finanzwirtschaftlichen Bedeutung einer Stadt festmachen (Global-City-Forschung). Während z.B. die Geschichtswissenschaft, zahlreiche »Geschichten« einzelner Städte erhoben und damit das Wissen um das Gewordensein der Städte bereichert hat, aber von der Stadt kaum auf die soziale Ordnung schlussfolgern konnte, wurde in der Stadtsoziologie die Stadt zum Labor oder Beispiel für gesellschaftliche Umbrüche. An der Stadt selbst verlor man das Interesse.

Die Beobachtungen in Wien demonstrieren dagegen lokal spezifische Arrangements in einem global auftretenden und national rechtlich geregelten Feld »Prostitution«. Begreift man die Stadt lediglich als (zufälliges) Setting für spezifische Forschungsfragen oder setzt man städtische Strukturen unhinterfragt mit modernen gesellschaftlichen Strukturen gleich, verliert man die lokal differenten, materialen Strukturen, Lebensweisen und Erzählungen der homogenisierenden städtischen Wirklichkeit aus dem Blick.

7. Gemeindestudien heute

Sozialforschung in der Tradition der Chicagoer Schule?

In den 1990er Jahren beantragte eine Gruppe von Soziologinnen und Soziologen, bei der Deutschen Gesellschaft für Soziologie als Arbeitsgruppe für »Moderne Gemeindesozio­logie« anerkannt zu werden. Sie formuliert den Anspruch, Gemeindesozio­logie als »eine moderne Methode« (Brauer/Neckel 1998, S. 9) institutionalisieren zu wollen. Gemeindesozio­logie stelle eine Ergänzung zur Biografie­forschung und anderen textanalytischen Ansätzen dar. Im Mittelpunkt stehe die sinnverstehende Rekonstruktion gruppenspezifischer Prozesse. Nach jahrelanger Konzentration der qualitativen Forschung auf das Individuum und seine Lebensgeschichte solle nun ein größerer Personenkreis in seiner gemeinsamen vergesellschafteten und vergesellschaftenden Dimension rekonstruiert werden. Stützen will sich die moderne Gemeindesozio­logie auf die Arbeiten der Chicagoer Schule und das interpretative Paradigma (ebd.). Moderne Gemeindesozio­logie sei, so benennen die beiden Autoren den Konsens der Gruppe, »eine Methode [...], die mittels eines spezifischen Zugangs zur sozialen Wirklichkeit versucht Theorien zu bilden« (ebd., S. 10, kursiv im Original). Die Quintessenz dieses methodischen Projektes sei eine ethnografische Analyse abgrenzbarer Gruppen.

Der spezifische Fokus einer *soziologischen* Ethnografie ist demzufolge die Konzentration auf Gruppen, hier in Anlehnung an Robert E. Park konzeptualisiert als »Gemeinden«. Moderne Gemeindesozio­logie gewinnt, so führt Sighard Neckel (1997) weiter aus, durch die Arbeiten von Robert E. Park und die klassische Chicagoer Schule die Perspektive auf die kollektiven Lebenswirklichkeiten sozialer Gruppen, durch die sogenannte »Second Chicago School« (Fine 1995) bzw. bekannter titulierte als »Symbolischer Interaktionismus« die Einsicht in die Konstruktionsakte jedes einzelnen Individuums in alltäglichen Interaktionen. Während also

die Arbeiten von Howard Becker, Amseln Strauss, Erving Goffman u.a. in der Begründung einer modernen Gemeindeforschung belegend für die konstitutive Kraft interpretativer Akte herangezogen werden – ergänzt durch neuere Ansätze wie das Bourdieusche Habituskonzept –, dient der theoretische Bezug auf die klassische Chicago School, insbesondere auf Robert E. Park, der Definition einer spezifisch soziologischen Blickrichtung in der ethnografischen Forschungslandschaft: der Gemeindeforschung.

Gegenstand des vorliegenden Kapitels ist es nun, die theoretischen Implikationen dieser letztgenannten Traditionslinie zu prüfen, welche schon durch die Namensgebung »moderne Gemeindeforschung« als grundlegend markiert wird. Mit einer neuen Lesart der Arbeiten der Chicagoer Schule¹ werde ich untersuchen, inwiefern diese heute noch als Referenz für eine gruppenorientierte qualitative Forschung herangezogen werden können bzw. an welchen Stellen moderne Gemeindeforschung neu begründet werden muss. Dazu werde ich im ersten Teil dieses Kapitels die Arbeiten der Chicagoer Schule insofern neu interpretieren, als ich erstens nicht länger ausschließlich auf eine stadtsoziologische Auswertung fokussiere (vgl. unter stadtsoziologischen Gesichtspunkten die Rekonstruktionen von Saunders 1987 und Krämer-Badoni 1991) und zweitens einen theoretischen Aussagezusammenhang zwischen methodischer Herangehensweise und Gesellschaftsverständnis herstelle. Die Rekonstruktion der theoretischen Konzeption der Chicagoer Schule ist insofern schwierig, als eine Vielzahl von Einzeltexten und Einleitungen vorliegen, die von den AutorInnen nie zu einem einheitlichen Entwurf zusammengefasst wurden. Ich konzentriere mich in meiner Rekonstruktion vor allem auf die Arbeiten von Robert E. Park, da dieser erstens am differenziertesten eine Soziologie entwirft, die sich als Wissenschaft von sozialen Gruppen und Community Studies als soziologischen Zugang zum eigenen Feld versteht sowie zweitens in der Begründung einer modernen Gemeindeforschung eine prominente Stellung einnimmt. Darauf aufbauend werde ich im zweiten Teil den Gegenwartsbezug der Arbeiten

1 | Wie fast immer wurde auch die »Chicagoer Schule« erst im Rückblick als gemeinsame Schule wahrgenommen. Obwohl der Begriff Differenzen verdeckt, behalte ich ihn doch bei, da sich das Chicagoer Institut im Vergleich zu heutigen soziologischen Instituten tatsächlich auf einen gemeinsamen Kern soziologischer Thesen bezieht.

kritisch diskutieren und konzeptionelle Überlegungen für eine moderne Gemeindeforschung formulieren.

»ZURÜCK ZU DEN WURZELN«: GEMEINDEFORSCHUNG IN CHICAGO

Park ist bereits fünfzig Jahre alt, als er 1923 in die Position des Professors am Institut für Soziologie der Chicagoer Universität berufen wird. Davor verdient er sein Geld zunächst als Zeitungsreporter, dann als Assistent für Philosophie in Harvard bei Hugo Münsterberg, später als Sekretär der Congo Reform Association und schließlich als engster Mitarbeiter des schwarzen Reformers Booker T. Washington. Auf einer internationalen Tagung zur »Rassenfrage« lernt Park William I. Thomas kennen, welcher ihn zunächst als Lehrbeauftragten für ethnische Probleme nach Chicago holt und seine wissenschaftliche Entwicklung entscheidend prägt.

William Isaak Thomas und Robert Ezra Park gelten als die Leitfiguren der Chicagoer Schule. Die Etablierung der Soziologie in Chicago ist mit diesen beiden Männern auf das Engste verbunden. William I. Thomas, der Griechisch, Latein, Französisch, Deutsch und Englisch studiert, gerät, wie er selbst schreibt (vgl. Baker 1981), nie unter den Einfluss der Philosophie, sondern behält, als er 1894 zum neu gegründeten Institut für Soziologie nach Chicago kommt, seine literaturwissenschaftliche Arbeitsweise bei, schriftliche Quellen zu ordnen und zu interpretieren. So entwickelt er die Sammlung und Interpretation biografischen Materials als Vorgehensweise für die Soziologie.

Park und Thomas stimmen theoretisch darin überein, dass sie ethnische und klassenspezifische Differenzen als wesentliche soziologische Themenfelder definieren und – beide – diese nicht auf biologische sondern auf soziale Ursachen zurückführen. Thomas betont als dritte Dimension soziologischer Theoriebildung darüber hinaus die Geschlechterdifferenz. Im Laufe seiner wissenschaftlichen Arbeit entfernt sich Thomas auch in Bezug auf das Geschlechterverhältnis immer mehr von der Annahme biologisch begründeter Differenzen und hebt die soziale Herstellung der geschlechtsspezifischen Unterschiede hervor (z.B. Thomas 1907a; Park 1967a, Orig. 1925; Thomas/Znaniiecki 1918-1920). Park interessiert sich kaum für Geschlechterverhältnisse wohl aber für den Feminismus als kollektive Bewegung. Er fördert und beeinflusst jedoch eine Reihe von

Arbeiten, die sich mit der Herausbildung geschlechtsspezifischen Verhaltens beschäftigen (z.B. Taft 1921; Thrasher 1936, Orig. 1927).

Park und Thomas suchen nach einer soziologischen Erklärung für soziale Ungleichheit. Diese versuchen sie erstens durch die theoretische Ableitung sowie zweitens – und darin liegt eine historische Neuerung – in der Interpretation quantitativer und vor allem qualitativer Daten zu gewinnen. Beide widmeten sich der biografischen Verarbeitung des Übergangs von der traditionellen, von der Farmarbeit geprägten, Gesellschaft zur modernen Industriegesellschaft und der Entstehung sozialer Ungleichheit in diesem Prozess (vgl. auch Joas 1988).

Als 1918 Thomas vom FBI verhaftet wird, während er sich zusammen mit einer Frau, die nicht seine Frau ist, unter falschem Namen in ein Hotel einträgt, wird er aus dem Hochschuldienst entlassen. Seine Verhaftung durch das FBI wird im Zusammenhang mit seinen politischen Standpunkten und dem friedenspolitischen Engagement seiner Frau Harriet Thomas während des ersten Weltkriegs gesehen (vgl. z.B. Rosenberg 1982; Smith 1988). Nach dem Ausscheiden von Thomas aus dem Hochschuldienst übernimmt Park die informelle Führung.

Auf dem Boden der von Thomas maßgeblich entwickelten biografischen Herangehensweise baut Park die Community Studies der Chicagoer Schule auf. Er verfolgt die Vorstellung, durch Reihen aufeinander bezogener Untersuchungen gesellschaftliche Aushandlungsprozesse erklären zu können (vgl. Park/Burgess 1921; Park/Burgess/McKenzie 1925). Park entwickelt Community Studies, im Rahmen der damaligen methodischen Möglichkeiten, als Interpretation milieuspezifischer Wirklichkeitskonstruktionen in Relation zu strukturanalytischen Auswertungen amtlicher Statistiken sowie sozialpolitischer Dokumente und somit als allgemeines Kernstück der Soziologie.

Drei grundlegende Überlegungen zur Konzeptualisierung der Soziologie als Gemeindesozio­logie lassen sich aus den vielen einzelnen Aufsätzen und Vorworten, die Park verfasst hat, herausfiltern: Erstens theoretische Einsichten über die Soziologie als Wissenschaft von sozialen Gruppen; zweitens das Bemühen um eine empirisch orientierte Soziologie, drittens ein Streben nach sozialpolitischer Relevanz. Diese drei Basiseinsichten werden im Folgenden hergeleitet.

**»Science of collective behavior«:
Robert E. Parks theoretische Konzeption**

In der zusammen mit Ernest W. Burgess verfassten Einführung wird die Soziologie als Wissenschaft vom kollektiven Verhalten oder als Wissenschaft der sozialen Gruppen definiert (Park/Burgess 1921, S. 42). Die Frage, die Park zeitlebens verfolgt, lautet, wie ist Integration in einer Gesellschaft möglich, die sich aus unterschiedlichen Milieus und Interessengruppen zusammensetzt. Bereits in seiner 1904 in Deutschland verfassten Dissertation zum Thema »Masse und Publikum« überlegt Park, wie ein gemeinsamer Wille, den er als integratives Moment von Gesellschaften für notwendig erachtet, möglich wird, ohne antidemokratisch Meinungsvielfalt zu zerstören. Er unterscheidet zwei Arten von Gruppen: Erstens zweckorientierte und lebensweltliche Gruppen und zweitens gesamtgesellschaftliche Gruppen wie Masse und Publikum. Unter Masse versteht er eine Großgruppe, deren individuelle Impulse gehemmt werden, so dass die Einheit im Vordergrund steht. Für das Publikum dagegen sei charakteristisch, dass individuelle Interessen benannt werden, Kritik formuliert wird und ein kommunikativer Austausch mit anderen stattfindet (Park 1904, S. 66). Dieser Austausch und damit die Wechselbeziehungen werden, so Park, durch Institutionen, darunter Parteien, soziale Einrichtungen und Schulen, organisiert.

Während also in der Masse das individuelle Moment verloren geht, wird beim Publikum die öffentliche Meinung von verschiedenen Personen unterschiedlich interpretiert (Park 1904, S. 79). Das Publikum suche das Gemeinsame in Beratung und Diskussion, löse aber die Differenz nie in einem kollektiven Standpunkt auf. Das Publikum, so schreibt er, »sucht die individuellen Wertbestimmungen von einem überindividuellen Gesichtspunkt aus zu bewerten und zu bestimmen. Es ist aber für das Publikum charakteristisch, dass es niemals zu diesem Standpunkt gelangt.« (Ebd., S. 82) Park entwirft den Publikumsbegriff in einem Sinnkontext, wie heute »Öffentlichkeit« benutzt wird. Um den Transformationsprozess zur Industriegesellschaft zu analysieren, greift Park nicht auf das von Ferdinand Tönnies entwickelte duale Modell von der Gemeinschaft zur Gesellschaft zurück, sondern er formuliert eine theoretische Vorstellung vom Transformationsprozess einer ländlichen Gesellschaft in eine moderne Industriegesellschaft, welcher zwei Optionen offen lässt:

die Massengesellschaft oder die reflexive, heterogene Publikumsgesellschaft.

Als zentrale Aufgabe der Soziologie bestimmt Park in dieser frühen Phase die Untersuchung der Wechselwirkung zwischen den gruppenspezifischen Standpunkten und der Herausbildung eines Gesamtwillens. Diesen Gesamtwillen versteht er nicht als eine dritte, jenseits der Menschen einer Gesellschaft existierende Instanz, sondern als eine dauerhafte Herausbildung von Sitten, Regeln, Normen, welche aber nie die notwendige Differenz aufheben. Im Handeln und Diskurs, vermittelt über politische und pädagogische Akteure sowie Institutionen und Massenmedien, bildet sich – so die Park'sche These – eine gemeinsame Ordnung heraus, die jedoch nie gleichzusetzen ist mit den Impulsen und Interessen der Einzelnen.

Später – in seiner Chicagoer Zeit, unter dem Einfluss sich verstärkender Klassenkonflikte im Zuge der Industrialisierung und sich verschärfender ethnischer Konflikte durch neue Einwanderungsgruppen – verlagert Park seine Aufmerksamkeit von den spezifischen Standpunkte zu den unterschiedlichen Lebenswelten der Gruppen. Er stellt fest, dass die Auseinandersetzungen zwischen Ethnien und Klassen nicht allein über einen fehlenden Gesamtwillen zu erklären sind. Unter »Gemeinden« bzw. »Communities«, so die Originalbezeichnung, versteht Park nun soziale Gruppen gemeinsamer ethnischer oder milieuspezifischer Zugehörigkeit. Diese sammeln sich im Chicago der 20er Jahre an einem gemeinsamen Ort (im italienischen Viertel, in Chinatown, im Quartier einer Straßengang), so dass die Erforschung eines Milieus oft zugleich eine Stadtteilanalyse ist. Diese starke Verquickung von gemeinsamer Ortsbindung und Milieu ist jedoch nicht notwendig durch den Community-Begriff vorgegeben und wird nicht in allen Chicagoer Community-Studien derart konzeptualisiert. Darin unterscheidet sich der Community-Begriff vom deutschen Wort »Gemeinde«, welches eine örtlich begrenzte Verwaltungseinheit nahelegt.

In seinen Reflexionen über die Stadt schlägt Park vor, zwei Typen sozialer Ordnung analytisch zu unterscheiden: die moralische Ordnung – entsprechend der als Gesamtwille bezeichneten Einigung auf kollektive Werte, Normen und Sitten – und die ökologische Ordnung im Sinne eines Konkurrenzverhältnisses um knappe Ressourcen (Park 1967a, Orig. 1925;). Moralische Ordnung und ökologische Ordnung werden von Park als zwei Aspekte des einen gesellschaftlichen Prozesses verstanden,

nämlich das gewollte und das ungewollte Resultat des sozialen Handelns. Park geht von der Gleichzeitigkeit kommunikativ-integrativer und konkurrent-differenzierender Prozesse innerhalb einer Gesellschaft aus (vgl. Joas 1988, S. 433f.). Entsprechend der beiden Ordnungstypen gibt es zwei Formen der Interaktion: Kommunikation und Konkurrenz.

Soziale Gruppen sind immer in beide Ordnungsprinzipien eingebunden. Kommunikation ist eine notwendige Komponente des demokratischen Zusammenlebens. Da Park jedoch realisiert, dass kollektives Handeln nicht nur als kollektiver Willen erklärbar ist, sondern dass Entwicklungen feststellbar sind, die sich quasi »hinter dem Rücken« der Akteure und gegen deren Wertkodex vollziehen, sucht er nach neuen Erklärungsmustern. Er folgt Herbert Spencer in der Vorstellung, dass Evolution Heterogenität erzeugt. Zwischen diesen heterogenen Gruppen entsteht eine als natürlich gedachte Konkurrenz, die – da es sich um Gruppen und nicht um einzelne Individuen handelt – in Klassen- bzw. Rassenkonflikten münden können.

»To see and to know life«:

Die Anfänge der qualitativen Forschung in Chicago

Die Gemeindestudie ist für Park und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht nur eine Methode neben anderen, sondern prinzipiell der soziologische Zugang zum Feld. Untersuchungsgegenstände sind, auf der Basis der oben genannten Überlegungen, soziale Gruppen in ihrer Alltagswelt. Sie greifen dabei auf die biografische Perspektive von William I. Thomas zurück. Obwohl die zusammen mit Florian Znaniecki veröffentlichte Migrationsstudie »The Polish Peasant in Europe and America« (Thomas/Znaniecki 1981-1920) gern als Anfang der Biografieforschung zitiert wird (vgl. dazu kritisch Fischer-Rosenthal 1995), handelt es sich, entsprechend der literaturwissenschaftlichen Grundausbildung von Thomas in erster Linie um eine Dokumentenanalyse. An autobiografischen Dokumenten, z.B. Briefen, zeichnen die beiden Autoren die »persönliche Desorganisation« der Einwanderer nach, an Gerichtsakten und Pfarreiunterlagen die »soziale Desorganisation« in der Einwandererkultur in den USA. Dabei geht es ihnen nicht um Einzelschicksale, sondern um das Studium des Alltagslebens sozialer Gruppen im Kontext gesellschaftlicher Bedingungen. Das Interesse der Forscher ist auf die subjektive Perspektive der Akteure gerichtet. In einer kaum zu überbietenden Sammel-

leidenschaft tragen sie »Fälle« zusammen. Ein Beispiel für eine solche Lebensgeschichte ist der folgende Text:

»A girl about 35 years old lives with her younger sister, a widow who cannot cease mourning about her dead husband. Both are very religious, belong to church-fraternities and do much good, although they are poor themselves [...]. The sisters love each other very much and for nothing in the world would they part. They have lived so together for four years. There is only one ›but‹; they love each other so much that they kiss each other and touch each other everywhere, from time to time even very much, ›as it ought not to be‹. A severe reprimand by the confessor and an explanation provoke only spasmodic crying. ... When one tries to keep far, the other approaches. Formerly they did not think that it was a sin. One of them scarcely knows how to write and to count, the other (the widow) has not even this learning. They are a farmer's (peasant's) daughters. Later, the maid went to a convent, the widow married for the second time and their relation was interrupted.« (Thomas/Znaniacki 1920, S. 107)

Es versteht sich von selbst, dass die Protokolle von Thomas und Znaniacki nicht mit den heutigen Verfahren der interpretativen Textanalyse, der Diskursanalyse oder der Narrativistik verglichen werden können. Thomas/Znaniacki präsentieren Dokumente, in denen (wie im oben zitierten Kirchendokument) teilweise kaum zu unterscheiden ist, welche Passagen von dem institutionellen Vertreter und welche von den untersuchten Einwanderer und Einwanderinnen stammen.

Zudem vermischen auch die beiden Sozialwissenschaftler ihre Zusammenfassungen mit dem dokumentarischen Material, so dass die Konstruktionen nicht mehr zugeordnet werden können. Die biografischen Darstellungen sowohl der Institutionen (z.B. Wohlfahrt, Kirche) als auch die Briefe und das auf Aufforderung niedergeschriebene Interview werden von Thomas/Znaniacki zwar als spezifische Standpunkte interpretiert, doch gleichzeitig auch als Aussage über die gesellschaftlicher Realität akzeptiert.

Trotz der methodischen Beschränkungen bietet die Studie einen wenig normativen Einblick in die Vielfalt möglicher Lebenswege, die damals wissenschaftlich einmalig ist. Die Autoren suchen und ebnen der Soziologie einen Weg zum Alltag gesellschaftlicher Teilgruppen und ihrer biografischen Erfahrung. Gerade durch »The Polish Peasant in Europe and America« wird begründet, dass die Perspektive der Handelnden Einsich-

ten in die Wirklichkeit ermöglicht, die ohne Empirie oder nur mit quantitativen Verfahren nie erreicht werden können.

Gleichzeitig leitet Thomas das Interesse der soziologischen Forscherinnen und Forscher auf die krisenhaften gesellschaftlichen Prozesse. Bereits in der Einleitung seines 1907 zusammengestellten Text- und Lehrbuchs »Source Book of Social Origins« (Thomas 1907b) begründet Thomas ein Handlungsmodell, wonach die gewöhnlichen Handlungsroutinen, genannt »habit«, durch gesellschaftliche und biografische Veränderungen in die Krise gelangen. Die Orientierung an gesellschaftlich als altmodisch oder überholt definierten Normen begreift er als Festhalten an bislang erfolgreichen Situationsdefinitionen. Thomas entwickelt den Begriff der »life-organisation«, der subjektiven Gestaltung des Lebenslaufs. Durch Aufmerksamkeit auf das eigene Handeln und durch das Überprüfen der Situationsdefinitionen werde die Bewältigung der Krise möglich, sofern gesellschaftliche Umstände, d.h. auch familiäre Konfigurationen, dies nicht unmöglich machen. Thomas bemüht sich, nicht nur die Desorganisation einer Gesellschaft zu betrachten, sondern auch die Chancen, die in der Veränderung enthalten sind.

Robert Park übernimmt von Thomas die Einsicht, dass, nur wenn die milieuspezifischen Lebenswelten verstanden werden und sie ins Verhältnis zu den politischen Aktivitäten sowie den institutionellen Bedingungen gesetzt werden, es möglich ist, erstens theoretisch das Gesamtgefüge der amerikanischen Gesellschaft zu verstehen und zweitens anwendungsorientiert, sozialpolitisch zu agieren, ohne moralisch zu werten. Wichtiges Ziel von Park und seinen Kollegen und Kolleginnen vom Institut für Soziologie wie Ernest Burgess, Louis Wirth, William Ogburn und in Forschungsprojekten wie Pauline Young, Frederic Trasher, Nels Anderson oder Jessie Taft wird es, eine Soziologie zu gründen, die ihr Wissen weder nur aus dem Studium von Büchern noch aus normativ gefärbten Weltansichten bezieht. Die Soziologie soll auf Tatsachen gründen, die mittels wissenschaftlicher Methoden erhoben werden (vgl. auch Nelissen 1973, S. 519; Lindner 1990, S. 118). Park hat, wie Sighard Neckel es ausdrückt, faktisch einen »Ehrenkodex soziologischer Forschung verfasst, wonach nur jene Aussagen über die Wirklichkeit als valide gelten könnten, die auf eigener Beobachtung basieren« (Neckel 1997, S. 76). Dazu erweitern sie die Dokumentenanalyse um die teilnehmende Beobachtung. Auch offene Interviews werden verstärkt durchgeführt. Wer ein Quartier untersuchen

will, wird aufgefordert, dort eine Zeitlang zu wohnen; wer eine Jugendgang erforschen will, soll eine Weile mit dieser herumziehen.

Neben der teilnehmenden Beobachtung wird ausgewertet, was zur Verfügung steht: Tagebücher, Briefe, Zeitungsartikel, Dokumente von Behörden, Berichte sozialer Einrichtungen. ExpertInnen werden ebenso interviewt wie Betroffene. Die Community Studies entstehen als soziologische Feldforschung.

Park u.a. folgen dabei einem interaktiven und fremdverstehenden Grundmodell. Zur lebenslangen Referenz wird für Park ein Vortrag von William James betitelt »A Certain Blindness of Human Beings«. Die Blindheit, von der James spricht, ist das fehlende Wissen um die Alltagswelt anderer Menschen (vgl. Park 1950, S. VI). Um diese Blindheit zu überwinden, werden die Forscherinnen und Forscher direkt in den Forschungsprozess eingebunden. Sie haben die Aufgabe, die Perspektive der untersuchten Gruppe einzunehmen und verstehend nachzuvollziehen. Auf diese Weise sollen Konstruktionen von Normalität und Abweichung verhindert werden. Das symbolische Universum der Community wird als ein mögliches neben anderen möglichen angesehen.

Rolf Lindner schildert das idealtypische Vorgehen am Beispiel des Hotelmilieus:

»Zensusdaten über das Hotelgewerbe einholen [...]; Hotels nach Größe und Art klassifizieren; Konzentrationsgebiete [...] markieren; durch das Gebiet flanieren, das Umfeld erkunden (Bars, Restaurants, Kinos, Theater), sich ein Bild von den Hotels machen (Grundfläche, Gebäudehöhe, Eingänge); Geschäftsführer befragen [...]; zusätzlich die Fachpresse des Hotelgewerbes konsultieren (Archive); sich in der Hotelhalle, -bar aufhalten bzw. sich als Gast einquartieren, Beobachtungen anstellen, mit den Gästen und mit dem Personal reden; Lebensgeschichten von Gästen, vom Personal einholen, zur Ergänzung Romane lesen (»Menschen im Hotel«); falls möglich, in verschiedene funktionale Rollen schlüpfen (Portier, Rezeption, Barkeeper, Zimmermädchen usw.).« (Lindner 1990, S. 119)

Die Gründergeneration der Chicagoer Schule hat nie ein explizites methodisches Programm vorgelegt. Die Vorgehensweise erschließt sich vielmehr aus den Anlagen der Untersuchungen und den Vorworten von Robert. E. Park.

**»Demokratie ist kein Kuchen«:
Politische Relevanz der Forschung**

Neben der gruppensoziologischen und der empirischen Herangehensweise ist die dritte Basisannahme der Chicagoer Gemeindeforschung eine Orientierung an sozialpolitischen Fragen und Problemen. Die sozialwissenschaftliche Forschung kann Park zufolge nicht aus dem gesellschaftspolitischen Kontext gelöst werden. Ihre Aufgabe sei es (auch), an der Weiterentwicklung der Demokratie mitzuwirken. Zentral ist dabei die Vorstellung, dass jede marginalisierte Gruppe, die eigene Rechte einfordert, damit die Demokratie vorantreibt. Diese Position wird in dem folgenden Zitat sehr deutlich:

»Democracy is not something that some people in a country can have and others not have, something to be shared and divided like a pie – some getting a small and some getting a large piece. Democracy is an integral thing. If any part of the country doesn't have it, the rest of the country doesn't have it. The Negro, therefore, in fighting for democracy for himself is simply fighting the battle for our democracy.«
(Robert E. Park zu Horace Cayton. Zitiert nach W. Raushenbush 1979, S. 177)

Die genaue Kenntnis der Communities soll, Park zufolge, die Basis bilden für Strategien zur Unterstützung sozial benachteiligter Gruppen jenseits normativer Vorurteile sowie für zeitdiagnostische Informationen zu sozialpolitischen Entwicklungen der amerikanischen Gesellschaft und damit langfristig zur Verfestigung der Demokratie (vgl. Neckel 1997, S. 71). Deutlich wird dies z.B. in einer von Emory Bogardus verfassten Abhandlung (unter der Leitung von Robert E. Park und mit dessen Vorwort versehenen) über sozialwissenschaftliche Forschung: »[...] so social research may be viewed as a substitute for politics. ›Politics does not get at the truth; it is a method of fighting out issues.‹ Social research is a way of making persons mutually understood.« (Bogardus 1926, S. 15) Als Leistung von Sozialforschung wird benannt, dass subjektive Perspektiven (insbesondere der sozial benachteiligten und exkludierten Gruppen) nachvollziehbar werden. Hier setzen die Gemeindestudien, die im Kontext der Chicagoer Schule angefertigt werden, an. Gegenstand der Forschung sind ausschließlich sozial benachteiligte Gruppen: italienische,

jüdische, polnische oder russische Migranten, Arbeiter, Landstreicher, Jungenbanden, jugendliche Prostituierte².

Ein typisches Beispiel für die Vorgehensweise ist die prompte Zusammenarbeit zwischen Lokalpolitikern und Chicagoer Soziologen angesichts der sogenannten »Rassenunruhen« im Jahre 1919. Achtzehn Forscherinnen und Forscher werden direkt im Anschluss für die Ausarbeitung von Expertisen zu sechs Themenfeldern eingestellt. Analysegegenstand sind die Ursachen der Aufstände. Ziel ist die Ausarbeitung von Empfehlungen für die Zukunft (vgl. Carey 1975, S. 77).

Parks Projekt, durch verschiedene Gemeindestudien, eine facettenreiche Analyse des Großstadtlebens vorzulegen, ist gleichzeitig ein Projekt über soziale Ungleichheit im Prozess rapider Industrialisierung und Urbanisierung. Es ist zumindest der Versuch einer Analyse der sich verändernden multiethnischen Konstellationen in Verquickung mit der sich neu herausbildenden Klassenstruktur. Die strukturierenden Dimensionen Klasse, Ethnizität und (mit Einschränkung) auch Geschlecht werden zunächst im groß angelegten empirischen Projekt erhoben mit dem Ziel, soziologisch fundierte Vorschläge auf dem Weg zu einer realisierten Demokratie zu formulieren (siehe auch Nelissen 1973; Makropoulos 1988, S. 14).

PIONIERS IN DER KRITIK

Ohne jeden Zweifel sind die Arbeiten der Chicagoer Schule richtungsweisend für die Soziologie gewesen und zwar sowohl für die Fundierung einer empirischen Soziologie allgemein als auch für die Entwicklung der qualitativen Forschung. Thomas, Park und die vielen anderen Chicagoer ProtagonistInnen haben in der Stadtforschung, in der Subkulturforschung, in der Familiensoziologie etc. wesentliche Erkenntnisse ermög-

2 | In diesem Zusammenhang entwickelt Park (1950, Orig. 1928, S. 345ff.) auch sein Konzept vom »Marginal Man«, welches die Migrationsforschung und die Kultursoziologie nachhaltig beeinflusst. Marginal men sind Menschen, die zwischen zwei Gesellschaften oder Kulturen lebt. Sie verkörpern beide Kulturen und verknüpfen damit Lebenszusammenhänge, die jenseits der Biografien getrennt existieren. Dies eröffnet ihnen die Chance intellektueller Weitsichtigkeit um den Preis eines Gefühls der Entwurzelung.

licht. All dies soll hier nicht in Frage gestellt werden. Die Problemstellung des Kapitels ist jedoch, inwiefern die Arbeiten der Chicagoer Schule die Basis für eine Begründung von moderner Gemeindeforschung heute liefern können.

Allgemein ist ein wesentlicher Kritikpunkt an der Chicagoer Schule die gesellschaftspolitische Anwendungsorientierung, die vielen Arbeiten zugrunde liegt. Immer wieder ist zu lesen, dass die Arbeiten der Chicagoer ForscherInnen sozialreformerisch und damit vorwissenschaftlich seien. Robert W. Friedrichs (1970) z.B. bezeichnet die führenden Köpfe der Chicagoer Schule als Propheten des Sozialreformertums (Friedrichs 1970, S. 72ff.) und Hans Joas (1988) deutet die Orientierung von Park und KollegInnen an Gesellschaftsveränderung und praktischer Relevanz als Zwischenposition auf dem Weg zur vollendeten Professionalisierung der Sozialwissenschaften.

Was aber bedeutet diese Kritik? Muss man daraus schließen, dass sich eine professionelle Sozialwissenschaft prinzipiell *nicht* um die Verwertbarkeit ihrer Forschung kümmert – dass die kritische Theorie tatsächlich tot ist, wie zurzeit gern in den Medien behauptet wird? Dies wäre wohl zu einfach. Robert Park und seinen Kollegen und Kolleginnen geht es in den Gründungsjahren der Soziologie um ein Wissenschaftsverständnis, welches empirisch *und* anwendungsbezogen ist. Park ist bekannt dafür, polemisch die »Gutmenschen« anzugreifen, die ohne empirische Analyse zu wissen glauben, was gut für Arbeiter und Schwarze, für junge Prostituierte oder Bandenmitglieder ist und deren Reformvorschläge sich immer am eigenen normativen Kosmos orientieren (vgl. Parks Lebensgeschichte in Baker 1981, S. 265).

In seiner Soziologie ist die Wahl der Fragestellung und des Themenkomplexes an politischen Prozessen orientiert, die Durchführung verläuft jedoch empirisch. Dass sich Park anschließend um eine Beratung von Praktikern und PolitikerInnen bemüht, macht die Durchführung der Studie nicht zu einem vorwissenschaftlichen Unterfangen. Es handelt sich vielmehr um eine Soziologie, die – mit den damaligen methodischen Möglichkeiten – dort ansetzt, wo demokratische Defizite wahrgenommen werden.

Entscheidender sind daher für die heutige Bezugnahme auf die Chicagoer Schule die methodische und die theoretische Kritik. Ethnografische Feldforschung ist eine etablierte Methode in den Sozialwissenschaften. Die Studien der Chicagoer Schule haben hier Vorbildcharakter, sie sind

aber nicht der zentrale Bezugspunkt der Ethnografie (dazu Friebertshäuser 1997). Die sich neu konstituierende »moderne Gemeindeforschung« begreift sich nicht nur als ethnografische Soziologie, sondern sucht über die dem Gemeindebegriff inhärente Ortsbindung und über die Chicagoer Traditionslinie einen spezifischen Fokus. Auf diese Weise versuchen sie einen Spagat zwischen den nicht-ethnografischen Gemeindeforschungen, wie sie im Nachkriegsdeutschland entstehen, und der ethnografischen Feldforschung, der ein spezifisch ausgearbeiteter soziologischer Rahmen fehlt.

In der deutschen Soziologie werden Gemeindeforschungen bis vor wenigen Jahren nur im Umfeld der Stadt- und Regionalsoziologie durchgeführt. Dabei spielt der deutsche Gemeindebegriff eine entscheidende Rolle. Die Community Studies der Chicagoer Schule lassen durch die starke Bindung von Milieus an Orte im Untersuchungsfeld Chicago eine milieu- und eine stadtheoretische Perspektive zu. In Deutschland insbesondere in der Nachkriegszeit, als man beginnt, Gemeindeforschungen nach amerikanischem Vorbild durchzuführen, wird die Verwaltungseinheit (Dorf, Stadtteil, Stadt) forschungsleitend. Der Chicagoer Forscher Nels Anderson unterstützte als Leiter des damaligen UNESCO-Instituts in Köln die »Darmstadt-Studie« (vgl. Anderson 1956; von Ferber 1956). Erstellt werden z.B. auch eine Dorfstudie von René König (1956), die Euskirchen-Studie von Renate Mayntz (1958) und Helmuth Croon und Kurt Utermanns Untersuchung über die Ruhrgebietsstadt Datteln (1958) (ausführlich zu den Studien Häußermann 1994). Berücksichtigt man darüber hinaus Rainer Mackensen u.a. Studie über Dortmund (1959), so sind alle wesentlichen soziologischen Gemeindeforschungen der Nachkriegszeit genannt.

Vereinzelt, wie in den Jugenduntersuchungen der Darmstadt-Studie und in den Integrationsuntersuchungen der Datteln-Studie, finden sich deutliche Anknüpfungen an die Chicagoer Schule, trotzdem ist der Bezug auf die Verwaltungseinheit »Stadt/Dorf« als Forschungsrahmen für alle Studien erkenntnisleitend. Dies gilt auch für René König (z.B. 1956), der zwar betont, dass die Gemeinde als soziale Wirklichkeit mehr ist als seine Verwaltungsgrenzen, jedoch eben jene Grenzen als Untersuchungsrahmen akzeptiert. Da gleichzeitig der Anspruch erhoben wird, am Beispiel *einer* Gemeinde exemplarisch gesellschaftliche Prozesse untersuchen zu können, werden z.B. durch Adorno (1983, Orig. 1956) gewichtige methodische Einwände vorgetragen. Das Problem stellt immer wieder die Frage der Repräsentativität einer Gemeinde für die Gesellschaft dar.

Tatsächlich lassen sich an Repräsentativität orientierte Aussagen heute besser durch die Erhebung und Bearbeitung von Massendaten treffen. Gemeindestudien dagegen machen dann Sinn, daher ist der ethnografische Fokus auch überzeugend, wenn entweder exemplarisch Wirklichkeitskonstruktionen und Handlungsverläufe rekonstruiert werden sollen oder wenn lokale, zeitlich sowie örtlich begrenzte Milieus erhoben und zu anderen Milieus ins Verhältnis gesetzt werden sollen. Dies greift die »moderne Gemeindeforschung« auf und kombiniert über den Gemeindebegriff den Gruppen- und den Ortsbezug mit der Ethnografie. Damit wird mittels des Gemeindebegriffs der Bezug auf die Chicagoer Schule mehr als ein methodischer Verweis, gebildet wird eine *theoretische Traditionslinie*.

Doch das Bauwerk der Park'schen Theorie ist für dieses Projekt wenig überzeugend. Park geht von bestimmten Grundannahmen aus: Das ist zunächst die Vorstellung, dass sich gesellschaftliche Integration über Normkonformität herstellen lässt. Park arbeitet mit einem dualistischen Subjekt-Objekt-Schema. Auf der Handlungsebene ist Differenz denkbar, auf der Gesellschaftsebene ist der vollständige Normenkonsens ein Idealzustand. Er wird zwar aufgrund der natürlichen Konkurrenz nie erreicht, aber immer angestrebt. Die Frage, die Park beantworten möchte, nämlich wie Integration trotz Differenz möglich ist, bleibt bis heute aktuell. Und bemerkenswert ist, dass es Park bereits Anfang des 20. Jahrhunderts gelingt, Integration als über Differenz strukturell gebrochen zu begreifen. Es ist aber eine »klassische« Theorie in dem Sinn, wie Niklas Luhmann am Beispiel von Durkheim ausführt, dass »sie einen Aussagezusammenhang herstellt, der in dieser Form später nicht mehr möglich ist, aber als Desiderat oder als Problem fortlebt« (Luhmann 1999, S. 19). Die Gegensatzkonstruktion von Gesellschaft-Individuum und die Idee von Integration über Normen bieten heute keinen zufriedenstellenden begrifflichen Rahmen für Forschung mehr. Dies gilt umso stärker als seine Unterscheidung in moralische und ökologische Ordnung unterstellt, dass der Kosmos der Sitten, Normen und Werte soziale Ungleichheit mindert, wenn er von allen Gruppen gemeinsam herausgebildet wird, Wettbewerb und Konflikt jedoch die Gegenspieler zur Moral sind. Dabei übersieht Park, dass Konflikt und Konkurrenz Menschen nicht nur trennt, sondern auch verbindet und dass ein noch derart umfassender sozialer Konsens trotzdem systematisch soziale Ungleichheit etablieren kann. Auch für die Entstehung sozialer Strukturen gibt Park keine wirkliche Erklärung. Na-

hegelegt wird ein vereinfachtes Modell, dass soziale Strukturen aus dem Konglomerat der Handlungen der Einzelnen und ihrer wechselseitigen Kommunikation entstehen. Letztlich scheinen sie sich kontingent und natürlich herauszubilden.

Problematisch ist schließlich auch die Vorgehensweise, den Fokus nur auf jene zu richten, die als »problembehaftet« wahrgenommen werden und dabei Gruppen der bürgerlichen Milieus als bekannt vorauszusetzen und somit doch zur Norm zu deklarieren. Damit verstellt Park den Blick auf gegenkulturelle Gruppen jenseits der Interpretation einer defizitären Demokratie und er reproduziert in der Beziehungsanalyse zwischen den Milieus unreflektiert Vorannahmen über dominante Milieus. Es ist eine unproduktive Selbstbeschränkung, wenn nur Gemeindestudien über Migranten und ArbeiterInnen als Soziologie akzeptiert werden. Prinzipiell gilt daher, dass das Verhältnis von Gemeinde zu Gesellschaft, von Differenz und Integration heute neu entworfen werden muss, um Gemeinde-soziologie theoretisch konsistent betreiben zu können.

RAUM, MILIEU UND GRUPPE: PERSPEKTIVEN FÜR EINE »MODERNE GEMEINDESOZIOLOGIE«

Die Tatsache, dass in der Soziologie in den 1990er Gemeindestudien wieder eine neue Bedeutung gewinnen, ist an sich schon interpretationsbedürftig. Meines Erachtens lässt sich die Aktualisierung mit zwei Denkbewegungen erklären. Erstens rücken mit der Erfahrung zunehmender Globalisierung lokale und milieubezogene Wissensbestände und Handlungsmuster wieder in den Vordergrund der Überlegungen. Dies zeigt sich sowohl in modernisierungstheoretischen Arbeiten, die die Pluralisierung der Milieus, Subkulturen und Lebensstile (Hradil 1992) untersuchen, also auch an konstruktivistisch-strukturalistischen Schriften im Anschluss an Pierre Bourdieu, in denen Feldanalysen über Milieukonstellationen durchgeführt werden (z.B. Wacquant 1995a, 1995b). Globalisierungsprozesse schaffen Vereinheitlichungen auf der ganzen Welt. Da jedoch gleichzeitig ein und derselbe Sachverhalt lokal different interpretiert wird, rücken Ortsbezüge ebenfalls in den Mittelpunkt des Interesses. Helmuth Berking (1998) gibt hierfür prägnante Beispiele:

»Conan der Barbar« ist in den rechtsradikalen Zirkeln der Bundesrepublik eine andere Figur als in den schwarzen Ghettos der Chicagoer Southside. Die Redeweise von der »McDonaldisierung« der Welt macht vergessen, dass das, was in Moskau als zivilisatorischer Fortschritt erscheint, in Paris als typischer Ausdruck des amerikanischen Kulturimperialismus dechiffriert werden mag. »Evita-Madonna« durchschießt geschlechtsrollenspezifische Imaginationen bis in die letzten Winkel der Welt, und doch dürften sich die perzeptiven Referenzen iranischer Frauen von denen US-amerikanischer Feministinnen erheblich unterscheiden.« (Berking 1998, S. 388)

Die Globalisierung kultureller Ströme produziere lokal differente Relevanzkriterien und Wirklichkeitskonstruktionen. Die Gemeindestudie wird zum Informant über das lokal Different.

Das Interesse an Gemeindeforschung und die deutliche Bezugnahme auf Robert E. Park heute deutet, so meine Annahme, zweitens darauf hin, dass derzeit wieder der soziale Wandel als ein besonders konflikthafter und rasch voranschreitender Prozess wahrgenommen wird und insofern gruppenspezifische Interessenskonstellationen neue Bedeutung gewinnen. Die Park'sche Soziologie basiert auf einer Gesellschaftsbeschreibung der Vereinigten Staaten als konfliktbeladenem Einwanderungsland. Nach dem zweiten Weltkrieg wandelt sich die Selbstwahrnehmung der amerikanischen Gesellschaft von der konflikthafter Differenz zum »Erfolgsmodell der modernen Gesellschaft« (Neckel 1997, S. 77) und mit ihr die Soziologie. Heute rücken wieder die multiethnischen Differenzen, die Geschlechterkulturen und die divergenten Milieus in den Vordergrund des Interesses. Ob es um Neonazis in Weimar oder um russisch-jüdische Migranten in Berlin geht, Ausgangspunkt ist immer die Wahrnehmung besonderer gesellschaftlicher Problemlagen, wie es auch für die Chicagoer Soziologie typisch ist.

Sozialen Wandel exemplarisch über Gemeindeforschung zu erheben, ist eine überzeugende Möglichkeit, – vorausgesetzt es findet gleichzeitig eine Diskussion um methodische Probleme statt, wie z.B. über die Gefahr, dass größtmögliche Nähe zum Gegenstand nicht nur größtmögliche Erkenntnis, sondern zuweilen auch kollektiv geteilte Vorurteile reproduziert. Theoretisch muss für dieses Projekt jedoch ein neuer Fokus gefunden werden.

Gemeindeforschung, so die bisherige Quintessenz, versuchen mit ethnografischen Methoden gruppen- und ortsspezifische Phänomene zu

untersuchen. Sie fragen nach dem lokal Spezifischen in einer scheinbar einheitlicher werdenden Welt und zwar qualitativ nach den differenten Relevanzstrukturen und Interpretationsfolien. Gemeindeforscherinnen und -forscher blicken auf die Konflikte zwischen Gruppen und Milieus vor Ort, die Aushandlungen und Abgrenzungen. Mit dieser Perspektive auf das Lokale wird der Gemeindebegriff in einem Raumdiskurs angesiedelt, dessen theoretische Potentiale für die Gemeindeforschung in der deutschen Soziologie bislang kaum genutzt werden (vgl. als Ausnahme Berking 1998).

Orte und Räume der Gemeinden

Der Gemeindebegriff muss, wenn er über die Gemeinde als Verwaltungseinheit hinausgehen und gleichzeitig in irgendeiner Form einen spezifischen Fokus darstellen will, sich auf die Relationalität von Raum und Ort beziehen. Bereits in den frühen Chicagoer Schriften wird der Gemeindebegriff raumsoziologisch fundiert. In verschiedenen Schriften formuliert Park immer wieder die Relevanz von Raum bzw. Gebiet für Community-Forschung:

»Human ecology, as sociologists conceive it, seeks to emphasize not so much geography as space. In society we do not only live together, but at the same time we live apart [...] Local communities may be compared with reference to the areas which they occupy and with reference to the relative density of population distribution within these areas.« (Park 1967b, S. 56)

Gemeinden sind demzufolge »lokale Gemeinschaften«, die entweder über ein gemeinsames Gebiet verfügen oder innerhalb eines Gebiets ins Verhältnis zu anderen Gruppen gesetzt werden können. Damit wird die Gemeinde nicht, wie in der deutschen Nachkriegs-Gemeindeforschung nur auf ein gemeinsames Gebiet begrenzt, Raum selbst wird aber territorial (bzw. als Gebiet) gedacht. Diese territoriale Bestimmung von Raum trifft auch auf die vielzitierten Arbeiten des Chicagoer Soziologen Ernest Burgess zu. Burgess entwickelt das idealtypische Modell der konzentrischen Kreise, demzufolge Stadt sich vom Zentrum ausgehend in verschiedene Zonen aufteilt. Dieses Modell, welches auch auf die Muster kindlicher Raumeignung übertragen wird, hat sich nur für Nordame-

rikanische Städte zu Beginn des letzten Jahrhunderts bewahrheitet (vgl. zum Modell: Park, Burgess und McKenzie 1925; zur Kritik: Hamm 1982).

Raum, so wie er im Kontext der Raumsoziologie heute gedacht wird (vgl. dazu z.B. Sturm 2000; Noller 2000) ist nicht mehr auf ein Territorium zu begrenzen. Versteht man Raum als relationale (An-)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten (vgl. ausführlich Löw 2001), dann basiert Raumkonstitution sowohl auf einer kognitiv-emotionalen Verknüpfung der umgebenden sozialen Gütern und Menschen zu einem Raum als auch zu einem Prozess des Platzierens bzw. Platziert-Werdens, dem Spacing. Um sich oder etwas platzieren zu können, muss es Orte geben, an denen platziert werden kann.

Orte werden durch die Besetzung mit Dingen oder Lebewesen kenntlich gemacht, verschwinden aber nicht unweigerlich, wenn Dinge/Lebewesen den Ort verlassen, sondern stehen dann für andere Besetzungen zur Verfügung. Die Orte sind somit Ziel und Resultat von Platzierungen. Sie bilden sich durch Platzierungen sind aber nicht mit den Platzierungen identisch, da Orte über einen gewissen Zeitabschnitt hinweg auch ohne das Platzierte bzw. nur durch die symbolische Wirkung der Platzierung erhalten bleiben. Die Konstitution von Raum bringt damit systematisch Orte hervor, so wie Orte die Entstehung von Raum erst möglich machen. Ein Ort bezeichnet einen Platz, eine Stelle, konkret benennbar, meist geografisch markiert oder, wie es Jörg Brauns ausdrückt, im Ort ist »das Eigene, Unverwechselbare, Nichtvergleichbare aufgehoben« (Brauns 1992, S. 163). An Orten orientiert sich das menschliche Gedächtnis (vgl. z.B. Assmann 1997).

Richtet man mittels Gemeindestudien die Perspektive auf Orte, so fragt man nach der Platzierungspraxis. Wie formieren sich Menschen(-gruppen) zu Räumen, welche Grenzen werden darüber etabliert und welche Orte mit welcher symbolischen Kraft werden hervorgebracht? Wenn es nun, wie Helmuth Berking (1998, 2000) aufzeigt, im Globalisierungsprozess gleichzeitig zu Entlokalisierungen durch Verallgemeinerungen und zu Relokalisierungen durch ortsspezifische Interpretationen und Bewertungen kommt, dann lassen sich über Gemeindestudien sowohl lokale, kulturelle Praktiken als auch Ortsbildungen erheben. In den Blick rücken umkämpfte, ausgehandelte, kontextspezifische lokale Platzierungen und Verknüpfungsleistungen mit hoher symbolischer Deutungskraft.

Dabei ist die Bezugnahme auf Lokales oft nicht Ursache, sondern Folge von identitätsstiftenden Praktiken (vgl. Albrow et al. 1997; Noller 2000).

Gemeinden bilden sich nicht notwendig auf erdräumlich umgrenzten Gebiete. Sie bilden erstens Räume, die mit den Territorien nicht identisch sein müssen, und sie bringen zweitens systematisch Orte hervor, die eine eigene symbolische Existenz entfalten. Eine Community muss sich nicht in einem Stadtteil sammeln, um eine gemeinsame symbolische Welt zu teilen. Eine (ethnische) Gemeinde kann gleichzeitig ihre Relevanzstrukturen aus dem Herkunftsland und aus dem Aufnahmeland etablieren und damit ein eigenes symbolisches Universum schaffen, welches ein differenziertes Raumgeflecht und verschiedene Lokalitätsbezüge produziert (vgl. Berking 2000). Sie kann sich mit einer anderen Gemeinde am gleichen Ort etablieren und dabei verschiedene Räume mit Ein- und Ausschlüssen am selben Ort erschaffen, welcher im Bezugssystem einer Gesellschaft dann wieder nur mit einer der beiden Gruppen verknüpft wird.

Das heißt, Gemeinden können als räumliche Figurationen und zwar sowohl von Menschengruppen als auch von symbolisch vermittelten sozialen Gütern verstanden werden. Gemeinden leben von einer Platzierungs- und von einer Verknüpfungspraxis. Während das Spacing (die Platzierung) einen Lokalitätsbezug herstellt und sichert, gewährleistet die Verknüpfung, dass die Gruppe als Gemeinschaft erkannt wird. Gemeinden bilden Räume. Diese beziehen sich selten auf ein Territorium. Gemeinden bringen aber Orte hervor. Eine Gemeindestudie ist daher notwendig eine Raumstudie, wie man z.B. auch an Norbert Elias (1990) Untersuchung zu »Etablierten und Außenseitern« erkennen kann. Über sie werden Ein- und Ausschlüsse, Verteilungen, lokale Relevanz- und Interpretationsdimensionen sowie gruppenübergreifende räumliche Konfigurationen erhoben.

Eine solche Analyse der gesellschaftlichen Strukturierung durch Räume kann auch vor dem Hintergrund der Bourdieu'schen Theorie, wie Neckel (1997) dies insbesondere für die Habitusformationen diskutiert, geschehen. Allerdings nicht mit dem Bourdieu'schen Raumbegriff, welcher zwar Raum als Metapher für Gesellschaft als relationales Gefüge versteht, den angeeigneten geografischen Raum jedoch weitgehend territorial denkt (vgl. dazu Löw 2001, S. 179ff.), sondern dann auch im Sinne des oben genannten relationalen Raumverständnisses.

Gemeindestudien vor dem Hintergrund der Bourdieu'schen Theorie

Sighard Neckel (1997) verweist bereits exemplarisch auf eine neuere Gemeindestudie, wie sie Loïc Wacquant (1995a, 1995b), Schüler von Pierre Bourdieu, zur Community der Boxer im Ghetto von Süd-Chicago verfasst. Die Gemeindestudie lässt die theoretische Heimat Wacquants in der Bourdieu'schen Theorie sowie den Einfluss seiner damaligen Wirkungsstätte, der Chicagoer Universität, erkennen. Wie Park wendet sich Wacquant gegen die »top-down«-Perspektive der Sozialwissenschaften. Er misstraut der verbreiteten Annahme, Boxen sei ein Ausdruck des Überlebenskampfes im Ghetto. In der typischen Herangehensweise einer Gemeindestudie trainiert und kämpft Wacquant mit den Boxern und verschafft sich auf diese Weise Zugang zu ihrer Lebenswelt. Er führt biografische und Experteninterviews mit Boxern, Trainern und Managern, wertet Zeitungsartikel, Dokumentationen und zur Verfügung stehende Statistiken, z.B. zu Sterberaten, aus. Es geht ihm nicht nur um eine einführende, dichte Beschreibung des Preis-Boxens, sondern um eine Rekonstruktion ihrer Weltsicht (Wacquant 1995a, S. 490). Er handelt getreu dem Park'schen Leitmotiv, die Blindheit für die Lebenswelten anderer zu durchbrechen.

Der Versuch, das symbolische Universum der Boxer zu verstehen, geschieht vor dem Hintergrund der Bourdieu'schen Theorie, also innerhalb der Begriffstriade Kapital-Habitus-Lebensstil unter Berücksichtigung erstens der Lokalisierung der Boxer in der Stadt Chicago sowie zweitens der feldspezifischen Logik, der eine differenzierungstheoretische Sicht der Gesellschaft zugrunde liegt. Wacquant untersucht die Frage, warum Boxer, obwohl sie wenig Geld mit Preisboxen verdienen, vergleichsweise viel Zeit in diese Praxis investieren. Dabei findet er heraus, dass das Boxen der Versuch junger Männer ist, die in schlechtbezahlten Jobs ohne Aufstiegschancen arbeiten, sich die Chance einer Karriere zu eröffnen. Das Boxen wird zur Repräsentation einer hegemonialen Männlichkeit. Der eigene Körper wird zum Einsatz im Spiel und der Körper des Anderen das Ziel im Kampf. Die jungen Männer reproduzieren Werte der proletarischen Arbeitskultur wie »hart arbeiten«, Disziplin und Ausdauer, die durch die Umstrukturierung der Arbeitsplätze in den real von ihnen verübten Hilfstätigkeiten, z.B. Hot Dogs braten, längst nicht mehr erwartet werden. So erzeugen sie als Gruppe das Feld ihrer Herkunft immer wieder von neuem.

Statt Integration über moralische Ordnung und Desintegration über ökologische Ordnung erfassen zu wollen, geht Wacquant mit Bezug auf Bourdieu von differenten Wirklichkeitskonstruktionen aus, die in ihrer und auch aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit die gemeinsame symbolische Ordnung bilden. Diese wird reproduziert über Macht und Konkurrenz in den Mikropolitiken des Alltags, weshalb sie über Gemeindestudien erhoben werden kann. Statt von Ausgrenzungen aus einem als einheitlich imaginierten Ganzen auszugehen, werden Relationen zwischen gesellschaftlichen Feldern hergestellt. Jede/r hat seine soziale Position und strebt nach erfolgreichem Aufstieg mit Mitteln, die gewöhnlich das eigene Universum eher reproduzieren als verändern. Soziale Strukturen werden nicht kontingent oder kommunikativ produziert, sondern über den Habitus organisiert.

In dieser Herangehensweise werden zentrale Schwächen der Theorie der Chicagoer Schule beseitigt: Bourdieu formuliert den Bedingungs-zusammenhang, unter dem soziale Gruppen ihre kollektiven Handlungen entwickeln, verknüpft Strukturen und Handeln, verabschiedet die idealisierten kommunikativ erzeugten Normen und arbeitet die Bedeutung von Körperlichkeit heraus. Er bietet damit ein theoretisches Gerüst – nicht abgeschlossen, nicht endgültig – aber doch in vielerlei Hinsicht überzeugender als das Park'sche, um über den Gemeindebegriff heute handlungstheoretisch auf Gruppenprozesse sowie strukturtheoretisch im Sinne eines lebensweltlichen Klassenbegriffs auf Milieus zu blicken. Anders als in der Biografieforschung, in der spezifische Typen innerhalb der Gruppe herausgearbeitet werden, werden hier die gruppenspezifisch gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktionen und Habitusformationen rekonstruiert, entweder um über den Vergleich gesellschaftliche Wechselwirkungen zu analysieren oder um einzelne Kulturen zu rekonstruieren. Über die gruppenspezifisch differenten mentalen Strukturen sowie über die milieuspezifisch unterschiedlich wirksam werdenden gesellschaftlichen Strukturen, jedoch prinzipiell über die Differenz, wird erstens die Reproduktion sozialer Ungleichheit und zweitens die Reproduktion feldspezifischer Logiken erklärt. In der Breite der soziologischen Theorie hat dies den Vorteil, dass über die feldspezifische Logik eine differenzierungstheoretische Perspektive auf Gesellschaft gewonnen werden kann, während über den Lebensstil die handlungstheoretische Sicht möglich wird.

Theoretisch anschlussfähig sind hier die Arbeiten zur gesellschaftlichen Konstitution von Räumen. Räume sind auf der Ebene der Syntheseleistungen Wirklichkeitskonstruktionen, die – im Rückgriff auf soziale Güter in ihrer Materialität – gesellschaftlichen Alltag strukturieren. Diese gehen einher mit routinierten Handlungen, in denen habitualisiert Räume in immer gleicher Weise reproduziert werden. Die Langlebigkeit von Lokalitätsbezügen und die Abgrenzungen zwischen Gruppen und Milieus basieren zu wesentlichen Teilen auf der Herausbildung räumlicher Strukturen. Die Arbeiten von Bourdieu bieten eine mögliche Perspektive, um die Wechselwirkungen zwischen Handeln und Strukturen zu begreifen (zu weiteren Perspektiven vgl. auch Löw 2001). Gliedert man Räume, die theoretisch immer als Gegensatz zum Handeln konzipiert wurden, nun als relationale Gefüge in die Handlungsabläufe ein und versteht sie sowohl als strukturierende Kraft als auch als Platzierungspraxis, dann können reproduktionstheoretische und raumtheoretische Arbeiten gemeinsam eine Folie bieten, vor der Gemeindeforschung sinnvoll betrieben werden kann. Gemeindestudien richten dann, theoretisch geleitet, ihren Fokus sowohl auf die Kollektive als auch und besonders auf Raum-Ort-Konstellationen und unterscheiden sich darin von ethnografischer Forschung allgemein. Über den Raumbegriff gewinnt die Gemeindeforschung ferner die Perspektive auf die Dingwelt und deren Bedeutung für soziale Prozesse. Das methodische Instrumentarium bei einer Gemeindestudie bleibt die teilnehmende Beobachtung, Interview- und Dokumentenanalyse. Es kann aber auch – dem heutigen methodischen Repertoire angepasst – erweitert werden um Gruppendiskussionen, Fotografie-, Video- und Internetanalysen sowie um die Interpretation der einer Handlungssituation zugrundeliegender sozialer Güter.

8. Die Eigenlogik der Städte

Grundlagen für eine sinnverstehende Stadtsoziologie

Es ist offensichtlich, dass Städte sich unterscheiden. Soziologisch wird dieser Differenz insbesondere dann Bedeutung beigemessen, wenn es entweder darum geht, in einer sich globalisierenden Welt den Einfluss des Lokalen zu bestimmen oder aber, wenn die Ausdifferenzierung der Gesellschaft verstanden werden will. In der Tradition der Stadt- und Regionalsoziologie, der Gemeindeforschung wie der lokalen Politikforschung liegt eine Reihe von theoretischen und empirischen Arbeiten vor, welche Städte, Kommunen oder unspezifischer das Lokale als sozial prägende, sich globalen Einflüssen widersetzende Einheiten untersuchen und im Städtevergleich differente Praktiken und Strukturen analysieren. Selten wird dabei Stadt zum Gegenstand. Vielmehr richtet sich das Erkenntnisinteresse entweder auf »Gesellschaft« oder auf ein verallgemeinertes »Lokales«. Selbst dann, wenn die Stadt als Gemeinde untersucht wird, dann gilt doch zugleich, dass die Suche sich auf verallgemeinerbares soziales Leben richtet, nur nebensächlich ist, wie diese Stadt im Unterschied zu jener Stadt Sinn ergibt.

Wie wenig die Stadt- und Regionalsoziologie bislang ihren Gegenstand über Sinnverstehen zu entschlüsseln versucht hat, verwundert insofern, als qua Definition die Frage nach dem Sinn im Zentrum soziologischer Erkenntnisfindung steht. Ich werde daher im Folgenden zunächst kurz die Gegenstandskonstitution in der Stadtsoziologie rekonstruieren. Daran anschließend soll an neuen Forschungsergebnissen aus dem Darmstädter LOEWE-Forschungsschwerpunkt »Eigenlogik der Städte« die Relevanz der Sinnfrage dargelegt und darauf aufbauend im Rückgriff auf klassische Arbeiten von Max Weber, Alfred Schütz und Karl Mannheim ausformuliert werden. Das Kapitel zielt darauf, Grundlagen für eine sinnverstehende Stadtsoziologie zu erarbeiten.

GEGENSTANDSKONSTITUTION IN DER SOZIOLOGISCHEN STADTFORSCHUNG

Die Mehrheit der stadt- und regionalsoziologischen Arbeiten hat sich in den letzten Jahrzehnten – im Anschluss an gesellschaftstheoretische Perspektiven – darauf konzentriert, die Bedeutung von Städten für Gesellschaftsentwicklung zu erfassen, und hat dabei »Stadt« als eine der Gesellschaft subordinierte Struktur verstanden oder mittels quartiersbezogener Milieustudien Lebensverhältnisse in Städten erforscht. Bei beiden Perspektiven gab es keine Notwendigkeit, den spezifischen Forschungsgegenstand »Stadt« in den Fokus wissenschaftlicher Analysen zu stellen (vgl. Berking/Löw 2005, Löw 2008, S. 24-64).

Die Gemeindestudie stellt (gerade in der Nachkriegszeit in Deutschland, wie ich in Kapitel 7 ausführlich darlege) einen frühen Versuch dar, die »soziale Wirklichkeit einer Stadt« (König 1956, S. 2) zu analysieren. Ziel ist es zumeist, gesellschaftliche Prozesse exemplarisch am Beispiel *einer* Gemeinde zu untersuchen. Die lokalexplorative Herangehensweise wird eingesetzt, um spezifische Figurationen zu analysieren (am prominentesten Elias/Scotson 1980 sowie Herlyn et al. 1967, 1982, 2000). Im Sinne von Fallstudien liefern die Untersuchungen wichtige Hinweise darauf, dass und wie Städte als Einheiten organisiert werden. Bislang werden jedoch noch nicht die vor Ort gefundenen Muster, z.B. der räumlichen und kulturellen Trennung von Etablierten und Außenseitern, daraufhin befragt, ob und ggf. wie sie verallgemeinerbar sind oder doch für bestimmte Städte spezifische Sinnzusammenhänge bilden.

Wie ungleiche oder ungleichzeitige Entwicklungen von Städten und Regionen trotz ähnlicher institutioneller Rahmenbedingungen zu erklären sind, steht im Zentrum der lokalen Politik- und der Regionalforschung. Hier dominiert die Perspektive auf lokale oder regionale Steuerungs- und Politikmuster. Dazu zählen auch Implementationsstudien, die zeigen, dass nationale Reformvorhaben oder Förderprogramme lokal ganz unterschiedlich gedeutet werden (zusammenfassend Mayntz 1980, 1983). Hierbei sind jedoch weniger die Deutungen von Interesse als vielmehr der Nachweis lokaler Differenzierung, da die Untersuchung lokaler Handlungsspielräume und -zwänge in der lokalen Politikforschung an dem Befund eines Rückzugs des Staates aus der lokalen und regionalen Entwicklungspolitik sowie eines wachsenden Konkurrenzdrucks seit den späten 1980er Jahren ansetzt. In dem Bestreben, den Wandel von der in-

dustriellen zur Dienstleistungsstadt aktiv zu gestalten, treten Städte, so das zentrale Ergebnis vieler Studien, aus ihrer vormals eher exekutierenden und verwaltenden Rolle heraus (Mayer 1990, Jessop 1992, Häußermann/Siebel 1994). Wesentliche Instrumente in diesem Prozess sind auf Außenwirkung bedachte Marketingstrategien zur Anziehung privaten Kapitals: Städte beginnen sich hierzu als »lockendes Ambiente« zu inszenieren und ihre spezifischen Eigenschaften in Differenz zu anderen »Standorten« hervorzuheben (Hassenpflug 1999). Neben diesen neuen Politikinhalten und -zielen entwickeln sich auch neue Politikformen und -stile, welche darauf abzielen, die endogenen Potentiale der Stadt – ihr historisches Profil, lokale Wissens- und Innovationsmilieus sowie spezifische Akteurskonstellationen und Handlungsregime – optimal zu aktualisieren (Heinelt 1991, Keil 1998).

Wie unterschiedlich die Lösungsstrategien sind, mit denen in Städten auf neue Probleme und Herausforderungen reagiert wird, zeigen zahlreiche vergleichende Fallstudien (Abu-Lughod 1999, Glock 2005, Dente/Bobbio/Spada 2005). Henning Schridde (1997) beispielsweise konnte in einer vergleichenden Untersuchung deutscher Großstädte demonstrieren, dass sich in Städten wie München, Frankfurt a.M., Duisburg, Leipzig oder Hamburg je spezifische sozialpolitische Umgangsweisen mit Armut und Ausgrenzung auffinden lassen, die er auf die lokal sehr unterschiedliche Wahrnehmung der gegenwärtigen ökonomischen und sozialen Situation, die spezifischen lokalen Akteurskonstellationen und die jeweiligen sozialen Milieus zurückführte (vgl. auch Le Galès 2001 und Clarke 2006). Alistair Cole und Peter John (2001) fassen diese Wahrnehmungsmuster, Akteurskonstellationen und Milieus als »Stadtcharakter« zusammen. Sie vergleichen vier Städte aus zwei Ländern (England und Frankreich) hinsichtlich des Wandels lokaler Governancestrukturen in den Politikfeldern Bildung und Wirtschaftsförderung. Bei der für die Untersuchung zentralen Frage, ob nationale Rahmenbedingungen, sektorale Politikfeld-Spezifika oder aber die Lokalität für die Ausprägung der Unterschiede verantwortlich gemacht werden können, zeigt sich, dass die Bedeutung des Lokalen weit höher eingeschätzt werden muss als bislang angenommen. Karsten Zimmermann (2008) kritisiert zu Recht die noch schwache Konzeptualisierung eines »Stadtcharakters«, der zur Erklärung nur herangezogen wird, wenn alle anderen Deutungen lokaler Praxis versagen. So regelmäßig die Bedeutung des Lokalen hervorgehoben wird (als einige Beispiele: Pierre 2005, Dente/Bobbio/Spada 2005, Prigge/Schwar-

zer 2006, Blatter/Janning/Wagemann 2007), so oft der Nachweis von endogenen Potentialen der Städte geführt wird, ihr historisches Profil, ihre lokale Wissens- und Innovationsmilieus sowie spezifische Akteurskonstellationen und Handlungsregime belegt werden (Heinelt 1991, Keil 1998), so scheint es der Soziologie bislang jedoch noch kaum lohnenswert, diese »endogenen Potentiale« sinnverstehend zur rekonstruieren. Es hat den Anschein als genüge es, die Diagnose der Globalisierung durch den Beleg gleichzeitiger Lokalisierung einzugrenzen. Die Konstitution von Sinn im Erfahrungsraum Stadt jedenfalls steht bislang nur selten auf der Agenda.

Richard Wohls und Anselm Strauss' früher Versuch (1958), Eigenschaften von Städten als Strategien der Charakterisierung zu lesen, deutet eine sinnverstehende Stadtsoziologie an. Städte erscheinen, so argumentieren sie, als dynamisch oder progressiv, kosmopolitisch oder sentimental. Wohl/Strauss deuteten diese Zuschreibungen mit Bezug auf Robert Park so, dass Städte sich im Bewusstsein (*state of mind*) formen. Anselm Strauss formulierte daraufhin im Jahr 1967 als Forderung an die Stadtsoziologie, Städte in ihrer Differenz über die »icons« zu interpretieren, also über Wahrzeichen bzw. bedeutende symbolische Repräsentationen, da sie gleichzeitig einen spezifischen Stil der Stadt, die Sehnsüchte ihrer BewohnerInnen, die Repräsentation der Stadt nach außen sowie die Planungsstrategien verkörpern (vgl. vor allem Strauss 1967, S. 86, aber auch Strauss 1961). Wie Lyn Lofland (1991) feststellte, ist dieser von der qualitativen Analyse des Symbolischen geprägte Blick von Strauss auf die Wirklichkeit der Städte bislang weitgehend ohne Einfluss auf die Forschungen geblieben. Mittlerweile liegen ausreichend Studien vor, um empirisch begründet die Annahme zu formulieren, dass Praktiken und Strukturen sich stadtsspezifisch herausbilden und reproduzieren. Studien zu Darmstadt (Löw/Noller/Süß 2010), zu Rostock und Bremerhaven im Vergleich (Berking/Schwenk 2011), zu Salvador de Bahia (vgl. Kapitel 9), zu Basel und Köln (Vinken 2010), zu Frankfurt a.M., Hannover, München, und Stuttgart sowie Haifa und Tel Aviv (Heinelt/Zimmermann 2010, Heinelt/Razin/Zimmermann 2011) stärken die Hypothese, dass Städte auf spezifische Weise vergesellschaftend werden. In Städten entwickeln sich kollektive und zeitlich überdauernde Sinnhorizonte, die Handeln auf spezifische Weise nahelegen.

WIE DIE STÄDTE SINN MACHEN: ERGEBNISSE DARMSTÄDTER EIGENLOGIK-STUDIEN

Besonders deutlich können die den Städten eigenen »Orthodoxien« (Berking 2008, S. 28) an einer Studie zu der brasilianischen Millionenstadt Salvador de Bahia aufgezeigt werden (siehe hierzu die ausführliche Darstellung in Kapitel 9). Wie ich in dieser Studie zeigen werde, ist »Schwarzsein« in Salvador de Bahia eine Integrationsfigur (für alle BewohnerInnen einschließlich der augenscheinlich Weißen). Auf der Ebene von Sozialstruktur wie im Stadtbild wird schnell deutlich, dass Salvador de Bahia in gesteigerter, dichter Formation Menschen unterschiedlicher Hautfarben zusammenbringt, nach Selbstklassifikation zwölf Rassen. Wenn man diese die Stadt bestimmende Verdichtung auf den Ebenen Nationalstaat, Globalgesellschaft und lokale Formierung ausdifferenziert, dann ergibt sich folgendes Bild: Im nationalen Gefüge repräsentiert Salvador de Bahia heute für weite Bevölkerungsschichten die eigentlich »authentische« und »traditionelle« brasilianische Identität (Rothfuß 2007 a/b). Salvador gilt als Belegstadt für die von Gilberto Freyre (1933) postulierte Verschmelzung der ethnischen Gruppen und wird im Alltag gern als »Wiege« Brasiliens bezeichnet. Vermischen steht in Brasilien für den eigenen Weg nach der Kolonialisierung. Die ethnisch gemischte Gesellschaft überwindet die Reinheitsvorstellungen Europas ebenso wie die Rassenlehre der USA, in der jede Ethnie identifiziert und das Zusammenleben differenter Gruppen zum Ziel wird. Vermittelt über den hohen Anteil von AfrobrasilianerInnen sowie die spezifische Geschichte der Stadt als Anlaufstelle für die Sklavenverschiffung und als koloniale Hauptstadt qualifiziert sich Salvador de Bahia dazu, den Beweis für Brasiliens eigenen Weg in die Moderne zu liefern. Die für postkoloniale Staaten typische Suche nach dem Eigenen, das in Brasilien einen Ausdruck in der Stadt Salvador finden soll, wird permanent durchzogen von global zirkulierenden Bewegungen.

- Die Schwarzenbewegung: Seit den 1970er Jahren ist in Salvador eine »Re-Afrikanisierung« zu beobachten, die politisch im international agierenden Movimento Negro Unificado (gemeinsame Bewegung der Schwarzen) sowie in der Musik und der Karnevalsindustrie ihren Ausdruck findet.

- Tourismus: Ein afroamerikanischer Tourismus, der mit der Suche eigener Wurzeln verknüpft ist, führt direkt nach Brasilien und häufig nach Salvador de Bahia.
- UNESCO: Der Stadtteil Pelourinho wird zum Weltkulturerbe erklärt.

Das heißt, dass Salvador durch globale Vernetzung sowie aufgrund lokaler politischer Kämpfe und Heritagekonzepte als schwarze Stadt in Form gebracht wird – und zwar in eins greifend mit nationalen Mythen. Das Ergebnis der Studie ist: Sinn macht Ethnizität in Salvador als resistenter Erhalt afrikanischen Erbes vor dem Hintergrund einer Versklavungsgeschichte. Faktisch wird Sklaverei als zutiefst moderne, global vernetzte und unterwerferische Handlungsform durch die Reinszenierung vormoderner afrikanischer Traditionen ersetzt. Deutlich kann nachgewiesen werden, dass das Projekt Nationalstaat begleitet wird von technologischen, kulturellen und ökonomischen Globalisierungsströmen und Vergleichsformaten sowie durch eine eigenlogische Praxis in den Städten, in der sich eigenes Geworden-Sein und Stadtstruktur in den nationalen und globalen Angeboten weiterentwickeln. Ergebnis ist ferner, dass das Eigene der Stadt in Relation zu Vergleichsstädten entwickelt wird: In dem nahe gelegenen Recife, mit ähnlicher ethnisch-sozialer Zusammensetzung, wird Ethnizität dethematisiert, wohingegen Salvador rethematisiert. Durchmischung ist auch das Thema von Rio de Janeiro und São Paulo, aber die »global cities« tun alles, um nicht mit Tradition in Zusammenhang gebracht zu werden. So entsteht in Salvador wie selbstverständlich die Orientierung an Tradition und Ethnizität, verstanden als Schwarzsein, als gemeinsamer Sinnhorizont.

Nach dem Verhältnis von globalem Handlungsdruck und nationaler bzw. (bundes-)länderspezifischer Rahmung zu lokalen Handlungsoptionen fragt auch die Studie, die zu »metropolitan governance arrangements« in Frankfurt a.M., Hannover, München und Stuttgart sowie Haifa und Tel Aviv durchgeführt wurde (Heinelt/Zimmermann 2010, Heinelt/Razin/Zimmermann 2011). Diese ergab, dass aus strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen kaum eine Vorhersage für die Formierung solcher Arrangements sowie ihre Wirkungsweise gemacht werden kann. Trotz ähnlicher Rahmenbedingungen der deutschen »Fälle« können nur bedingt Voraussagen über inhaltliche Schwerpunkte sowie über den organisatorischen Aufbau in der Politik dieser Metropolregionen gemacht werden. Bei all dem gilt es allerdings zu berücksichtigen, dass

ein gewisses Maß an Entstandardisierung im Rahmen von Dezentralisierungsbemühungen durch die Landesregierungen durchaus unterstützt, zumindest aber nicht verhindert wird. Ergebnis ist dennoch, dass sich die hohe Diversität der »metropolitan governance arrangements« im Schatten eines sehr homogen verlaufenden Meta-Diskurses entfaltet, der lokal-regional indes regelmäßig unterlaufen bzw. umgedeutet wird. Dieser derzeit zumindest vordergründig dominierende Diskurs betont die Rolle der Metropolregionen für die Innovations- und Wettbewerbsfähigkeit und legt entsprechende »softe« Governance-Formen nahe. Die empirischen Ergebnisse verweisen auf – bisher selten untersuchte – Interpretationen von Steuerungsideen und städtische Lernprozesse, die letztlich zu einem differenzierten »scaling of discourse« führen (Heinelt/Razin/Zimmermann 2011).

Die in Städten sich herausbildende Regelmäßigkeit und Routine des Fühlens wird in einer Studie zu Darmstadt untersucht (Löw/Noller/Süß 2010). An öffentlichen Diskussionen von Darmstädter Bürgern und Bürgerinnen kann gezeigt werden, dass sich in dieser Stadt eine Struktur des Fühlens herausbildet und reproduziert, welche von Ruhe und Selbstzufriedenheit geprägt ist. Diese Struktur hat negative Effekte auf die Außenwirkung, insofern Darmstadt als provinziell und langweilig gilt. Gleichzeitig erzeugt diese Struktur deutlich inkludierende Effekte. Die Alltagserfahrung entsteht durch eine vernünftig erscheinende Abwägung von Alternativen vor Entscheidungen. Dass vieles lange dauert, schafft ein Gefühl von Konstanz und Traditionsbezug. Bürgerliches Engagement und Partizipation werden befördert durch die Einbindung in Entscheidungen sowie durch den wahrgenommenen Ortsbezug. Entscheidungen werden dadurch zwar verlangsamt und manchmal nie umgesetzt, aber zugleich gewinnt ein bürgergesellschaftliches Milieu an Dominanz, das wenig aufgeregt auf gesellschaftliche Schwankungen reagiert und die Dynamik der Stadt konservativ und auf Dauer auf ein mittleres Maß ausrichtet. Langeweile wird in der Stadt nicht als Verdruss über einen Mangel an kurzweiliger Unterhaltung und Ereignissen empfunden, sondern als Ausdruck gelungener Kommunikation und Kompromissbildung. Theoretisch folgt aus der Darmstadt-Studie, dass keine Deckungsgleichheit von emotionalen Strukturen in einer Stadt und mentalen Strukturen einer Person angenommen werden kann, wohl aber jedes Individuum vor der Herausforderung steht, auf die emotionalen Strukturen, die sich in einer Stadt herausgebildet haben, zu reagieren.

Die Logik der Besonderung kann auch in den Praktiken und Routinen der BewohnerInnen der Städte Rostock und Bremerhaven, vor allem aber in der bebauten Umwelt wie den Institutionen der beiden Städte nachgewiesen werden (Berking/Schwenk 2011). Untersucht wurden die Modi der Selbst- und Fremdwahrnehmung, also Images, die professionelle Eliten (Stadtmarketing) über Stadt kommunizieren, und solche, die ihr von außen zugeschrieben werden. In der Studie können zentrale Motive, Problemlagen und Attributionen identifiziert werden, die den gemeinsamen Sinnhorizont in den beiden Städten bilden. Ergebnis des Städtevergleichs Rostock-Bremerhaven ist, dass erst die historische Dimension Aufschluss über Iterationen, über Kontinuitäten und Motivverstärkungen wie Motivverschiebungen, kurz über die Verfassung der Eigenlogik zu geben vermag. Das städtische Imaginäre als die Gesamtheit der symbolischen und kulturellen Repräsentationen der Stadt ist strukturiert wie eine kumulative Textur: Bilder stapeln sich über Bilder, Architekturen über Architekturen etc. und zwar in wechselseitiger Verstärkung oder im Bruch. Unter historischen Gesichtspunkten kommt es darauf an, die formative Periode einer Stadt zu identifizieren und zu beschreiben, denn hier findet man das Material, aus dem das Webmuster des städtischen Imaginären gemacht wird. Die historische Dynamik von Verstetigung, Verschiebung und Bruch in der kumulativen Textur einer Stadt ins Auge zu fassen, scheint eine *Conditio sine qua non*, um die aktuellen Bezüge im städtischen Imaginären vermessen und vor allem bewerten zu können. Nur so scheint die Identifikation von Homologien in unterschiedlichen sozialen Feldern überhaupt denkbar.

Eine zentrale Erkenntnis im Städtevergleich ist es, dass eine Relation zwischen baulicher Form und kollektiver Sinnformation festgestellt werden kann. Bremerhavens formative Periode als industriekapitalistische Hafengründung weist eine hohe Kontinuität auf: ein bauliches Ensemble, das ganz auf die schnelle und reibungslose Distribution von Menschen und Gütern ausgerichtet ist. Die Stadt hält nichts fest, sie verteilt, ihre Bewohner leben, lieben und sterben in einem langen Provisorium: schwache Identitäten und große Wanderungsbewegungen. Rostock dagegen versammelt Waren, Menschen, Geschichten. Rostock hält fest; über die Jahrhunderte vor allem den Profit und die Tradition. So stehen sozialräumlich Verdichtung hier gegen Leere dort, stolze, in die bauliche Gestalt eingeschriebene Identifikation mit der Geschichte hier, Musea-

lisierung der industriekapitalistischen Hafenökonomie nicht nur für die EinwohnerInnen, sondern auch für TouristInnen, dort.

Mit einer weiteren Studie (Vinken 2010) kann gezeigt werden, dass die enge Verschränkung von Baustruktur und Sinnhorizont einer Stadt Gegenstand aufwendiger Praxis ist. An den Fallbeispielen der Altstädte von Basel und Köln wird nachgewiesen, dass im 20. Jahrhundert eine Sanierungspraxis ihren Höhepunkt erreicht, welche sich in erster Linie auf bildhafte Ausdrucksformen konzentriert. Unter dem Einfluss der Heimatschutzbewegungen erweitert sich der Denkmalbegriff um die Vorstellung, dass ein »Stadtbild« zu schützen sei. Altstadt bildet sich sukzessive als eine Zone des modernen Städtebaus heraus. Obwohl die Denkmalpflege seit Dehio und Riegl auf Substanzschutz, das heißt, auf Erhalt der materiellen Qualität verpflichtet ist, ist Denkmalpflege immer auch ein gestaltender und deutender, Bilder erzeugender Prozess. Ziel der Sanierung ist nicht substanzieller Schutz und auch nicht historische Treue – mit den Implikationen des Widersprüchlichen, Zufälligen, Vieldeutigen – sondern die ästhetische Vermittlung ihrer »Gestalt«, eines idealisierten und homogenisierten Blicks. Die Studie zu Köln und Basel kann zeigen, wie im Modernisierungsprozess altstädtische »Zonen« ausgesondert werden, in denen dann langfristige Homogenisierungsprozesse stabilisiert werden. Sie belegt, wie Dächer und Fenster vereinheitlicht, die Spuren der Industrialisierung und des Historismus getilgt und Neubauten in unspezifischem Heimatstil platziert werden, um das Stadtbild unter eine einende Erzählung zu unterwerfen. Gerade von den Zentren der Stadt wird erwartet, dass sie den »unverwechselbaren Charakter« der Stadt zum Ausdruck bringen. In der komplexen Figur, dass die Spezifik des Stadtbildes der Homogenisierung modernen Bauens subversiv begegnen soll, wird die Stadtgestalt vereinheitlicht, um markant sichtbare Differenzen zwischen den Städten zu schaffen. Unter der Frage der Eigenlogik lässt die Analyse des gebauten Raumes die Einsicht zu, dass Städte ihr Bauen an der Idee des Eigenen ausrichten (zumindest in Europa), dabei jedoch nicht der Logik der Stadt in ihrer Vielschichtigkeit und Heterogenität folgen, sondern Einheitlichkeitsfantasien gegen die historischen Sedimentbildungen in ihrer Uneinheitlichkeit zu verwirklichen trachten.

Als Gesamtbild ergibt sich: Die Hypothese, dass die Sinnstrukturiertheit einer Stadt auf regelgeleitetem, routinisiertem und in materiellen wie autoritativen Ressourcen abgesichertem Handeln basiert (vgl. Löw 2008,

S. 74), konnte deutlich erhärtet werden. Was in einer Stadt den Sinnhorizont für Handeln bildet, kann nun genauer bestimmt werden:

- die Relationierung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (mit der Folge diverser Kulturen der Denkmalpflege, Bau- und Technikkultur),
- die Bezüge auf mit Identität aufgeladene Strukturierungen wie Ethnizität und Klasse, voraussichtlich auch Alter (z.B. in Tokio) oder Sexualität (z.B. in San Francisco),
- spezifische Relationierung von Wirtschaft, Kultur, Politik und Religion unter Bezugnahme auf Anforderungen unterschiedlicher Reichweite (global, national, regional und lokal).

Eigenlogiken entstehen als im historischen Prozess sich verfestigende kulturelle Ordnungen an einem und in Bezug auf einen Ort. Sie erzielen ihre Stabilität durch Habitualisierung, Institutionalisierung und Materialisierung.

SINNVERSTEHENDE STADTSOZIOLOGIE

Diese Befunde über Sinnkonstitution in der Stadt lassen sich ohne Umstände an die klassische Theoriebildung der Soziologie zurückführen. Max Weber (1980, Orig. 1921) begründete eine Soziologie, die alle komplexen Phänomene der Sozialwelt über das Handeln, d.h. über den Sinn, den Einzelne mit ihren Handlungen verbinden, zu deuten anstrebte. Der Sozialwissenschaftler bzw. die Sozialwissenschaftlerin gewinnt Zugang zur Deutung sozialer Gebilde über das Verständnis des gemeinten Sinngehaltes des Handelnden (ebd., S. 4ff.). Nimmt man die Stadt als ein Beispiel für ein soziales Gebilde, so bedeutet die Übertragung der Weber'schen Grundannahme soziologischen Arbeitens, dass Städte sich als semantisch, sozial und räumlich abgegrenzte Gebilde im Handeln der einzelnen Akteure konstituieren und die soziologische Interpretation der Städte stets den Weg über die Deutung des Sinns, den Menschen ihren Handlungen zuschreiben, erfolgen muss – einfach, weil ein anderer Zugang zur sozialen Welt dem Soziologen/der Soziologin nicht offen steht. Am konkreten historischen Material bildete Weber als wissenschaftliche

Abstraktion Idealtypen, die den Sinn der einzelnen Phänomene (z.B. der Städte) als eine Verdichtung verstehbarer Sinngehalte konstruierte.

Alfred Schütz (1991, Orig. 1932) arbeitete darauf aufbauend die Konstitutionsanalyse als Grundlage einer verstehenden Soziologie aus, indem er die invarianten Grundstrukturen der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein der Handelnden als Analyse der Lebenswelt herleitet. Er erweitert die Weber'sche Frage nach dem subjektiv gemeinten Sinn um die Frage nach der Konstitutionsweise des Sinnes. Er legt einen wichtigen Grundstein für die qualitative Sozialforschung indem er darauf besteht, dass ein tiefer Bruch zwischen dem handelnden Ich und dem deutenden Beobachter zu berücksichtigen ist:

»Denn wir alle erleben im schlichten Dahinleben unsere Handlungen als sinnvoll und sind in natürlicher Weltanschauung davon ›überzeugt‹, daß auch andere Handelnde ihr Handeln als sinnvoll erleben, und zwar in genau der gleichen Weise sinnvoll, wie wir selbst ein solches Handeln erleben würden. Wir sind davon überzeugt, daß unsere Deutung dieses Sinnes fremden Handelns im großen Ganzen zutrifft.« (Schütz 1991, S. 16f.)

Um Selbstverständlichkeiten hinterfragen zu können, besteht er darauf, dass zwar die Sozialwelt sinnhaft ist, jedoch auf unterschiedliche Weise, ob man in ihr handelt oder sie deutet. Welt wird sinnhaft erlebt. Wissenschaftliche Betrachtung ist aber nicht lebendiges Erleben, sondern ordnende Betrachtung mittels der Deutung, wie sich im täglichen Leben mit anderen Sozialwelt sinnhaft konstituiert (ebd., S. 18). Oder anders: Sinnverstehende Stadtsoziologie steht vor der Aufgabe der Deutung, wie sich im alltäglichen Leben mit anderen Menschen Stadt als Sozialwelt sinnhaft herstellt und reproduziert.

Nun sind die Sinnstrukturen der Sozialwelt keine homogene Einheit, sondern heterogen ausdifferenziert. Die Stadtsoziologie hat immer große Aufmerksamkeit auf divergente soziale Milieus in Städten gerichtet. Wenn die heterogenen Bevölkerungsgruppen in der Stadt auch nicht immer (oder eher selten) sinnverstehend analysiert wurden (und die sinnverstehenden Analysen z.B. von Jugendgruppen, ethnischen Milieus etc. selten Stadt wirklich zum Gegenstand machen), so kann doch festgehalten werden, dass der Wissensstand zu fraglos als gegeben hingegenommenen Wirklichkeitskonstruktionen unterschiedlicher städtischer Milieus deutlich ausformulierter ist, als das Wissen um fraglos akzeptierte Einschrei-

bungen latenter Logiken einzelner Städte. Dass Orte im Sinne von Quartieren eine eigene Logik aufweisen können, hat Pierre Bourdieu (1991) ebenso plastisch hergeleitet, wie er die Bindung von Milieus an Orte erklärt hat. Darin liegt kein Neuigkeitswert. Wer würde bezweifeln, dass Quartiere und die Milieus, die sich dort versammeln, unterschiedliche Weltansichten aufweisen? Nur die Stadt als Ganzes vermag die Soziologie nicht in den Blick zu nehmen bzw. wenn sie es tut, dann als Strukturgefüge, das scheinbar keinen gemeinsamen Sinn zu evozieren vermag. Dabei sind Städte Objektivationen. Sie werden mit Namen versehen, in Bildern konstruiert, als Pläne gezeichnet, als Einheiten geplant etc. Man fährt nach Köln, Paris oder Tokio. Man wohnt in Boston, Seoul oder Barcelona. Als Geburtsort wird in der Regel eine Stadt vermerkt, nicht ein Platz oder Quartier. Städte sind wie alle Objektivationen, so lässt sich mit Alfred Schütz genauer bestimmen, kraft Setzung »Erzeugnisse eines Handelns und als Erzeugnisse sind sie auch Zeugnisse für das Bewußtsein des Handelnden, welcher sie in seinem Handeln erzeugte« (Schütz 1991, S. 186). Einem ähnlichen Gedanken folgt auch Robert Park, wenn er schreibt: »The city is, rather, a state of mind, a body of customs and traditions, and of the organized attitudes and sentiments that inhere in these customs and are transmitted with this tradition. The city is not, in other words, merely a physical mechanism and an artificial construction. It is involved in the vital processes of the people who compose it.« (Park 1967, Orig. 1925, S. 1) Dass Menschen sich stärker mit ihrem Stadtviertel denn mit der Stadt identifizieren (z.B. Gemeinnützige Hertie-Stiftung 2010), zeigt im Umkehrschluss, dass sie auch die Stadt als konstruierte Einheit mit Sinn für das eigene Leben anreichern. Städte sind (wie Quartiere und Nationen) auch – und ganz wesentlich – Orte, die die Erfahrung eines »Wir« ermöglichen (Gemeinnützige Hertie-Stiftung 2010, S. 347). Dieses »Wir« (wir New Yorker, wir Frankfurter, wir Darmstädter...) ist kein Ausdruck von Deckungsgleichheit möglicher Erfahrungen städtischer BürgerInnen. Eine Weltansicht, die eine Stadt als Wir-Beziehung setzt, bedeutet zunächst nichts anderes als die Erfahrung sozialer Umwelt in räumlich und zeitlicher Koexistenz (Schütz 1991, S. 227). Durch die Leibhaftigkeit des Miteinanders wird ein gemeinsames Bewusstsein, BewohnerInnen dieser Stadt zu sein, möglich, das noch keine Aussage über den Inhalt der Erfahrung dieses »Wirs« ermöglicht. »Wir« beziehen uns gemeinsam auf diese Stadt. Ob die Mitmenschen in der Bezugnahme die Stadt auf gleiche Weise deuten, kann man im Alltag nicht wissen, wie wohl man

dies häufig annimmt. Man lässt in der täglichen Praxis das »besondere Wie« des Aufbaues des Bewusstseins des oder der anderen gänzlich dahingestellt und begnügt sich damit zu wissen, dass einem räumlich nahe stehende Mitmenschen ähnliche Wahrnehmungsoptionen haben (ebd., S. 230). Die Erfahrung des »Wirs« in einer Stadt und als Stadt bedeutet nicht, dass diese Stadt Erfahrung homogenisiert. Ein »Wir« als konstitutiv zu setzen, negiert nicht die Existenz der Vielfalt der Lebenswelten. Soziologisch perspektiviert wird schlicht die Erfahrung vom »Wir«, welche die Erfahrung des Ichs überhaupt fundiert (ebd., S. 230; Scheler 1926, S. 475f.). Dies ist ein Gedanke, den auch Karl Mannheim ausarbeitet, wenn er schreibt, dass die »Vorbedingung der Selbsterkenntnis [...] die soziale Existenz« (Mannheim 1980, S. 213) ist. Wenn also, wie wir am Beispiel der Stadt Darmstadt zeigen konnten (Löw/Noller/Süß 2010), die Stadt in affekthaften Zuschreibungen, welche von Ruhe und Gelassenheit geprägt sind, erfahren wird, dann vermag man daraus keine Aussage darüber ableiten, was Ruhe und Gelassenheit für jeden einzelnen Darmstädter oder je nach Milieu bedeuten. Es mag der Eindruck dominieren, dass Probleme in dieser Stadt pragmatisch durch Konfliktvermeidung, langsame Entscheidungsfindung, Kommunikation, Kompromissbildung, Prozesse des Aushandelns sowie durch Schaffung einer günstigen Atmosphäre für gegenseitiges Kennenlernens gelöst werden (ebd., 264ff.). Dieser Eindruck wird jedoch für die PolitikerInnen im Rathaus anders gefärbt sein als für die Punker, die vor dem Rathaus ihren Treffpunkt haben. Mehr noch: Manche werden umso schneller reden, arbeiten, laufen in einer Stadt, die man alltagsweltlich als phlegmatisch erleben kann, andere wiederum passen sich dem Rhythmus der Stadt an. Das »Wir« in Darmstadt bezieht sich auf die Erfahrung von Entschleunigung. Wie Langsamkeit und Schnelligkeit deutend in Handeln der jeweiligen StadtbewohnerInnen und -besucherInnen eingehen, kann man im Alltag nicht wissen (wiewohl man im Alltag zur Komplexitätsreduktion Annahmen hierzu bildet). Als Soziologin jedoch kann ich den Sinn, den Menschen der jeweiligen Stadt ihren Handlungen geben, deuten: Und zwar auf beiden Ebenen: als Sinngewebe dieser Stadt und als ausdifferenzierte Deutungen nach sozialen Gruppen. Insofern fehlt der Stadtsoziologie ein Baustein der Theoriebildung, wenn sie in erster Linie entweder Aussagen über die Stadt an und für sich im gesellschaftlichen Ganzen oder über Milieus in Städten trifft.

Karl Mannheim steht für das Projekt, eine sinnverstehende Soziologie weiterzuentwickeln, die das Individuum in seinen deutenden Handlungen stets als sozial und räumlich verortetes denkt. Kein Bewusstseinsakt ist von dem Gefüge (Mannheim spricht auch von dem Gewebe), in dem man denkt und das man erlebt, zu trennen. Wissen entsteht im Rahmen gemeinsamen Schicksals, gemeinsamen Handelns und in der Konfrontation mit gemeinsamen Schwierigkeiten (ausführlich Mannheim 1985, Orig. 1929, S. 27ff.). Für Karl Mannheim ist die Kategorie der Erfahrung gerade nicht subjektzentriert als einzigartige Sinngeneese zu verstehen, sondern erfasst einen konjunktiven, d.h. die Gemeinschaft verbindenden, Erfahrungsraum. Was bei Alfred Schütz als Erfahrung sozialer Umwelt in räumlicher und zeitlicher Koexistenz betont wird, kann mit Karl Mannheim auf den Begriff des »konjunktiven Erfahrungsraumes« gebracht werden. Der Begriff des konjunktiven Erfahrungsraums meint das gemeinsame und damit verbindende Erlebnis, das sich über Generationslagen ebenso herstellen kann wie über ortsgebundene Gemeinschaft.

Mannheim stellt sich Erfahrung als Inkorporation vor. »Die Dinge können ›draußen‹ bleiben und dennoch ist das, was wir von ihnen in uns aufnehmen, eine Verschmelzung ihrer mit unserem Selbst, und ihre Erkenntnis ist nicht eine Distanzierung, sondern ein Aufnehmen ihrer in unseren existenziellen Bestand.« (Mannheim 1980, S. 208) Basis ist jener Vorgang, den Mannheim als »Kontagion« bezeichnet, eine »existenzielle Bezogenheit, ein spezifisches Einswerden mit dem Objekte« (ebd., S. 209). Wir schmecken, schreibt Mannheim, seine »seelische Eigenart« (ebd.). Mit den »räumlichen Sensorien«, so schreibt Mannheim weiter, werde zugleich »unsere Seele affiziert« (ebd.). Das Aufnehmen (einer Stadt) in die gewonnene Weltsicht ereignet sich, so kann man Mannheim zusammenfassen, durch den Umgang mit derselben, das Riechen, Tasten, Sehen, Hören oder schlicht durch die Einbettung von Erfahrung (vgl. auch Giddens 1988; Loer 2007). Hans-Georg Gadamer beschreibt diese Inkorporierung explizit als Merkmal der Stadt und leitet genau hieraus die gestaltgebende Wirkung als eigene Einheit ab, wenn er schreibt, die Stadt sei »eine Welt, die man nicht von vornherein in objektiver Distanz eines Gebildes anschaut, sondern in der man lebt, die einem ins Blut geht und deren Gestalt sich langsam dem in ihr lebenden so heraushebt, wie sie sich selbst aus dem geschichtlichen Prozess ihres Wachsens zu ihrer nie ganz fertigen und vollendeten Gestalt bildet« (Gadamer 1977, S. 85).

Nun spricht Karl Mannheim nicht nur von Erfahrung, sondern vom konjunktiven Erfahrungsraum, weil soziale Prozesse keine individuellen, sondern kollektive Vorgänge sind. Er konstruiert einen gemeinsamen Erfahrungsraum – in dem hier diskutierten Fall wäre das die Stadt – welcher gemeinsames Erkennen, deutendes Handeln, nicht nur möglich macht, sondern auch nahelegt. Erfahrungsgemeinschaften sind vielfältig denkbar, als eine mögliche und für die Soziologie relevante lässt sich die *Erfahrung durch eine Stadt* verstehen. In diesem Sinne hat nicht nur Thomas Mann (1960, Orig. 1926) die Stadt Lübeck als Auslöser einer persönlichen Lebensform, -stimmung und -haltung beschrieben, sondern auch Nikolai Anziferow versucht, die »Seele Petersburgs« (2003, Orig. 1922) als Erfahrungsgemeinschaft zu verdichten. Um jedoch Stadterfahrung Fremden zu vermitteln und nicht allein der Gegenwärtigkeit zu verschreiben, bedarf es – so Mannheim – der Sprache, der Namensbildung (Mannheim 1980, S. 218). Der Begriff »Stadt« übernimmt die Funktion als Allgemeinbegriff ein verdichtetes, auf Heterogenität basierendes soziales Leben vom Land und vom Nationalstaat zu unterscheiden. Als solcher tilgt der Begriff »Stadt« mit Recht die Verbundenheit mit der Erfahrung, die ihn fundiert. Daneben stehen Petersburg, Lübeck oder jeder andere Stadtnamen als Worte in benennender Funktion. Sie verweisen auf anschauliche, erlebnisbasierte Erfahrungsgemeinschaften. Mit dieser Namensgebung wird es möglich, über Paris vieles zu wissen, ohne je dort gewesen zu sein. Sie ermöglicht, die Stadt als Ganzes oder als Einheit im Sinne einer mit einem Namen versehenen zeitweiligen Synthese, ohne geschichtliches Abschlusstelos, zu verstehen. Es ist die, auch auf widersprüchlichen Prozessen basierende, gestaltgebende Deutung als Zusammenhang.

Eine andere, gleichwohl ergänzende, Antwort auf die Frage nach der Vermittlung von Erfahrung und dem historischen Fortbestand von Deutungen gibt das Konzept der Institutionalisierung. Eine entscheidende Dimension für die Herausbildung eines überindividuellen Erfahrungszusammenhangs ist die Habitualisierung von Klassifikationen, Relevanzmustern und Praktiken, die sich als Lösungsstrategien bewährt haben. Mit Berger/Luckmann lässt sich Institutionalisierung als jener Prozess verstehen, in dem »habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden« (Berger/Luckmann 1980, S. 58). Reziproke Typisierungen von Handlungen sind das Resultat einer gemeinsam geteilten Geschichte, sie machen aus individuellen Handlungen typische Handlungen und aus Individuen Typen. Institutionalisierung meint so-

wohl das für-selbstverständlich-Erachten von Wissensbeständen als auch die Orientierung des Handelns an den geteilten Wissensbeständen. Für die Stadtsoziologie ist die lokalspezifische Formierung dieser selbstverständlichen Handlungsweisen insofern von Bedeutung als sie den Blick auf die Formierung spezifischer Erfahrungsräume ermöglicht. Helmuth Berking und Jochen Schwenk (2011) können für Rostock und Bremerhaven zeigen, in welchem Maße Stadtgestalt, städtisches Imaginäres und kulturelle Dispositionen korrespondieren. Rostock, die traditionelle Händler- und Bürgerstadt, versammelt Menschen, Geschichten und Dinge in ihren Mauern, Bremerhaven als industriekapitalistische Hafengründung dagegen, verschifft und verteilt sie. Während sich das deutende Handeln in Rostock mit städtischer Fülle und starker Identifikationen verbindet, bleibt die für Bremerhaven stilprägende Sinnkonstruktion an die Erfahrung von städtischer Leere und technikgebundenen Krisendiskursen verhaftet. Auf diese Weise organisiert sich Erfahrung in den beiden deutschen Hafenstädten auf grundlegend verschiedene Weise und öffnet ungleiche Handlungspotentiale und Krisenbewältigungsstrategien für die Bewohnerschaft. Trotz der Existenz individueller und gruppenspezifischer Deutungen bleibt somit der Befund bedeutsam, dass eine Stadt (sagen wir New York) Erzeugnis gegenwärtigen und vergangenen Handelns ist und als solche objektiviert wird, d.h. sie wird benannt, typisiert, institutionalisiert und habitualisiert. Im Akt der deutenden Setzung liegen zugleich rekonstruierbare Wissensbestände über die Städte im Allgemeinen wie im Konkreten.

Allgemeiner formuliert heißt das, dass sich in jeder Stadt spezifische Wissensbestände herausbilden, die auf habitualisierter Erfahrung basieren und in Benennungen münden. Im Prozess des Vertrautwerdens mit einer Stadt bilden sich Erfahrungsgemeinschaften heraus, die Regelzusammenhänge vor Ort kennen und ihnen Sinn zuschreiben, die diese Erfahrung in Wort und Bild jedoch auch verbreiten. Dieser Prozess der existenziellen Bezogenheit auf die Stadt kann als »Eigenlogik der Städte« auf den Begriff gebracht werden (zum Begriff der Eigenlogik vgl. folgende Veröffentlichungen im Kontext der Darmstädter Stadtforschung: Berking 2008, Bockrath 2008, Gehring 2008, Janowicz 2008, Löw 2008, Zimmermann 2008). »Eigenlogik« erfasst praxeologisch die verborgenen Strukturen der Städte, als vor Ort eingespielte, zumeist stillschweigend wirksame Prozesse der Sinnformung mitsamt ihrer körperlich-materiellen Einschreibung (vgl. zur »praktischen Logik« Bourdieu 1976, S. 228ff.). In

diesem Sinne bezeichnet »Eigenlogik« auch eine Konstellation spezifisch zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen, mittels derer sich Städte zu Sinnprovinzen (Berger/Luckmann 1980, S. 28ff.) verdichten. Eigenlogiken werden in regelgeleitetem, routinisiertem und über Ressourcen stabilisiertem Handeln permanent aktualisiert und gegebenenfalls mehr oder weniger spürbar (wiederum »eigenlogisch«, das heißt auf eine für die jeweilige Stadt typische Weise) verändert. Der Begriff der Eigenlogik fokussiert die Einsicht, dass sich unhinterfragte Gewissheit über *diese* Stadt in unterschiedlichen Ausdrucksgestalten im Handeln finden und insofern rekonstruieren lassen. Die Grenzen einer Stadt können hierbei konzeptuell nicht als Verwaltungsgrenzen, sondern nur als Sinn-grenzen der Stadt gedacht werden, die über Benennung, aber auch über gemeinsame Erfahrung rekonstruiert werden.

Eine sinnverstehende Stadtsoziologie kann sich nicht mit der Erklärung der Rolle von Städten für die Gesellschaftsentwicklung begnügen. Sie fragt nach der Spezifik des Gewebes einer Stadt – nicht nur als Struktur-differenz, sondern auch als alltägliche Deutungsdifferenz. Sie rekonstruiert die Gemeinsamkeit in der Erfahrung je nach sozialen Gruppen und fragt nach der Ausdifferenzierung der Deutungen. Sie trachtet danach, die Vielfalt des deutenden Handelns je nach Stadt zu verstehen und zu systematisieren, um Unterschiede möglicher Erfahrungen aufzuzeigen. Die Forschung zur Eigenlogik der Städte kann die soziale Ungleichheitsforschung um eine weitere Perspektive ergänzen: die unterschiedliche Verteilung von Lebenschancen je nach Stadt, gebunden an die jeweiligen städtischen Praxisformen. Sie untersucht wie gemeinsam geteilter Sinn in den Städten und je nach Stadt entsteht und fortbesteht, wann Bedeutungen objektiviert werden und wie Menschen sich die scheinbaren Tatsachen wiederum deutend aneignen. Wenn menschliche Praxis unumgänglich eine interpretative ist, dann stellt sich die Frage, wie in einer urbanisierten Welt die Städte in die Lebenswelt integriert werden und wie eben dieser Prozess kommunikativ verhandelt wird.

9. Schwarzsein

Zur Eigenlogik von Salvador de Bahia

»Salvador de Bahia: Stadt der Schwarzen« übertitelt mein Reiseführer das einführende Kapitel (Taubald 2007); das »afro-brasilianische Juwel des Landes« klassifiziert der andere Reiseführer (St. Louis et al. 2008) die Stadt. Salvador ist die drittgrößte Stadt Brasiliens, bis 1763 war sie Hauptstadt der portugiesischen Krone und bedeutendste Hafenstadt insbesondere für den transatlantischen Sklavenhandel an der östlichen Atlantikküste. Zwischen 1450 und 1870 trafen etwa fünf Millionen AfrikanerInnen, hauptsächlich von der Guineaküste Westafrikas sowie Angolas, lebend in Nordostbrasilien ein (Rothfuß 2007b, S. 237; Curtin 1990; Andrews 1998). Viele landeten und blieben in Salvador. In keinem anderen Land hielt sich die Sklaverei fast 350 Jahre lang. Heute »leben in Brasilien mehr als doppelt so viele Menschen afrikanischer Abstammung wie in den USA« (Schaeber 2006, S. 322).

Zu den unumstößlich wirkenden Weltansichten gehört heute in Brasilien, dass sich die verschiedenen Einwanderergruppen, wie auch die überlebende indigene Bevölkerung, so vermischt hätten, dass »mixed racial origins« (Bailey 2008) der Normalfall seien. Insbesondere der Historiker und Soziologe Gilberto Freyre hatte in seinen Schriften die These vom brasilianischen *melting pot* populär gemacht. In seinem Werk »Casa grande e senzala« (1933, auf Deutsch »Herrenhaus und Sklavenhütte«, vgl. Freyre 1982) schrieb Freyre eine Art Ursprungsmythos fest, demzufolge sich die weißen Kolonialherren in Brasilien so systematisch mit den Sklavinnen gepaart hätten, dass ethnische Mischung heute nationales Merkmal sei. Folge dieser sozialen Konstruktion kontinuierlicher Durchmischung ist es, dass *race* und Ethnizität in Brasilien weniger zur Strukturierung sozialer Wirklichkeit herangezogen werden als zum Beispiel in den USA (Schaeber 2006; Bailey 2008). Hieraus resultiert eine größere

Farbenblindheit im Alltag, aber auch eine Tabuisierung doch existierender Rassismen. Die Rolle von Städten für die Wirkmächtigkeit nationaler Ursprungsmythen ist bislang vornehmlich auf der Ebene von Stadtbildern untersucht worden (zum Beispiel Dörhöfer 1992; 2002), das heißt die Stadt an und für sich wurde in ihrer symbolischen Besetzung für nationale Projekte analysiert. Unberücksichtigt blieb dabei weitgehend, dass einzelnen Städten eine besondere Rolle im Städteverbund als Beleg für die nationale Konstruktion zukommt. Wenig Beachtung findet auch, wie Globalisierungs- sich mit Nationalisierungseffekten sowie der Eigenlogik einer Stadt (Berking/Löw 2008; Löw 2008) vermengen. Im Folgenden soll die Reproduktion eigenlogischer Strukturen im Sinne einer für die Stadt Salvador de Bahia spezifischen Form der Vergesellschaftung untersucht werden. Dabei geht es nicht um Mythen und Ideologien, sondern um eine Praxis vor Ort und auf einen Ort bezogen, in der gemeinsam geteilter Sinn generiert und reproduziert wird. Insofern ist der Aufbau der Argumentation notwendig kulturtheoretisch angelegt.

STADTSOZIOLOGIE ALS KULTURTHEORIE

Als Cultural Turn kann jene Wende im Denken bezeichnet werden, durch die ein bedeutungs- und wissensorientierter Kulturbegriff stärker zur Erklärung sozialer Phänomene herangezogen wird als zuvor in der Geschichte der Soziologie (Moebius 2009). Seit dem Cultural Turn hat auch die Stadtsoziologie ihre Verfahren zur Weltdeutung erweitert. Eine Soziologie der Stadt, welche den Blick nicht nur auf Verhältnisse *in* den Städten, sondern auch auf *Städte* als Gegenstände sozialwissenschaftlicher Analyse richtet (Berking/Löw 2005), versteht nunmehr die Stadt als spezifische Vergesellschaftungsform und Sinnprovinz, »deren basale Logik auf Verdichtung und Heterogenisierung beruht« (Berking 2008, S. 29). Dichte ist »eine Temperatur, ein Hitzegrad, der die Reaktionsfähigkeit zwischen heterogensten Elementen bereitstellt und die unmöglichsten Verbindungen Wirklichkeit werden lässt« (ebd., S. 21). Jede Stadt wird folglich als verdichtete Sinn- und Wissensordnung konzipierbar und somit kulturtheoretisch interpretierbar. Dies meint keineswegs den Ausschluss wirtschaftlicher Praktiken aus der Stadtanalyse, sondern eine als Kulturtheorie sich begreifende Stadtsoziologie richtet das Augenmerk auf kulturelle Codes, Deutungsmuster, Repräsentationen und Sinnhorizonte,

um jene symbolischen Ordnungen zu begreifen, die jede Art von Praktiken (seien sie politischer, wirtschaftlicher, religiöser oder anderer Provenienz) ermöglicht oder beschränkt. Ausgehend von der Annahme, dass die Stadt eine »genuin eigenständige Vergesellschaftungsform« ist (ebd., S. 17), werden Städte auch als spezifische Sinnprovinzen begreifbar, welche durch implizite Bedeutungszuschreibungen Handeln in spezifischer Weise provozieren. Als »Eigenlogik der Städte« begrifflich gefasst, werden kollektive und zeitlich überdauernde Handlungsmuster untersucht, die – kulturellen Codes und kollektiven Sinnhorizonten folgend – soziale Reproduktion in Städten verstehbar machen (Matthiesen 2008).

In der theoretischen Operation, die Vielfalt städtischer Praktiken auf basale gemeinsame Sinnbezüge zu befragen, liegt die kulturtheoretische Fassung einer auf Unterscheidung und Vergleichbarkeit zielenden Stadtsoziologie (Berking/Löw 2008; Löw 2008). Kultur wird hierbei, zum Beispiel mit Bezug auf Pierre Bourdieus Logik der Praxis, als »wissensabhängige soziale Praktiken« (Reckwitz 2005, S. 94) verstanden. Diese Praxis ist »ein zwangsläufig immer körperlich verankerter Komplex von implizit sinnhaft organisierten, routinisierten Verhaltensweisen« (ebd., S. 98f.), weshalb sich Städte an ihrem Gang erkennen lassen wie Menschen (vgl. Berking 2008, Robert Musil zitierend). Eine kulturtheoretische Fassung der Stadtsoziologie mit ihrem Fokus auf Sinnkonstitution und Praxis integriert Zeit und Raum, indem Praktiken stets in ihren Verweisen und Bezügen auf gleichzeitig in der Ferne und zuvor in der Geschichte liegende Handlungsabfolgen untersucht werden. Diese Praxis ist notwendig sowohl über die Verdichtung von gebauter Umwelt sowie von Material und Stoffströmen als auch über die Einschreibung in den Körper organisiert (ebd., S. 28). In diesem Sinne behauptet eine kulturtheoretisch fundierte Stadtsoziologie auch nicht voraussetzungsreich einen über den Kulturbegriff kommunizierten Gestaltwandel der Gesellschaft, sondern meint explizit die Einnahme einer »auf Eigensinn und Differenz justierten Optik« (Berking 1989, S. 19, hier S. 27).

Salvador unterscheidet sich architektonisch, wirtschaftlich und in seiner ethnischen Zusammensetzung so fundamental von Städten wie Rio de Janeiro, São Paulo oder Brasília, dass Sinnhorizonte sich hier auf selbstverständliche Weise anders formieren als dort. Ausgehend von der Annahme, dass sich heute keine Stadt – schon gar nicht eine Stadt mit drei Millionen Einwohnern – jenseits von Globalisierung und Nationali-

sierung entwickelt, frage ich im Folgenden nach den spezifischen Praktiken der Vernetzung, Symbolisierung und Deutung in Salvador.

Salvador ist eine von Kolonialisierung geprägte Stadt. Immanuel Wallerstein (1974) oder auch Jürgen Osterhammel und Niels Petersson (2007) zufolge ist Kolonialisierung als frühe Form der Globalisierung zu verstehen. In globalgeschichtlicher Perspektive wird um 1450/1500 der Beginn der Neuzeit im Sinne einer sich globalisierenden Epoche gesetzt. Globalisierung benennt den Sachverhalt weltweit gestiegener Vernetzungen und Abhängigkeiten (Dürrschmidt 2002, S. 12): Globalisierung selbst ist keine »Kraft«, die etwas auslöst, sondern der Begriff für die empirisch beschreibbaren Beziehungsnetze. Die weltweiten Austausch- und Abhängigkeitsbeziehungen lassen sich aufgliedern in verschiedene Qualitäten, und zwar maßgeblich in Vernetzungsleistungen wirtschaftlicher Art (Handelsbeziehungen, Finanzmärkte und so weiter), technologischer Art (elektronisches Netz, Transportbahnen, Strom- und Wasserversorgung und so weiter) und kultureller Art (Austausch von Ideen und Konsumprodukten, aber auch die Mobilität im Tourismus oder durch Migration und so weiter).

Brasilien war über die Kolonialherrschaft weltweit vernetzt, auch weil die Portugiesen – anders als die Spanier – nicht den Aufbau eines territorialen Kolonialreichs anstrebten (Osterhammel/Petersson 2007, S. 36). »Die Portugiesen [...] kamen, um mitzunehmen.« (Bartel 2008, S. 7) Sie verfolgten ein gleichsam fluides Imperiumskonzept basierend auf Warenströmen (ebd.). Wo immer es möglich erschien, dort gliederten sie sich in bestehende Handelsnetze ein; wo das unmöglich blieb, versuchten sie möglichst effektiv, Warenströme zu erzeugen.

Im Folgenden wird es also darum gehen, wie vor dem Hintergrund einer langen Globalisierungstradition bei gleichzeitiger Herausbildung des Nationalstaates Brasilien und unter den Bedingungen spezifischer portugiesischer Prägung sich in Salvador de Bahia eigene »Orthodoxien« (Berking 2008, S. 28) geformt haben, die heute den Deutungsrahmen für Praxis bieten. Die Frage impliziert, dass Lokales, Nationales und Globales nicht als vorgegebene territoriale Einheiten begriffen, sondern als sozial konstruierte und historisch sich verändernde Größen gedacht werden (Berking 1998; 2006). Es geht um Globalisierung, Nationalisierung, Regionalisierung und Urbanisierung als Herstellungsprozesse. Daher wird Skalierung relational begriffen: Jede Dimension (städtisch/salvadorianisch, regional/bahianisch, national/brasilianisch, global/postkolonial)

zieht ihre Plausibilität aus der Abgrenzung zur je anderen. Eine solche Fragerichtung beinhaltet die Möglichkeit, die Stadt als vergesellschaftende Dimension neben Nationalstaat und globale Netzwerke zu stellen (im Einzelfall ergänzt durch starke regionale Systeme, hier: Bahia) und deren gegenseitige Bezugnahme zu analysieren. Die Frage nach Globalisierung in Salvador de Bahia rückt die Dichte dieser Stadt im Sinne lokaler, nationaler und globaler Elemente und Verbindungen in den Blick. Sie zielt auf das Verständnis von Einschluss über Verdichtung als »Intensitätssteigerung« (Berking 2008, S. 21). Immer überlagert sich Lokales, Nationales und Globales. Städte sind deshalb so ertragreiche Gegenstände für kulturtheoretische Beobachtung, weil sie Orte sind, an denen die Welt in spezifischer Form Bedeutung erlangt (Berking 2002, S. 14).

VERMISCHEN ALS EIGENER WEG IN DIE MODERNE

Salvador de Bahia »repräsentiert heute im kollektiven Gedächtnis weiterer Bevölkerungsschichten die eigentlich ›authentische‹ und ›traditionelle‹ brasilianische Identität« (Rothfuß 2007a, S. 41; vgl. Augel 1991, S. 9). Salvador gilt als Belegstadt für die Verschmelzung der ethnischen Gruppen und wird im Alltag gerne als »Wiege« Brasiliens bezeichnet. »Vermischen« steht in Brasilien für den eigenen Weg nach der Kolonialisierung. Die ethnisch gemischte Gesellschaft überwindet die Reinheitsvorstellungen Europas ebenso wie die Rassenlehre der USA, in der jede Ethnie identifiziert und das Zusammenleben differenter Gruppen zum Ziel wird. In Brasilien wird vermischte Herkunft zur Regelannahme für jedes einzelne Individuum. Vermittelt über den hohen Anteil von AfrobrasilianerInnen in Salvador de Bahia und die spezifische Geschichte der Stadt als Anlaufstelle für die Sklavenverschiffung sowie als koloniale Hauptstadt qualifiziert sich Salvador dazu, den Beweis für Brasiliens eigenen Weg in die Moderne zu liefern.

Im brasilianischen Zensus werden als Kategorien zur ethnischen Klassifikation der Bevölkerung *branco* (weiß), *pardo* (braun), *preto* (schwarz), *amarelo* (gelb, im Sinne von asiatischer Herkunft) und seit 1991 auch *indígena* (indigen) verwendet. Zieht man die nicht-weißen Menschen zu einer Gruppe zusammen, so kann man von einem Fünfzig-Prozent-Anteil schwarzer Bevölkerung sprechen; den Zensus-Kategorien zufolge liegt der Anteil Schwarzer bei sechs Prozent (Bailey 2008). Für Salvador wird

die Aussage, der Anteil der schwarzen Bevölkerung in der Stadt liege bei 75 Prozent (zum Beispiel Schaeber 2006) ebenfalls nur über die Addition verschiedener Bevölkerungsgruppen zu einer sozialen Einheit erreicht. Das allerdings widerspricht der Selbstwahrnehmung und den Alltagsbezüge völlig. Stanley R. Bailey (2008) stellte anstelle der Zensus-Fragen (»Welcher dieser Begriffe beschreibt Ihre Farbe oder Rasse am besten?«) offene Fragen: zum Beispiel »Welche ist Ihre Hautfarbe oder Rasse?«. Das Ergebnis war, dass die Selbstklassifikationen sich in zwölf Hauptkategorien ausdifferenzieren, welche zum Teil sich über Farben, zum Teil aber auch über Vorfahren bestimmen. Gleichzeitig ist zu beobachten, dass Selbst- und Fremdzuschreibung keineswegs eindeutig sind. Es kommt vor, dass Menschen aufgrund von Körpermerkmalen wie krause Haare, Statur und Nasenform als »schwarz« bezeichnet werden oder sich bezeichnen, obwohl sie eine weiße Hautfarbe haben. Umgekehrt führt eine schwarze Haut bei glatten Haaren und hellen Augen zu Verwirrung. Insgesamt gilt, dass »schwarz« extrem selten zur Selbstbeschreibung herangezogen wird und eher Kategorien wie *pardo* (braun) oder *mulatto* bevorzugt werden. »Afrobrasilianisch« ist ein politischer Begriff, aber keine Klassifikation zur Typisierung.

Das bedeutet, dass Aussagen wie »Salvador de Bahia: Stadt der Schwarzen« (Taubald 2007) oder Salvador de Bahia sei das »afro-brasilianische Juwel des Landes« (St. Louis et al. 2008) in hohem Maße eine Abstraktion von der Alltagserfahrung sind. Dennoch greift es zu kurz, diese als werbewirksame Außendarstellungen zu begreifen. In über vierzig Gesprächen mit Architekten und Stadtplanerinnen, Geografen und Soziologinnen, Taxifahrern und Reinigungsfrauen, Pförtnern und Übersetzerinnen in Salvador erhielt ich stets eine ähnliche Antwort auf meine Frage, wie sie das Herz der Stadt beschreiben würden. Die Frage nach dem Herzen der Stadt sollte die für Salvador unzutreffende Frage nach Zentralität umgehen und zugleich die Beschreibung emotionaler Qualitäten der Stadt hervorlocken. Auf diese verwirrende Frage einer Europäerin, zudem weißer Hautfarbe, fanden die Befragten – je nach Bildungshintergrund ausdifferenziert – doch einen ähnlichen Fluchtpunkt: Das Herz von Salvador sei schwarz, es schlage ein schwarzer Rhythmus in der Stadt, oder auch: Das Herz der Stadt sei die afrobrasilianische Kultur. Unabhängig davon, wie man die eigene Hautfarbe beschreiben würde, gibt es eine Einigung

in der Stadt darüber, dass im Afrobrasilianischen oder Schwarzen ein gemeinsamer Bezugspunkt des Handelns liegt.¹

Nachvollziehbar ist, dass »schwarz« und »afrobrasilianisch« abwechselnd zur Antwort werden, da Vorfahren und Hautfarbe/Physiognomie gleichermaßen etablierte Bezugspunkte der (Selbst)Klassifikation sind, wie auch die offiziellen Fragen im Zensus nach *cor ou raça* (Farbe oder Rasse) zeigen. Im Antwortverhalten spiegeln sich theoretisch-politische Präferenzen, Bildungsgrad und Gewohnheiten. Die »Wiege des Landes« wird als afrobrasilianisch und schwarz charakterisiert.

Das war nicht immer so. Claude Lévi-Strauss schildert noch für die dreißiger Jahre folgenden Vorfall in Salvador:

»Ich war ganz darin vertieft, architektonische Details zu fotografieren, verfolgt von einer Schar halbnackter Negerkinder, die mich bestürmten: ›tira o retrato! tira o retrato!‹ ›Bitte, ein Foto!‹ Gerührt von einer so anmutigen Bettelei – um ein Foto, das sie, anders als eine Münze, niemals zu Gesicht bekommen würden –, war ich bereit, die Kinder zufriedenzustellen und die Kamera auf sie zu richten. Ich war noch keine hundert Meter weitergegangen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte: zwei Zivilbeamte, die mir Schritt für Schritt auf meinem Spaziergang gefolgt waren, belehrten mich, daß ich einen feindseligen Akt gegenüber Brasilien begangen hätte – sicherlich weil das Foto, in Europa veröffentlicht, der Legende Vorschub leisten könnte, daß es Brasilianer mit schwarzer Hautfarbe gibt und daß die Kinder von Bahia barfuß herumlaufen.« (Lévi-Strauss 1998, Orig. 1955)

Es bleibt unklar, ob Lévi-Strauss' Hypothese, dass die schwarzen Brasilianer im Verborgenen bleiben sollen, stimmt. Belegt ist jedoch, dass in den siebziger Jahren in Salvador eine »Re-Afrikanisierung« (Risério 1981) stattgefunden hat, welche zunächst politisch im Movimento Negro Unificado (gemeinsame Bewegung der Schwarzen; vgl. Bailey 2008) sowie in der

1 | Selbstverständlich bin ich mir darüber bewusst, dass die Antworten auch von dem Wunsch beeinflusst sein könnten, mir als weißer Europäerin ein bestimmtes Bild von Brasilien und von Salvador zu vermitteln. Allerdings ist die Kraft, mit der durch viele Alltagshandlungen – von der Inszenierung von Schaufenstern über die Inszenierung öffentlicher Empfänge bis hin zu Selbstvergewisserungsdebatten auf Portugiesisch unter den Studierenden – das Schwarze als gemeinsamer Kern gesetzt wird, zu stark, als dass man die Antworten vorschnell als reine Reproduktionen von Werbeslogans fassen könnte.

Musik und der Karnevalsindustrie ihren Ausdruck fand (Schaeber 2006). Wenn heute Salvador gleichzeitig als Wiege der Nation und als schwarze/ afrobrasilianische Stadt erfahren wird, dann gelingt in dieser Zusammenführung erstens die Erfindung einer Tradition (afrikanisch), die vor der Kolonialisierung liegt und den eigenen Weg in die Moderne erst plausibilisiert, sowie zweitens die Überschreibung der Versklavung mit Afrikanisierungserzählungen. Heute wird das Schwarzsein als »eigene Kultur« ausgestellt, der zum Beispiel dadurch Ausdruck verliehen wird, dass in der Cafeteria der Universität freitags afrikanisches Essen serviert wird, das Amt für Tourismus für Verkäuferinnen von afrikanischem Essen auf der Straße traditionelle Kleidung festschreibt, ein afrobrasilianisches Museum eröffnet wurde und so weiter.

VON DER SKLAVENHERRSCHAFT ZUR SCHWARZEN UND AFROBRASILIANISCHEN KULTUR

Räumlich und symbolisch findet die um Sklaverei herum organisierte Geschichte der Stadt ihren stärksten Ausdruck im Pelourinho. Pelourinho ist gleichzeitig der Name für ein von den Portugiesen nach Lissaboner Vorbild geschaffenes Oberstadtquartier (heute in großen Teilen UNESCO-Weltkulturerbe) und der portugiesische Ausdruck für »Schandpfahl« (genutzt zur Folterung der Sklaven).

Das Quälen der Sklaven, markiert über den Schandpfahl, ist Namensgeber für jenes Ensemble mit spätkolonialer Architektur geworden, welches das historische Zentrum bildet. Hier lebten die Zuckerfabrikanten mit den Sklaven vom 16. bis 19. Jahrhundert (Rothfuß 2007a, S. 41), wobei die Sklaven, sofern sie im Haus arbeiteten, in den Erdgeschossen der Herrenhäuser lebten, wohingegen die Adelsfamilien die großzügigen Räume in den Obergeschossen bewohnten (ebd., S. 44).

Abb. 1: Pelourinho, Gedenkveranstaltung zum Mauerfall in Deutschland, Oktober 2009



Quelle: Jutta Güldenpfennig

Fragt man in Gesprächen statt nach dem Herzen nach dem Zentrum der Stadt, wird man entweder auf die modernen ökonomischen Zentren mit angegliederten Wohneinheiten, wo für die Mittelschicht viele Fäden zusammenlaufen (insbesondere der Stadtteil Iguatemi), oder auf – auch touristisch genutzte – strandnahe Areale (zum Beispiel Barra) verwiesen, die sich vor allem durch ihren Freizeitwert auszeichnen. Barra ist stärker der Ort eines städtischen Lebensgefühls. Das Viertel ist dichter und heterogener, hier und da erinnert noch spätkoloniale Architektur an historische Schichtungen. Iguatemi ist ein sozial relativ homogenes Wohn-, Arbeits- und Einkaufsquartier. Den Pelourinho, die Altstadt, nennen die Befragten nur auf Nachfrage. Ja, das sei der Ort ihrer Geschichte, bemerken sie, aber die Älteren haben den Pelourinho weitgehend aus ihrer mentalen Landkarte gestrichen. Er sei einfach zu gefährlich. Die Jüngeren gehen zu Konzerten am Abend in das Quartier, gegen den Widerstand ihrer Eltern. Schlicht durch die Praxis von Gewalt und Raub werden – zumindest am Abend und am Wochenende – Pläne der Tourismusindustrie für eine

Positionierung des Viertels als koloniales Erbe unterlaufen und der Ort als Lebensraum armer schwarzer Familien markiert. »Die ehemaligen Sklaven [übernahmen, M.L.] die von ihren Herren verlassenen Häuser« heißt es in einem deutschen Fachbuch zum Pelourinho bereits in den achtziger Jahren (Augel/Parente-Augel 1984, S. 114). Der Pelourinho, Wahrzeichen der afroamerikanischen Kultur, verfiel im 20. Jahrhundert zum Ghetto für die arme, eher schwarze Bevölkerung. Die Praxis der Sanierung erfolgte schließlich auf geradezu beispielhaft sozial unverträgliche Weise, einseitig auf Tourismus orientiert und unter weitgehender Vertreibung der Bevölkerung (ausführlich: Rothfuß 2007a/b). Entstanden ist ein disneyfiziertes Quartier, das zum schwer kontrollierbaren Ort potentieller Gewalt wurde, nahezu ohne Wohnfunktion, dafür mit vielen Hotels und touristischer Infrastruktur.²

Salvador ist heute eine multizentrale Stadt. In Europa ist das Stadtzentrum meistens der Ort höchster symbolischer Bedeutung. Alles ist darauf ausgerichtet, dass es gut zu erreichen ist. Raumbestimmend ist das Ensemble von Marktplatz, Kirche und Rathaus. Es symbolisiert auf diese Weise die Gleichzeitigkeit von christlichem Glauben und bürgerschaftlicher Selbstbestimmung. In Nordamerika hat man sich als Gegenentwurf zur feudalen und bürgerlichen Tradition von Anbeginn an kommerziellen Zentren orientiert. Central Business Districts als Konzentration von Banken, Konzernzentralen, Einkaufszentren, Hotels, Kultureinrichtungen und hochpreisigen Wohnungen bilden die Orte der Zentralität.

Bemerkenswert an Salvador de Bahia ist, dass die kommerziellen Zentren in den Alltag integriert sind und als städtische Mittelpunkte funktionieren, gleichzeitig jedoch eine räumliche Orientierung auf eine »Innenstadt« (Barra und Pelourinho: zwanzig Kilometer und mehr von den Dienstleistungszentren entfernt) nie ganz aufgegeben wurde. Hier finden sich Theater, Universität, Museen, Rathaus, Kathedrale und so weiter.

In Salvador ergänzen die nach nordamerikanischem Vorbild entwickelten neuen Zentren die kolonialen Zentren; sie ersetzen sie nicht, sie fügen sich nebeneinander und stehen heute für unterschiedliche Kulturelemen-

2 | Allerdings wäre eine Wohnnutzung im Bestand insofern auch nur schwer zu realisieren gewesen, als durch die hohe Luftfeuchtigkeit Schimmel in den Wänden eine Selbstverständlichkeit ist. Die Enge der Gassen macht zudem die Zugänglichkeit mit dem Auto schwierig, so dass eine mit Gewalt und Kriminalität vertraute Mittelschicht wenig Gründe findet, ausgerechnet dort eine Wohnung zu beziehen.

te. Modernisierung, Ausrichtung auf Individualverkehr, Verdichtung, Vertikalisation und tendenziell Entmischung waren Handlungsmaximen, nach denen die Stadt über lange Zeit und bis heute weiterentwickelt wurde (Coy 2007, S. 58). Wie vielerorts, so stieg auch in Salvador mit dieser Form von Modernisierung die Suche nach Erinnerung. Der Pelourinho wurde aus der Vergessenheit gerissen und zur Sanierungsenklave, mit der man versuchte, etwas Eigenes neben die Orte moderner Globalisierung zu setzen. Dabei erfuhr der Ort – auch beeinflusst durch globale Ströme wie die Schwarzenbewegung – zwei Umdeutungen: erstens wurde die Erinnerung an das portugiesische Erbe zugunsten eines afrobrasilianischen Erbes in den Hintergrund gedrängt, zweitens verschwand die Erinnerung an 350 Jahre Sklavenherrschaft durch eine Übersetzung des Erbes in »schwarze Kultur«. Heute steht kein Denkmal, wo einst der Schandpfahl stand. Im afrobrasilianischen Museum werden BesucherInnen mit Riten und Gebrauchsgegenständen, aber nicht mit Unterdrückung vertraut gemacht. Vor den Geschäften stehen Frauen in traditionellen Kleidern, um KäuferInnen zu locken, und in den Gassen trommeln die afrobrasilianischen Gruppen bei öffentlichen Proben.

Ob im Souvenirangebot oder im Museum für afrobrasilianische Kultur, ob im Essen oder in Selbstbeschreibungen seit den späten siebziger, frühen achtziger Jahren verschiebt sich die Perspektive auf die koloniale Vergangenheit hin zu einer Stilisierung der Versklavungsgeschichte als resistenter Erhalt afrikanischen Erbes. Sklaverei als zutiefst moderne, global vernetzte und unterwerferische Handlungsform wird durch die Reinszenierung vormoderner afrikanischer Traditionen ersetzt (ausführlich Gilroy 1993, S. 189ff.). Als Zeichen einer kolonialgeschichtlichen Vergangenheit existiert der Pelourinho weit oberhalb der Stadt, planerisch nur unzureichend erschlossen und mit dem Rest der Stadt verbunden – aber kaum einer geht hin (nur TouristInnen, VerkäuferInnen und widerständige Jugendliche). Zwar ist es gelungen, den Pelourinho mit positiv bewerteten Einschreibungen zu belegen: mit den *blocos afros*, mit der Globalisierungsgeschichte von Olodum als berühmtesten Repräsentanten afrobrasilianischer Musik, mit Michael Jacksons Pelourinho-Video und Paul Simons Integration afrobrasilianischer Rhythmen (von Olodum) in sein Album *Rhythm of the Saints* – allerdings ausschließlich über strategische, um Musik und Tanz herum organisierte Netzwerkarbeit, deren Inhalte auf zahlreichen als traditionell erfahrenen Elementen basieren (Schaeber 2006, S. 322).

Salvador ist eine multizentrale Stadt, aber entgegen weit verbreiteter Annahmen (zum Beispiel bei Lefèbvre 1991, S. 342; Morley 1997, S. 8; Hall 1999, S. 445; Stehr 2000, S. 199) bedeutet die Heterogenität der Zentren nicht zwangsläufig Fragmentierung. Vielmehr existieren moderne, sozial homogene, mehrheitlich von weißer Bevölkerung bewohnte Stadtteile (Carvalho/Corso Pereira 2008), in der Regel mit Business District und Shopping-Mall als neuem Zentrum. Hier sind vertikale Differenzierungen (wie zuvor in den Häusern der Zuckerfabrikanten im Pelourinho) keine Seltenheit. Während im Erdgeschoss einer Mall wie Iguatami Gedränge die Atmosphäre bestimmt, findet sich im dritten Stock eine Weitläufigkeit, die einfach dadurch erzielt wird, dass alles, was dort zu erwerben ist, auch teuer ist.³ Daneben existiert mit Barra in räumlicher Nähe zum Pelourinho ein Zentrum, das mit dem prägenden Element des Stadtstrandes Freizeitqualitäten mit Wohnen und Kultur verbindet und attraktiv für soziale Milieus mit kulturellem Kapital ist. Der Pelourinho, im Alltag nicht als Zentrum erfahren, übernimmt aber die Funktion, touristisches Zentrum zu sein und gleichzeitig als Beleg für die Existenz afrobrasilianischer Kultur zu fungieren. Selbstverständlich gibt es in Salvador im Wohnen wie im Konsum klar getrennte Areale für Arm und Reich, die nur zu oft auch Trennungen zwischen Schwarz und Weiß sind (ebd.). Aber gleichzeitig bleiben trotz Segregation und Multizentralität in dieser Stadt viele Orte des Zusammentreffens, die sich dann horizontal ausdifferenzieren, zum Beispiel durch die anhaltende Durchmischung mancher Stadtteile, in denen die BewohnerInnen der Hochhäuser auf die »Invasionen« (so im brasilianischen Portugiesisch die Bezeichnung für unerlaubt gebaute Siedlungen, hier häufig »Favelas« genannt) schauen.

In dieser Gleichzeitigkeit und im Nebeneinander von Vermischung und Trennung der sozialen Klassen bietet die Erzählung einer gemeinsamen schwarzen Vergangenheit (der Stadt) einen verbindenden Sinnbezug. In der frühen Globalisierung sind Orte entstanden, die nun neben den neuen Zentren der Globalisierung stehen. Auf der einen Seite ist eine Abwanderung gerade der Mittel- und Oberschichten aus jenen Bereichen zu bemerken, die noch als »Innenstadt« wahrgenommen werden, auf der

3 | Während in Deutschland als Devise bei der Gestaltung einer Shopping-Mall gilt, dass ab der vierten Etage nur noch Elektronik verkauft werden kann beziehungsweise Fitness- und Kinounterhaltung angeboten wird, werden in Salvadors Malls oben die Luxusgeschäfte platziert.

anderen Seite lebt eine Idee der historischen Zentralität weiter, neu erzählt und aufgewertet als gemeinsame, eigene und in vielerlei Hinsicht besondere, für das ganze Land beispielhafte Geschichte schwarzer Kultur.

In dieser Multizentralität und der Fokussierung eines Erbes, mit dem die Stadt leben will und das als Kultur der Schwarzen entworfen wird, welches aber aufgrund von Immobilienspekulation, Korruption und Armut räumlich hoch ambivalent besetzt ist, zeigen sich verschiedene Zeitschichten von Globalisierung ebenso wie die Existenz zeitgleicher Anpassungen an Anforderungen ökonomischer und kultureller Globalisierung. Gerade weil die Business Districts frei von Erbe zu sein scheinen, kann und will eine Stadt wie Salvador mit der Hilfe kultureller Globalisierungsinstitutionen wie der UNESCO die Häuser auf dem Pelourinho nicht abreißen, um ein modernes innerstädtisches Quartier zu schaffen, sondern sie erhält (bei neuer Interpretation) das europäische alte Zentrum.⁴ Gerade weil die Geschichte der Sklaverei von Nachfahren der Opfer wie der Täter als beschämend wahrgenommen werden kann, erscheint die Geschichte afrikanischer Traditionslinien so attraktiv. Gerade weil durch den Mord an der indigenen Bevölkerung Brasiliens moderne Geschichtsschreibung mit Kolonialisierung und Sklaverei begann, wirkt das Versprechen einer in Bahia gepflegten vormodernen Tradition zur Chance, die Mischung afrikanischer und europäischer Elemente bei gleichzeitiger Orientierung an den USA (dazu Larraín 2008) als eigenen Weg in die Moderne erzählen zu können.

BAIANAS UND ACARAJÉ

Wenn man über den Pelourinho als Zentrum des Tourismus nachdenkt, dann muss man sich vor Augen halten, dass von 2.616.730 Touristinnen und Touristen, die jährlich Salvador besuchen, lediglich 512.910 internationale Gäste sind. Der Rest der Reisenden sind brasilianische Touristinnen und Touristen (Governo da Bahia 2006). Auch wenn in der Stadt diese brasilianischen Touristinnen und Touristen genauso als Fremde wahrgenommen werden, die den Rhythmus der Stadt empfindlich stören

4 | Dem entspricht auch, dass Ketten wie Starbucks, Kentucky Fried Chicken, Burger King nur in den Shopping-Malls, nicht aber in der Altstadt und in angrenzenden Bezirken Filialen eröffneten.

können, so bleibt der Pelourinho doch ein Viertel, dessen Geschichte vornehmlich für BrasilianerInnen erzählt wird.

Patricia Pinho (2008) zeigt allerdings auf, dass bereits ein afroamerikanischer Tourismus im Entstehen ist, der mit der Suche nach eigenen Wurzeln verknüpft ist und direkt nach Brasilien – und häufig nach Salvador de Bahia – führt. Amerikanische Reisebüros werben damit, dass Schwarze in Salvador die eigenen Wurzeln »originaler« als in Afrika finden können. In den USA existiert ein wirkmächtiger Diskurs, demzufolge es historischer Zufall ist, ob die Sklaven nun nach Nord- oder nach Südamerika verschifft wurden. Man hätte eben auch genauso am anderen Ort geboren werden können. Das schafft Gemeinsamkeit (dazu Gilroy 1993). Beispielhaft für die Besetzung Salvadors als Ursprungsort schwarzer Kultur zitiert Pinho den afroamerikanischen Filmemacher Thomas Allen Harris, welcher seinen Bezug zu Salvador mit dem Gefühl beschreibt, ein Zuhause gefunden zu haben. Bahia ist für ihn die Region, in der er seine Wurzeln, die er immer gesucht hat, gefunden zu haben glaubt. Sein Geist sei nach Hause gekommen, sagt er (»felt like home, not because I was born there, but because my spirit was at home there«, Harris zit.n. Pinho 2008, S. 142).

Am Pelourinho wird die Deutung, dass Salvador wirklich jene Stadt ist, deren Herz – bleiben wir bei der Metapher – in einem schwarzen Rhythmus schlägt, zwar historisch sichtbar; sie bleibt aber durch die doppelt negative Besetzung als entfremdeter Ort für Touristinnen und Touristen und aufgrund der stigmatisierenden, aber raumpolitisch erfolgreichen Besetzung der Altstadt durch gewaltbereite Jugendliche eine labile Konstruktion. Die Altstadt ist zwar nicht der einzige Ort, an dem sich das schwarze Brasilien in der Stadt zeigt, doch es ist das größte zusammenhängende Ensemble. Erinnerungsorte sind sonst die Statuen der afrikanischen Göttinnen Orixás im Dique do Tororó, verschiedene Arbeiten zeitgenössischer afrobrasilianischer Künstler, Gotteshäuser und so weiter.

Wenn also in der Stadt die Vorstellung, eine afrobrasilianische Stadt zu sein und sich dadurch auszuzeichnen, im Pelourinho einen Ort findet, der diese Idee zwar transportiert, aber durch eine eher vom Wunsch des Vergessens getragene Geschichte der Sklavenbeherrschung, durch heute sichtbare Armut und durch Disneyfizierung im Zeichen des Tourismus eine positive Besetzung im Sinne eigener Kultur schwer fällt, dann reichen auch Kunstwerke und Kirchen nicht aus, um Zeugnis für das kollektive Schwarzsein abzulegen. Dadurch tritt eine Institution in

den Vordergrund, die an keinem zentralen Ort der Stadt fehlen darf: Baianas. Zumindest für Touristinnen und Touristen und für die nicht ganz so schwarze Bevölkerung repräsentieren Baianas, die in ihren weißen Kleidern das Straßenbild entscheidend prägen, die afrobrasilianische Kultur. Baianas stehen in dem Ruf, einer religiösen Berufung zu folgen, wenn sie, vornehmlich auf der Straße, eine spezifische afrikanische Nahrung verkaufen: Acarajé⁵. Es ist gescheitert, in einem hochpreisigen Restaurant Kellner in der Kluft der Portugiesen bedienen zu lassen, aber es trifft auf hohe Akzeptanz, bei der einheimischen Bevölkerung wie bei den (nach wie vor hauptsächlich brasilianischen) Touristinnen und Touristen, wenn die Kellnerinnen in Salvador in Restaurants und Hotels als Baianas auftreten. An ihren Namensschildern mit Bild erkennt man die Arbeit, die es zu leisten gilt, um traditionell zu wirken. Baianas gelten ganz selbstverständlich als Beleg für die Existenz traditioneller, auch spiritueller, positiv nähernder afrikanischer Kultur. Tatsächlich ist es das Amt für Tourismus, das die weiße Kleidung für den Verkauf von Acarajé im Straßenraum vorschreibt. In Gesprächen geben die Baianas an, dass sie den Stand von ihren Müttern übernommen hätten, sie selbst seien nicht berufen worden.⁶ Viele glauben auch nicht mehr an den Akt der religiösen Ernennung, räumen allerdings eine Berufung der Mutter als Möglichkeit ein. Und manch eine Baiana interpretiert ihre Dienstkleidung zum Verkauf von Acarajé heute auch schon recht frei, indem sie das spitzenbesetzte, an den Hüften weit ausladende weiße Kleid durch weiße Jeans und T-Shirt ersetzt.

Die Baianas eignen sich deshalb so gut als ein Objekt, das das positive afrobrasilianische Salvador zum Ausdruck bringen kann, weil ihre weiblichen schwarzen Körper keine Gewalt ausdrücken. Im Gegenteil sind sie mit dem Verkauf der Speisen positiv als nährende Gestalten imaginierbar. Dass dies neben Wertschätzung immer auch ein Prozess der Exotisierung ist, zeigen nicht nur tausende von Salvadorbildern mit Baiana im elektronischen Netz und auf Postkarten. Der deutlichste Ausdruck ist wahrscheinlich die Barbie Baiana mit traditioneller Kleidung, wie sie während meiner Feldforschung in der Shopping-Mall *Salvador Shopping* ausgestellt wurde.

5 | Eine Spezialität aus Bohnen, Erdnüssen, Salat und Shrimps.

6 | An dieser Stelle möchte ich auch den PhD-Studierenden an der UFBA danken, die zahlreiche Interviews mit Baianas durchgeführt und meine Überlegungen zu Salvador stets kritisch kommentiert haben.

Abb. 2a: Baiana mit Hose und T-Shirt



Abb. 2b: Barbie Baiana



Quellen: Martina Löw/<http://g1.globo.com/Noticias/SaoPaulo/foto/0,,15458762-EX,00.jpg>; zuletzt aufgerufen am 01.04.2018.

EXOTISCHES, SCHWARZES SALVADOR

Im Konzept der Moderne mit seinem Fokus auf Bildung und Vernunft spielten Emotionen immer eine prekäre Rolle. Durchaus zur romantischen Liebe verherrlicht oder in der Psychoanalyse erforscht, blieben sie in der Selbstbeschreibung einer global sich orientierenden Mittelschicht immer randständige Phänomene. In einer solchen Konstellation gibt es immer ein Anderes, das als Hort der Emotionen in Erscheinung tritt. Dieses Andere ist notwendig in der Wahrnehmung der westlichen Welt weniger modern. Dem brasilianischen Soziologen Jessé Souza (2007) zufolge durchwirkt Exotismus die Selbstwahrnehmung der BrasilianerInnen (die ihre Kehrseite in der europäisch-nordamerikanischen Imagination hat, dass BrasilianerInnen viel körperlicher seien als die steifen EuropäerInnen). Durch diese – auch theoretisch durchaus stabilisierten – Selbstbeschreibungen können BrasilianerInnen, so Souza, für sich selbst »als ›herzlicher‹, ›menschlicher‹, ›gastfreundlicher‹ und selbst als ›sinnlicher‹ erscheinen als die Menschen der kalten und gefühllosen fortgeschrittenen Gesellschaften« (ebd., S. 37). Souza bezeichnet dies als kompensatorische Phantasie, die dem inneren Zusammenhalt in der brasilianischen Gesellschaft dient. Damit scheinen BrasilianerInnen sich im Wesen ähnlich und nur durch Einkommensunterschiede ausdifferenziert zu sein.

Um das zu fühlen, so meine These, um Brasilien als Nation zu etablieren, muss die Spirale weiter gedreht werden als Souza annimmt. Es geht nicht nur darum, die BrasilianerInnen von den EuropäerInnen und US-AmerikanerInnen zu unterscheiden, sondern es braucht eine Orts- und eine Körpertradition, die gemeinsam Zeugnis darüber ablegen, dass es eine tiefe Prägung des Landes durch vorkoloniale Traditionen gibt: die Exotisierung des schwarzen brasilianischen Körpers, positiv gedacht als verwurzelt in Tradition, und Salvador de Bahia als Ort des Ursprungs und der Bewahrung. Oswald de Andrade riet 1928 im »Anthropophagischen Manifest« (»Manifesto Antropófago«), dass Brasilien die postkoloniale Machtkonstellation nur überwinden könne, indem es das Fremde verschlinge und verinnerliche. Mit Afro ist das ein Stück weit gelungen.

Die Stadt Salvador soll liefern, woran der Nationalstaat Brasilien glauben will und was sich gut in internationale, auch touristische Sichtbarkeit verwandeln lässt: nämlich Wurzeln. Da diese als afrikanisch entworfen werden, fügt sich diese Perspektive sinnvoll in verschiedene Netzwerke ein, allen voran der Afrotourismus, die Musikindustrie und die Karne-

valsindustrie. Man muss sich vergegenwärtigen, dass es gelungen ist, als alltägliche Deutung zu etablieren, dass Afrika in Salvador erfahrbar ist, authentischer als in Afrika selbst. Europa und damit die Eroberer scheinen immer in erster Linie woanders zu sein. Afrika, so die Überzeugung afroamerikanischer Touristinnen und Touristen wie auch vieler BrasilianerInnen, kann man in Salvador de Bahia erleben. Dass diese Idee glaubhaft erscheint, lässt sich nur mit der geringen Deutungshoheit jener Länder erklären, die hier homogenisierend als »Afrika« benannt werden. Nie wäre die Vorstellung durchsetzbar, Europa sei in Brasilien »originaler« zu finden als in Europa. Das heißt, Brasilien/Salvador ist auch deshalb etwas, weil es ein Anderes gibt, das nicht über die Ressourcen verfügt, um sich gegen die Verinnerlichung und das Verschlingen zu wehren.

Im System der großen brasilianischen Städte kommt Salvador die Aufgabe zu, die schwarze Traditionslinie Brasiliens zum Ausdruck zu bringen, die im Zuge der Zeit als Vermischungslinie entworfen wird. Damit findet Brasilien für die Dreißiger-Jahre-Version einer vermischten Gesellschaft, wie sie Freyre erfolgreich entworfen hat, eine zeitgenössische Interpretation. In einer Phase, in der Erinnerung neu an Bedeutung gewinnt (ausführlich Frank 2009), finden vormoderne afrikanische Traditionen ihren Ort in Salvador und ermöglichen eine Gefühlsstruktur, die das Schwarze oder Afrobrasilianische als gemeinsamen Hintergrund des Empfindens akzeptiert. Salvador erfüllt diese Aufgabe, Beleg für Tradition und Vermischung zu sein, offensichtlich glaubhaft für Einheimische wie für Gäste, und zwar mittels symbolischer Gesten und mittels Symbolfiguren. Wenn es in der Cafeteria der Universität von Salvador montags bis donnerstags brasilianisches Essen und freitags afrikanisches Essen gibt (das als »baianisch« bezeichnet wird), dann zeigen solche Alltags-handlungen, dass Afrobrasilien nicht einfach Brasilien ist und doch Afrobrasilien in Salvador sichtbar wird, denn in den meisten anderen Kantinen gibt es kein afrikanisches/baianisches Angebot. Gleichzeitig muss das Essen markiert werden; Acarajé ist eben nicht brasilianisch.

Auf diese Weise gelingt es, eine nicht-westliche Selbstcharakterisierung Brasiliens um den Preis der Selbstexotisierung am Beispiel des schwarzen Körpers durchzusetzen. Da Salvador weit genug von den *global cities* São Paulo und Rio de Janeiro entfernt ist, gefährdet es deren Platzierungen nicht. Verfolgt man die Spuren der Globalisierung in Salvador, so findet man die kulturelle Konstruktion eines »black atlantic« (Gilroy 1993) ebenso wie die Netzwerke multinational agierender Unternehmen.

Erst die neuen Zentren haben die Aufmerksamkeit für die alten Zentren geweckt. Die Suche nach dem Eigenen dieser Stadt verbindet sich mit dem Projekt des nationalen Eigenen. Nationalisierung als Prozess braucht die Konstruktion einer gemeinsamen Tradition, in der die verschiedenen Fremden zu einer Melange sich fügen. Da es kein starres Projekt ist, verändert sich die Konstruktion unter internationalen und lokalen Einflüssen. Salvador ist der Ort, der den Garant für diese Konstruktion liefert, mit dem Preis (der sich für Salvador zu lohnen scheint), dass die Stadt selbst stark am Imaginären der afrobrasilianischen Wurzeln mitwebt – genauso stark wie diese Geschichte von außen, in São Paulo und Rio de Janeiro, aber auch in Afroamerika und in deutschen Reiseführern erzählt wird. So entsteht ein auf spezifische Weise dichtes Gefüge von Bezügen und Selbstbeschreibungen, die den Alltag in Salvador rahmen. Auch wenn die Formulierung »Salvador: Stadt der Schwarzen« überall auf der Welt Sinn macht, werden schwarze, braune und weiße Hautfarben in Salvador vor diesem Sinnhorizont anders erfahrbar als in Rio de Janeiro und Chicago.

10. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie

Die Stadt vom Raum aus denken: Diese Perspektive hat Tradition und Potential. Was gewinnt man, wenn man Stadtsoziologie raumtheoretisch fundiert? Zunächst einmal eine Perspektive, die Stadtanalyse nicht auf ihre Möglichkeit zur Kapitalismusanalyse verengt. Selbstverständlich lässt sich an der Untersuchung von Städten viel über den heute urbanisierten Kapitalismus lernen. Henri Lefebvre (z.B. 1970) hat das wahrscheinlich am deutlichsten gezeigt (vgl. Kapitel 1 und 2). Aber auch die Perspektive auf Raum legt basale Züge des Kapitalismus offen. Schaut man auf Lefebvres Schriften, auf den von David Harvey beschriebenen *spatial fix* (1990) und überhaupt auf die verblüffende Tatsache, dass Raum Eigentum werden kann, wird offenbar, dass eine raumtheoretische Perspektive keineswegs ausschließt, über Raum die Ausdrucksarten von Kapitalismus in Städten zu verstehen. Doch eine raumtheoretische Perspektive auf Städte vermag noch vieles mehr. Die Stadt vergesellschaftet nicht nur in eine kapitalistische Gesellschaft hinein, sondern räumliche Prozesse, die sich an städtische Lebensformen binden, formen auf fundamentale Weise das In-der-Welt-Sein: Hier formieren sich Raumwissen, kommunikatives Handeln, Spacing und Syntheseleistung. Städtisches Wohnen wird zu einer eigenen Form der Weltproduktion. Im Versammeln in öffentlichen Räumen artikulieren sich Formen der Verbundenheit mit anderen. Über Raumkonstitution, das heißt über Raumwissen, raumproduzierendes Handeln und Raumstrukturen (mit der all diesen Aspekten eigenen Körperlichkeit) lassen sich Zugänge zu Stadt formulieren, die sowohl Ethnizität, Klasse und Geschlecht aufeinander beziehen als auch psycho- und soziogenetische Strukturbildungen in ihrem Zusammenhang verstehen lassen.

Wie bei Georg Simmel angelegt (vgl. Kapitel 1) kann hierzu Raum sowohl sozialtheoretisch als Aspekt der Konstitution des Sozialen (und damit von Kommunikation, Handeln, Sinn und Selbsterfahrung) wie auch gesellschaftstheoretisch als spezifische Ordnungsform dieser Gesellschaft verstanden werden. Aufgrund der weltweiten Vernetzung, Zirkulation und Abhängigkeit stellt sich bei Letzterem vor allem die Frage nach der Herausbildung von neuen räumlichen Ordnungsmustern und der Tradierung alter Anordnungen mit ihren jeweiligen Machtpotentialen und gesellschaftlichen Konflikten. Raum zu untersuchen heißt, gleichzeitige Platzierungen und Syntheseleistungen, d.h. ein zu jedem einzelnen Zeitpunkt gleichzeitig in der Welt erfolgendes, aber unterschiedlich ausgestaltetes leibkörperlich-materielles Einrichten, zu verstehen. Raum drängt zum Vergleich von Einheiten, Gesellschaften, Gemeinschaften, indem ihm nicht die Logik des Nacheinanders, sondern die der Gleichzeitigkeit an einem Ort und auch auf dieser Welt innewohnt. Anders formuliert: Raumtheorie bietet die Chance, erstens die Konstitution des Sozialen in seiner räumlichen Dimension zu verstehen, zweitens die gegenwärtigen Raumanordnungen mit all den damit einhergehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen in und an Städten zu untersuchen, um Gesellschaft zu verstehen, aber auch um die spezifische Vergesellschaftungsform Stadt (unter Berücksichtigung städtischer Differenzen) in den Blick zu nehmen.

Doreen Massey endet in ihrem Buch »For Space« mit den Worten: »If time presents us with the opportunities of change and (as some would see it) the terror of death, then space presents us with the social in the widest sense: the challenge of our constitutive interrelatedness.« (Massey 2005, S. 195) Inwiefern Raum eine Kategorie ist, die uns zur Kenntnis nehmen lässt, dass die Dinge nur schwer einzeln erfahrbar sind, sondern im Arrangement (konstitutiv verbunden) existieren, d.h. zu Räumen synthetisiert werden, ja sogar verbunden werden *müssen*, lässt sich an einem einfachen Beispiel erläutern: Eine leere Schüssel auf dem Tisch mag trostlos wirken; stellt man einen Strauß Rosen daneben, erstrahlt dieselbe Schüssel mit einem Mal prächtig, fast verheißungsvoll. Der chinesische Topf aus der Sung-Dynastie wirkt im Shanghai-Museum viel prunkvoller als ein vergleichbarer Topf im Museum für angewandte Kunst in Frankfurt – nicht weil letzterer nach China gehört, sondern weil der Topf in Shanghai so positioniert ist, dass das räumliche Arrangement der Vitrine ihn stärker zur Wirkung bringt. Das heißt, dass Dinge abhängig davon sind,

in welches räumliche Arrangement wir sie setzen; umgekehrt entfalten sie im räumlichen Arrangement zugleich je spezifische Wirkungen auf uns (selbstverständlich unterschiedlich je nach Geschlecht, Milieu, Alter, Ethnizität).

Wie die Schüssel neben den Rosen prächtiger wirkt, so bilden sich Figurationen nicht nur zwischen Menschen heraus, sondern auch zwischen Menschen und Dingen, sogar – durch Mediatisierung – zwischen Menschen und virtuellen Artefakten. Bislang neigen wir dazu, menschliche Anordnungszusammenhänge als Figurationen und dingliche Anordnungskonstellationen als Räume zu bezeichnen. Wie künstlich diese Trennung ist, zeigen die Beispiele: Nicht nur die leere Schüssel, jede/r wirkt prächtiger neben einem Rosenstrauß! Und niemand schaut in den Spiegel, ohne Teil einer komplexen räumlichen Figuration zu werden. Was wir sind, wer wir sind und wie wir für andere in Erscheinung treten, ist also abhängig von dem Raum, in den wir eingebunden sind und den wir zugleich mit unserer Platzierung bilden. Und diese Einbindung in Räume ist strukturell different.

Was sich in Bezug auf einen Alltagsgegenstand wie eine Schüssel einfach vorstellen lässt, gilt in gleicher Weise auch für komplexe Raumfigurationen wie Europa oder Stadträume: Der Modus der Abhängigkeit oder, positiv gesprochen, der Verbundenheit prägt die Relationen zwischen Menschen, zwischen Menschen und Dingen und zwischen Dingen. Dabei sind die Dinge keine passiven Objekte, sondern selbst verführend. Die Frage, die jede Raumanalyse uns aufgibt, ist, wie Teile des Raums anderen Teilen ermöglichen zu wirken bzw. wie Relationen auf Dritte und Drittes Einfluss nehmen.

Die Crux ist: Wir müssen heute sogar von einer Zunahme räumlicher Verflechtungen ausgehen. Konnte z.B. Durkheim (1893) im ausgehenden 19. Jahrhundert Solidarität noch aus der gegenseitigen Abhängigkeit in der nationalstaatlich verfassten französischen Gesellschaft ableiten, so muss man heute von intensivierten räumlich strukturierten Abhängigkeiten ausgehen, die auf globalen Verflechtungen und medialen Umwälzungen zugleich basieren (siehe Kapitel 3). Entgegen der Intuition, dass schnelle Transportmittel und neue Medien den Raum unbedeutend werden lassen, können wir – wie es z.B. AbdouMaliq Simone (2011, S. 363) beschreibt – ein »spacing out« beobachten: ein Prozess der Generierung, Entfaltung und Ausweitung von Räumen.

Es ist kompliziert: Der Rosenstrauß und die Schüssel (um bei dem einfachen Beispiel zu bleiben) bilden einen Raum. Gleichzeitig ist fast jedes Objekt in weltweite Raumbildungen integriert. Nicht selten wird eine Rose in Europa gezüchtet, in Ecuador angebaut und in Chicago verkauft. Die Schüssel könnte über die Internetplattform eBay aus Paris importiert sein. Das heißt: Das Esszimmer mag Grenzen aufweisen, doch ist der Raum, der durch Blumen und Schüssel entsteht, kein Territorialraum. Er ist lokal und global zugleich. Und die verspielten Blumen französischer Fayence färben die Atmosphäre des Raums anders ein als die gezielt als ländlich und authentisch inszenierten Muster usbekischer Töpfer.

Allgemein gesprochen heißt das: Nicht-territoriale Raumformen wie *place-making*, *networking* und *rescaling* werden gesellschaftlich relevanter und sind für das Verständnis von Städten ebenso wesentlich wie territoriale Raumformen (Zone, Kolonie etc.). Das Soziale existiert nicht in einem einzigen Raumtyp. Raumtheorie ist die Voraussetzung, um den Wandel von Raumanordnungen in ihrer Strukturierungskraft (siehe Kapitel 2), Konflikte zwischen unterschiedlichen Raumlogiken sowie die Beziehungsdynamiken zwischen verschiedenen Raumanordnungen zu verstehen. Stadt erklärt sich ganz wesentlich aus der Hervorbringung von Räumen und der Einbindung in Räume, inklusive deren Widersprüchlichkeit und Dynamik sowie den Wandel dieser Einbindungen. Die raumtheoretische Analyse umfasst sowohl das vor Ort Sichtbare (Materielle) als auch die Einbeziehung des medial Sichtbaren (in diesem Beispiel machen die gemalten Blumen und Muster auf der Schüssel abwesende kulturelle Kontexte vor Ort anwesend). Die gemalten Blumen sind deshalb ein gutes Beispiel, weil sie so eindeutig auf das Zusammenwirken von Symbolischem (die Handschrift des Malers bzw. der Malerin) und Materiellem (die Wirkung durch die Art des verwendeten Tons, durch die Glasur, durch Farben etc.) verweisen.

Karl Mannheim (vgl. Kapitel 8) argumentiert, dass Ding- und damit Raumerfahrung sich als Inkorporation ereignet (ähnlich wie Pierre Bourdieu den Habitusbegriff konzeptuell fasst, siehe Bourdieu 1982, Orig. 1979). In der Erfahrung mit Räumen nehmen wir diese in »unseren existenziellen Bestand« auf (Mannheim 1980, S. 208). Mit den »räumlichen Sensorien«, so schreibt Mannheim weiter, werde zugleich »unsere Seele affiziert« (ebd., S. 209). Gerade wenn man auch darüber nachdenken will, wie Städte Resonanz in uns erzeugen bzw. wie Resonanzqualitäten städtischer Räume zur Ressource für gelungenes Leben werden können

(Rosa 2016), wird es zur entscheidenden soziologischen Frage, welche Arten von Räumen städtischen Alltag strukturieren.

Hierbei ist die Unterscheidung von Raum und Ort relevant. Ich schlage vor, zwischen einer »Differenzlogik von Räumen« und einer »Eigenlogik von Orten« zu unterscheiden (ausführlich Kapitel 1). In der soziologischen Perspektive auf Orte rücken die lokalen Strategien und Strukturen (individuell und kollektiv) in den Blick: Überlieferungen, Erinnerungen, gemeinsame Erfahrungen. Ein Ort ist Platz, Stelle, konkret benennbar, meist geografisch markiert, aber zugleich kollektiv mit Sinn aufgeladen. In der Perspektive einer Eigenlogik von Städten als Orte und an Orten bleibt die Vielfalt möglicher Räume zunächst im Hintergrund, um das räumlich Ganze, den einen Raum, der an diesem Ort als Stadt erfahrbar ist, empirisch zu analysieren. Das Inkludierende in der Stadt rückt in den Blick: gemeinsame Erfahrungen, kollektiv reproduzierte Strukturen, die Erfahrung eines »Wir«. Eigenlogik drückt, wie Helmuth Berking und Jochen Schwenk schreiben, den für die Stadt typischen Modus der Verdichtung von bebauter Umwelt, Material- und Stoffströmen, Verkehrs- und Menschenströmen aus (Berking/Schwenk 2011).

Eigenlogiken entstehen als sich verfestigende kulturelle Ordnungen an einem und in Bezug auf einen Ort. Stabilisiert werden sie durch Habitualisierung, Institutionalisierung und Materialisierung. Eine Aufgabe der raumtheoretischen Stadtsoziologie besteht darin, den Sinn, den Menschen ihren städtischen Handlungen geben, zu deuten, und zwar auf beiden Ebenen: als Sinngewebe dieser Stadt und als ausdifferenzierte Deutungen nach sozialen Gruppen.

Über die Analyse der gleichzeitigen räumlichen Platzierungen kann die Stadtsoziologie die vielfältigen, sich überlappenden, aufeinander verweisenden Raumstrukturen in Städten entziffern. In der Analyse der räumlichen Anordnungen in ihrem Abhängigkeitsverhältnis zueinander und mit ihnen der Relationen zwischen inkonsistenten sozialen Gruppen und strategischen Knotenpunkten (vgl. Kapitel 4) bietet sich nicht nur ein Analysetool für städtische Konflikte, sondern auch das Potential für eine differenzsensible Stadtgestaltung. Gerade wenn man Städte über ihre Heterogenität vergeschlechtlichter, klassenspezifischer und ethnisch differenter Gruppen begreifen will (und nicht mehr den weißen, heterosexuellen Mann mittleren Alters mit gutem Einkommen zur Leitfigur erhebt), kann über die genaue Rekonstruktion von Beziehungen und Verwerfungen (dem, was als getrennt gedacht, verborgen, vergessen wird)

eine relationale Perspektive auf öffentliche Interessen gewonnen werden. Für die Stadt wie die Stadtsoziologie stellt sich die Aufgabe, das anwesend zu machen, was ohne sie unsichtbar bliebe bzw. sich sonst nur spurenhaft in den diskursiven Ordnungen realisiert: die Muster der Verflechtung.

Systematisiert man die raumtheoretischen Perspektiven auf Stadt, so ergeben sich drei Untersuchungsfelder:

1. Städte als Räume
2. Räume in Städten
3. Städte als Teile vielfältiger räumlicher Gefüge

Zu 1. Städte als Räume

Georg Simmel hat dargelegt, dass Gesellschaft entsteht, wenn das isolierte Nebeneinander zu Formen gestaltet wird (1992, Orig. 1908, S. 19). Eine Form, mittels derer die Individuen zu Einheiten zusammengefasst werden, sei der Raum. Eine spezifische Raumform wiederum ist die Stadt. Oder, in den Worten von Helmuth Berking und Jochen Schwenk: Städte sind »raumstrukturelle Formen der Organisation von Größe, Dichte und Heterogenität« (Berking/Schwenk 2011, S. 11). Hier setzt die Forschung zur Eigenlogik der Städte an und fragt nach der Spezifik des Gewebes einer Stadt, sowohl als Strukturdifferenz als auch als alltägliche Deutungsdifferenz.

Die Stadt ist für die Soziologie gesellschaftstheoretisch relevant. Über die Heterogenität der empirisch zu bestimmenden Städte lassen sich Sinngebungsprozesse und Handlungsformen in spätmodernen Gesellschaften in ihrer Differenz (und ihrer gegenseitigen Verwiesenheit aufeinander) verstehen. Gleichzeitig sind ebendiese Städte als vergesellschaftende Einheiten auch in ihrer Spezifik und Typik relevant, um Vergesellschaftung unterhalb der Ebene des Nationalstaats und als dessen Logik durchkreuzend zu verstehen.

Zu 2. Räume in Städten

Weil die Stadt räumlich ist, lassen sich auch räumliche Muster wie Zentralität und Peripherie, aber auch Polyzentralität, d.h. Streuung und Absonderung, an ihr untersuchen. Da das Soziale über Räume geordnet wird, wird es auch über Raumanalyse verständlich. Im Erklären von Raummustern wie Segregation und Gentrifizierung, Zonierung oder Zentralisierung hat die Stadtsoziologie seit langem herausragende Exper-

tise entwickelt. Weniger systematisch ist das Wissen um Kontexte, welche mit der Raumkonstitution präsent gemacht werden, wie z.B. öffentlich-privat (siehe Kapitel 3). Insgesamt lässt sich bislang noch eine Tendenz feststellen, jene Räume zum Untersuchungsgegenstand zu machen, die sich leicht kartieren oder in ihren Grenzen bestimmen lassen: Gebiete, Nachbarschaften, Zonen, Architekturen etc. Fluidere, vernetztere oder mediatisiertere Formen von Raum rücken auf der Ebene von Biografien und Praktiken in den Blick, bislang jedoch wenig in ihren institutionalisierten Formen. Nach den Räumen in Städten zu fragen heißt, das Raumwissen und damit auch die Emotionen systematisch auf das Geflecht aus Raumstrukturen zu beziehen, auch auf jene Strukturen, die sich einer Repräsentation über eine Karte zunächst entziehen.

Zu 3. Städte als Teile vielfältiger räumlicher Gefüge

Verschiedene Städte stehen miteinander in einem räumlichen Gefüge (z.B. durch Städtepartnerschaften und Städtewettbewerbe). Aus diesem Konnex lassen sich Hierarchien und Loyalitäten ableiten. Sie geben Aufschluss darüber, was eine Stadt in Relation zu anderen sein kann. Städte als Teil räumlicher Gefüge zu analysieren, meint jedoch nicht nur, Städte mit Städten zu vergleichen. Vielmehr kann eine raumtheoretisch fundierte Stadtsoziologie nach dem Verhältnis unterschiedlicher etablierter Raumformen fragen, wie z.B. Territorium und Großstadt, Stadt und Land, Stadt und *gated community* etc. Dabei spielen Bahnräume (wie Schiffsrouten, Flugrouten, Autobahnen etc.) eine größere Rolle, als bisher beachtet wurde. Die Raumanalyse von Twitter-Netzwerken zeigt z.B., dass Solidaritätsbekundungen nach terroristischen Attentaten in Städten nicht in erster Linie aus der Region oder aus benachbarten Städten geschickt werden, sondern von Städten mit sehr effektiven und günstigen Flugverbindungen in die attackierte Stadt (Lin/Margolin 2014).

Was sind nun die dringlichsten Aufgaben, um eine raumtheoretisch fundierte Stadtsoziologie weiterzuentwickeln? Die neuen Raumanordnungen nach den Umbrüchen der langen 1960er Jahre zu verstehen, wird als gesellschaftstheoretische Arbeit die Soziologie noch eine Weile begleiten. Die Frage ist, welche stabilen Raumformen hochmobile, mediatisierte Gesellschaften hervorbringen. Wir wissen, dass sich die Organisation des Sozialen durch Räume sowie die soziale Organisation von Räumen in den letzten Jahrzehnten grundlegend verändert hat (siehe Kapitel 3),

haben aber zugleich nur vage Vorstellungen davon, welche neuen räumlichen Anordnungen diese Re-Figuration hervorgebracht hat bzw. wie diese Anordnungen miteinander verknüpft werden. Mein Vorschlag ist, unter »Re-Figuration« jene Prozesse in der spätmodernen Gesellschaft neu zu fassen, in denen sich territoriale Raumformen (wie Nationalstaat, Zone, Lager, Kolonie etc.) und in ihrer Relationalität explizitere Raumformen wie Netzwerke, Schichten, Clouds oder Bahnenräume überlagern, widersprechen oder bedingen (je nach Fall). Raumkonstitution wird, so die Hypothese, mediatisierter, translokaler und polykontexturaler (ausführlich Kapitel 3).

Sozialtheoretisch fehlt bislang eine Theorie, die systematisch die Rolle von Raum für die Konstitution des Sozialen erfasst. Zu deren Entwicklung wird es wichtig sein, die zur Konstitution von Raum notwendige Syntheseleistung nicht als Herstellung individueller Raumblasen misszuverstehen. Vielmehr sollte bei der Relationalität von Raum mitgedacht werden, dass Subjekte nicht nur zu anderen Subjekten, sondern auch zu deren Objektivationen in Relation stehen. Aufbauend auf Hubert Knoblauchs Überlegungen zur kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit lässt sich das Bild der Triade auf Räume übertragen. Raum bildet sich demnach in einer Relation, »die, auf der Grundlage einer Subjekt-Subjekt-Relation, wechselseitig körperlich handelnd (bzw. wirkend) und sinnlich erfahrend auf ein Drittes wirkt, also die Objektivierung oder Objektivation« (Knoblauch 2017, S. 296f.). Objektivierung ließe sich als verkörperlichtes Aufspannen von Raum über die Subjekte hinaus begreifen, wobei das Aufspannen nicht notwendig Ausdehnung sein muss, sondern auch medial vermittelt, vernetzter und zirkulärer denkbar ist. Objektivationen wiederum lassen sich raumtheoretisch als jene Räume verstehen, die selbst auf den Prozess der Raumkonstitution einwirken (vgl. zu Objektivierung und Objektivation auch Steets 2015).

Grundlage sowohl für eine Sozial- als auch für eine Gesellschaftstheorie des Raumes ist es, dass die Frage nach dem Raumbegriff weiter eine theoretische Herausforderung bleibt. Ulrike Jureit (2012) kritisiert zurecht, dass vielen Untersuchungen schlicht ein relationaler Raumbegriff vorangestellt werde, dieses Begriffsbekenntnis aber zuweilen wenig Einfluss auf den Verlauf der Untersuchung habe. Jeff Malpas (2012) resümiert in der Zeitschrift *Environment and Planning*, dass eine relationale raumtheoretische Perspektive mittlerweile dominant sei, womit aber fälschlich der Eindruck entstanden sei, wir wüssten jetzt, was wir

unter Raum verstehen wollten. Leider ginge es vielen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen gar nicht darum, Raum verstehen zu wollen, sondern Raumrhetoriken und Raumimaginationen würden genutzt, um politische Argumentationen aufzubauen. Da hilft es auch wenig, wenn Bob Jessop, Neil Brenner und Martin Jones (2008) vorschlagen, jede Raumanalyse müsse um die Kategorien »Territorium, Ort, Scale und Netzwerk« herum gebaut sein, weil sie nur aufgreifen, was an Heuristik bereits genutzt wird, und keine theoretische Rahmung für ebendiese Elemente liefern. Dass nun Doreen Massey, Rob Shields oder Phil Hubbard und Rob Kitchin wieder vom Raum als theoretisch unterentwickeltem Begriff sprechen (Massey 2005; Shields 2013, S. 1; Hubbard/Kitchin 2011, S. 7), kann der Stadtsoziologie Ansporn sein, die *Ménage à trois* aus Raum, Zeit und Stadt weiterzudenken.

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod, J. (1999): New York, Chicago, Los Angeles. Minneapolis.
- Adorno, T.W. (1983, Orig. 1956): Gemeindestudien. In: Ders./Institut für Sozialforschung (Hg.): Soziologische Exkurse. Frankfurt a.M., S. 133-150.
- Ahlemeyer, H.W. (2002): Geldgesteuerte Intimkommunikation. Zur Mikrosoziologie heterosexueller Prostitution. Gießen.
- Albrow, M. et al. (1997): The Impact of Globalization on Sociological Concepts: Community, Culture and Milieu. In: Eade, J. (Hg.): Living the Global City. Globalization as local process. London/New York, S. 20-36.
- Alaily-Mattar, N./Bartmanski, D./Dreher, J./Koch, M./Löw, M./Pape, T./Thierstein, A. (2018): Situating architectural performance: ›star architecture‹ and its roles in repositioning the cities of Graz, Lucerne and Wolfsburg. In: European Planning Studies 26 (5). DOI: 10.1080/09654313.2018.1465896
- Anderson, N. (1956): Die Darmstadt-Studie – ein informeller Rückblick. In: König, R. (Hg.): Soziologie der Gemeinde. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 1. Köln/Opladen, S. 144-151.
- Andrews, G.R. (1998): Negros e brancos em São Paulo (1888-1988). Bauru.
- Anwander, B./Neudecker, S. (1999): Sex in Wien. Wien.
- Anziferow, N. (2003, Orig. 1922): Die Seele Petersburgs. München/Wien.
- Arendt, H. (1994, Orig. 1968): Kultur und Politik. In: Dies.: Zwischen Vergangenheit und Zukunft: Übungen im politischen Denken I (hg. von U. Ludz), München/Zürich, S. 277-304.
- (1967): Vita activa. München/Zürich.

- Arminen, I./Weilenmann, A. (2009): Mobile presence and intimacy. Reshaping social actions in mobile contextual configuration. In: *Journal of Pragmatics* 41 (10), S. 1905-1923.
- Assman, J. (1997): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen.* München.
- Augé, M. (1992): *Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité.* Paris.
- Augel, J. (1991): Historische Stadtentwicklung Salvadors. In: Ders. (Hg.): *Zentrum und Peripherie. Urbane Entwicklung und soziale Probleme der brasilianischen Großstadt.* Saarbrücken, S. 102-125.
- Augel, J./Parente-Augel, M. (1984): Salvador: Historische Größe – Schmerzliche Erneuerung. In: Ernst, R.W. (Hg.): *Stadt in Afrika, Asien und Lateinamerika.* Berlin, S. 93-124.
- Bach J. (2011): Modernity and the Urban Imagination in Economic Zones. In: *Theory, Culture & Society* 28 (5), S. 98-122.
- Bahrdt, H. P./Herlyn, U. (Hg.) (1998, Orig. 1961): *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau.* Opladen.
- Bailey, S.R. (2008): Unmixing for Race Making in Brazil. In: *American Journal for Sociology* 114 (3), S. 577-614.
- Baker, P.J. (1981, Orig. 1973): Die Lebensgeschichten von W.I. Thomas und Robert E. Park. In: Lepeniers, W. (Hg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin.* Bd. 1. Frankfurt a.M., S. 244-270.
- Balibar E./Wallerstein I. (1991): *Race, Nation, Class: Ambiguous Identities.* New York.
- Barry, A. (2006): Technological Zones. *European Journal of Social Theory* 9 (2), S. 239-253.
- Bartelt, D.D. (2008): Hinterland ist überall. In: *Arch+* 190, S. 6-11.
- Bathelt H. et al. (2004): Clusters and Knowledge: Local Buzz, Global Pipelines and the Process of Knowledge Creation. *Progress in Human Geography* 28 (1), S. 31-56.
- Baur, N. et al. (2014): Theory and Methods in Spatial Analysis. Towards Integrating Qualitative, Quantitative and Cartographic Approaches in the Social Sciences and Humanities. *Historical Social Research* 39 (2), S. 7-50.
- Belina, B. (2011): Kapitalistische Raumproduktionen und ökonomische Krise. Zum Begriff des spatial fix bei David Harvey. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 4, S. 239-252.

- Benjamin, J. (2002): *Der Schatten des Anderen. Intersubjektivität, Gender, Psychoanalyse.* Frankfurt a.M./Basel.
- Berger, P.L./Luckmann, T. (1980, Orig. 1966): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit.* Frankfurt a.M.
- Berking, H. (2008): ›Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen‹. *Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte.* In: Ders./Löw, M. (Hg.): *Eigenlogik der Städte*, S. 15-32.
- (2006): *Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs.* In: Ders. (Hg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen.* Frankfurt a.M./New York, S. 7-22.
- (2002): *Global Village oder urbane Globalität? Städte im Globalisierungsdiskurs.* In: *Globalisierungsprozeß.* In: *Berliner Journal für Soziologie* 8 (3), S. 381-392.
- (2000): ›Homes away from Home‹: *Zum Spannungsfeld von Diaspora und Nationalstaat.* In: Ders./Faber, R. (Hg.): *Städte im Globalisierungsdiskurs.* Würzburg, S. 11-25.
- (1998): ›Global Flows and Local Cultures‹. *Über die Rekonfiguration sozialer Räume im Berliner Journal für Soziologie* 10 (1), S. 49-60.
- (1989): *Kultur – Soziologie: Mode und Methode?* In: Ders./Faber, R. (Hg.): *Kultursoziologie – Symptom des Zeitgeistes?* Würzburg, S. 15-34.
- Berking, H./Löw, M. (Hg.) (2008): *Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung.* Frankfurt a.M./New York.
- (2005): *Die Wirklichkeit der Städte. Soziale Welt, Sonderband 16.* Baden-Baden.
- Berking, H./Schwenk, J. (2011): *Hafenstädte. Bremerhaven und Rostock im Wandel.* Frankfurt a.M./New York.
- Bernardi, F. (2009): *Globalizzazione, individualizzazione e morte delle classi sociali. Uno studio empirico su 18 paesi Europei.* In: *Polis* 13 (2), S. 195-220.
- Bilitewsky, H./Czajka, M./Fischer, C./Klee, S./Repetto, C./Prostituiertenprojekt Hydra (Hg.) (1994, Orig. 1991): *Freier. Das heimliche Treiben der Männer.* München.
- Blatter, J.K./Janning, F./Wagemann, C. (2007): *Qualitative Politikanalyse. Eine Einführung in Forschungsansätze und Methoden.* Wiesbaden.
- Blokland, T. (2017): *The public life of social capital.* In: Hall, S./Burdett, R. (Hg.): *The SAGE Handbook of the 21st Century City.* London u.a., S. 552-566

- Blossfeld, H.-P./Hofäcker, D./Hofmeister, H./Kurz, K. (2008): Globalisierung, Flexibilisierung und der Wandel von Lebensläufen in modernen Gesellschaften. In: Szydlik, M. (Hg.): Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie. Wiesbaden, S. 23-46.
- Böckenförde, E.-W. (2002): Gemeinwohlvorstellungen bei Klassikern der Rechts- und Staatsphilosophie. In: Münkler, H./Fischer, K. (Hg.): Gemeinwohl und Gemeinsinn im Recht. Konkretisierung und Realisierung öffentlicher Interessen. Berlin, S. 43-65.
- Bockrath, F. (2008): Städtischer Habitus – Habitus der Stadt. In: Berking, H./Löw, M. (Hg.): Eigenlogik der Städte. Frankfurt a.M., S. 56-83.
- Bogardus, E.S. (1926): *The New Social Research*. Los Angeles.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hg.): *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen*. Frankfurt a.M., S. 25-34.
- (1982, Orig. 1979): *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt a.M.
- (1976, Orig. 1972): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlageder kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P./Wacquant, L.J.D. (1996, Orig. 1992): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.
- Brauer, K./Neckel, S. (1989): Antrag auf Einrichtung einer Arbeitsgruppe innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie durch die Gruppe *Moderne Gemeindegsoziologie*. In: *News in Community Studies (NiCoS) 1 (1)*, S. 9-13.
- Brauns, J. (1992): *Heterotopien*. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar 38 (3+4)*, S. 163-169.
- Broth, M. (2008): *Seeing through screens, hearing through speakers: Managing distant studio space in television control room interaction*. In: *Journal of Pragmatics 41 (10)*, S. 1998-2016.
- Brugger, W. (2000): *Gemeinwohl als Ziel von Staat und Recht*. In: Murswiek, D./Quaritsch, H. (Hg.): *Staat – Souveränität – Verfassung. Festschrift für Helmut Quaritsch zum 70. Geburtstag*. Berlin, S. 54-71.
- Bukow, W.-D. (2011): *Vielfalt in der postmodernen Stadtgesellschaft. Eine Ortsbestimmung*. In: Ders./Heck, G./Schulze, E./Yildiz, E. (Hg.): *Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft*. Wiesbaden, S. 207-231.
- Bürgerschaft der freien Hansestadt Hamburg (2017): Schriftliche Kleine Anfrage der Abgeordneten Anna-Elisabeth von Treuenfels-Frowein (FDP) vom 19.01.17 und Antwort des Senats*. URL: <https://www.buer>

- gerschaft-hh.de/ParlDok/dokument/56232/datenschutz-an-schulen-%E2%80%93-wie-ist-der-aktuelle-stand-pdf. Letzter Zugriff: 15.05.2018.
- Burzan, N./Kohrs, S. (2012): Vielfältige Verunsicherung in der Mittelschicht. Eine Herausforderung für sozialen Zusammenhalt? In: Pries, L. (Hg.): Zusammenhalt durch Vielfalt? Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert. Wiesbaden, S. 101-122.
- Butler, J. (2012): *Parting Ways. Jewishness and the Critique of Zionism*. New York.
- (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.
- Carey, J.T. (1975): *Sociology and Public Affairs*. The Chicago School. Beverly Hills/London.
- Carvalho, I./Corso Pereira, G. (2008): *Como anda Salvador e sua Região Metropolitana*. 2. Aufl. Salvador.
- Casey E. (1997): *The fate of place. A philosophical history*. Oakland.
- Castells, M. (2009): *Communication Power*. Oxford.
- (2001, Orig. 1996): *Die Netzwerkgesellschaft. Teil I: Das Informationszeitalter*. Opladen.
- Cattacin, S./Domenig, D. (2014): *Why Do Transnationally Mobile People Volunteer? Insights From a Swiss Case Study*. In: *Voluntas* 25 (3), S. 707-729.
- Chan, T./Goldthorpe J. (2007): *Social Stratification and Cultural Consumption. Music in England*. In: *European Sociological Review* 23 (1), S. 1-19.
- Clarke, S. (2006): *Globalisation and the Study of Local Politics: Is the Study of Local Politics Meaningful in a Global Age?* In: Baldersheim, H./Wollmann, H. (Hg.): *The Comparative Study of Local Government and Politics: Overview and Synthesis*. Opladen, S. 33-65.
- Cole, A./John, P. (2001): *Local Governance in England and France*. London.
- Colomina, B. (1997): *Die gespaltene Wand: häuslicher Voyeurismus*. In: Kravagna, C. (Hg.): *Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur*. Berlin, S. 201-222.
- Conrad S. (2006): *Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich*. München.
- Conradson, D./McKay, D. (2007): *Translocal Subjectivities. Mobility, Connection, Emotion*. In: *Mobilities* 2 (2), S. 167-174.

- Coy, M. (2007): Innenstadtentwicklung und Innenstadterneuerung in São Paulo – Akteure, Wahrnehmungen, Interessenskonflikte. In: Rothfuß, E./Gamerith, W. (Hg.): Stadtwelten in den Amerikas. Passau, S. 57-69.
- Croon, H./Utermann, K. (1958): Zeche und Gemeinde. Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet. Tübingen.
- Curtin, P.D. (1990): *The Rise and Fall of the Plantation Complex*. Cambridge.
- Dehio, G./Riegl, A. (1988): *Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900*. Braunschweig/Wiesbaden.
- Deleuze, G./Guattari, F. (1997, Orig. 1980): *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus*. Berlin.
- Deleuze, G. (1995): *Postscript on Control Societies*. In: Ders. (Hg.): *Negotiations*. New York, S. 177-182.
- Dente, B./Bobbio, L./Spada, A. (2005): *Government or Governance of Urban Innovation*. In: *DISP* 41 (162), S. 41-52.
- Deutscher Bundestag – 14. Wahlperiode (2001): *Begründung des Gesetzes zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten*. Drucksache 14/5958, S. 4-6.
- De Vries, C./Hoffmann, I. (2016): *Globalisierungsangst oder Wertekonflikt? Wer in Europa populistische Parteien wählt und warum*. Eupinions. Studie der Bertelsmann Stiftung. Gütersloh
- Domentat, T. (2003): *»Lass dich verwöhnen«*. Prostitution in Deutschland. Berlin.
- Dörhöfer, K. (2002): *Symbolische Geschlechterzuordnungen in Architektur und Städtebau*. In: Löw, M. (Hg.): *Differenzierungen des Städtischen: Stadt, Raum und Gesellschaft*. Bd. 15. Opladen, S. 127-140.
- (1992): *»...und nur dem Sieger hold«*. Die Stadt als Abbild rationaler und emotionaler Zuordnungen. In: *Frauen Kunst Wissenschaft, Rundbrief* 13, S. 11-23.
- Dörre, K. (2010): *Die Selbstmanager. Biographien und Lebensentwürfe in unsicheren Zeiten*. In: Bolder, A. (Hg.): *Neue Lebenslaufregimes – neue Konzepte der Bildung Erwachsener?* Wiesbaden, S. 139-149.
- Durkheim, E. (1893): *De la division du travail social. Étude sur l'organisation des sociétés supérieures*. Paris.
- Dürschmidt, J. (2002): *Globalisierung*. Bielefeld.

- Einstein, A. (1960): Vorwort. In: Jammer, M. (Hg.): Das Problem des Raumes. Die Entwicklung der Raumtheorien. Darmstadt, S. XII–XVII.
- Elias, N. (1976, Orig. 1939, 1969): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt a.M.
- Elias, N./Scotson J.L. (2002, Orig. 1965): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt a.M.
- Faist, T. (2000): Transstaatliche Räume: Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei. Bielefeld.
- /Ette A. (2007): Transnationale Migration als relative Immobilität in einer globalisierten Welt. In: Berliner Journal für Soziologie 17 (3), S. 415-437.
- Farias, I. (2011): The politics of urban assemblages. In: City: analysis of urban trends, culture, theory, policy, action, 15 (3-4), S. 365-374.
- Feldman, A. (1997): Violence and Vision: The Prosthetics and Aesthetics of Terror in Northern Ireland. In: Public Culture 10 (1), S. 24-60.
- Ferber, C.v. (1956): Die Gemeindestudie des Instituts für sozialwissenschaftliche Forschung, Darmstadt. In: König, R. (Hg.): Soziologie der Gemeinde. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 1. Opladen, S. 152-171.
- Fine, G.A. (Hg.) (1995): A Second Chicago School? The Development of a Postwar American Sociology. Chicago.
- Fischer-Rosenthal, W. (1995): Zum Konzept der subjektiven Aneignung von Gesellschaft. In: Flick, U. et al. (Hg.): Handbuch Qualitativer Forschung. München, S. 78-89.
- Foucault, M. (1991): Andere Räume. In: Wentz, M. (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge. Bd. 2. Frankfurt a.M./New York, S. 65-72.
- (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.
- Frank, S. (2009): Der Mauer um die Wette gedenken. Die Formation einer Heritage-Industrie am Berliner Checkpoint Charlie. Frankfurt a.M./New York.
- Freyre, G. (1982, Orig. 1933): Herrenhaus und Sklavenhütte. Stuttgart.
- Friebertshäuser, B. (1997): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Ders./Prengel, A. (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München, S. 503-534.
- Friedrichs, R.W. (1970): A Sociology of Sociology. New York.

- Frisby, D. (2000): Georg Simmel. London.
- Fuller, M.G./Löw, M. (2017): Introduction: An invitation to spatial sociology. In: *Current Sociology* 65 (4), S. 469-491.
- Gadamer, H.-G. (1977): *Philosophische Lehrjahre. Eine Rückschau*. Frankfurt a.M.
- Gantet, C. (2014): Zwischen französischen Besonderheiten und internationaler Öffnung: Unterricht und Lehrerbildung in Frankreich. In: *Revue de l'IFHA*, HS. URL: <http://journals.openedition.org/ifha/7857>. Letzter Zugriff: 06.03.2018.
- Garz, D./Kraimer, K. (Hg.) (1994): *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*. Frankfurt a.M.
- Geertz, C. (1987, Orig. 1973): ›Deep Play‹: Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf. In: Ders.: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M., S. 202-260.
- Gemeinnützige Hertie-Stiftung (Hg.) (2010): *Hertie-Studie Frankfurt Rhein/Main*. [Wissenschaftliche Leitung: Helmut Anheier, Klaus Hurrelmann, Andreas Klocke.] Frankfurt a.M.
- Gehring, P. (2008): Was heißt Eigenlogik? Zu einem Paradigmenwechsel für die Stadtforschung. In: Berking, H./Löw, M. (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte*, S. 153-167.
- Gibson-Graham, J.K. (1996): *The End of Capitalism (as We Knew It). A Feminist Critique of Political Economy*. Minneapolis.
- Giddens, A. (1995): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a.M.
- (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a.M./New York.
- (1984): *The Constitution of Society*. Berkeley/Los Angeles.
- Giedion, S. (1941): *Space, Time & Architecture: The Growth of a New Tradition*. Cambridge.
- Gilroy, P. (1993): *The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness*. Cambridge.
- Girtler, R. (1990): *Der Strich. Sexualität als Geschäft*. München.
- Glauser, A. (2006): Pionierarbeit mit paradoxen Folgen? Zur neueren Rezeption der Raumsoziologie von Georg Simmel. In: *Zeitschrift für Soziologie* 35, S. 250-268.
- Glock, B. (2005): Umgang mit Schrumpfung. Reaktionen der Stadtentwicklungspolitik in Duisburg und Leipzig. In: Gestring, N. et al. (Hg.): *Jahrbuch StadtRegion 2004/05*. Wiesbaden, S. 71-89.

- Goffman, E. (1975): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a.M.
- Governo da Bahia/Secretaria da Cultura e Turismo (2006): *Resultados recentes e metas do turismo baiano 2001-2020*. URL: www.sct.ba.gov.br/estaticas/tabela33.asp. Letzter Zugriff: 08.01.2010.
- Gregory, D. (1989): *Presences and absences: time-space relations and structuration theory*. In: Held, D./Thompson, J. (Hg.): *Social theory of modern societies: Anthony Giddens and his critics*. Cambridge u.a., S. 185-214.
- Grenz, S. (2005): *(Un)heimliche Lust. Über den Konsum sexueller Dienstleistungen*. Wiesbaden.
- Gugerli, D./Speich, D. (2002): *Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert*. Zürich.
- Günzel, S. (2017): *Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung*. Bielefeld.
- Günzel, S./Nowak, L. (Hg.) (2012): *KartenWissen: Territoriale Räume zwischen Bild und Diagramm*. Trier.
- Häberle, P. (1970): *Öffentliches Interesse als juristisches Problem. Eine Analyse von Gesetzgebung und Rechtsprechung*. Bad Homburg.
- Habermas, J. (1973): *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*. Frankfurt a.M.
- Harvey, D. (2009, Orig. 1973): *Social Justice and the City*. Athen/London — (2006): *Spaces of Global Capitalism*. London.
- (1991): *Geld, Zeit, Raum und die Stadt*. In: Wentz, M. (Hg.): *StadtRäume. Die Zukunft des Städtischen*. Band 2. Frankfurt a.M., S. 149-168.
- (1990): *The Condition of Postmodernity*. Cambridge, MA/Oxford.
- (1985): *The Urbanization of Capital*. Oxford.
- (1982): *The Limits to Capital*. Oxford.
- Harvey, L. (1987): *Myths of the Chicago School of Sociology*. Aldershot.
- Hall, P. (1999): *Cities in Civilization. Culture, Innovation, and Urban Order*. London.
- Hassenpflug, D. (1999): *Citytainment. Die Neuerfindung der Stadt im Zeichen des Imagineering*. In: Sommer, D. (Hg.): *Praxisreport Industriebau. Kreative Beweglichkeit – Offene Grenzen – Neue Partner*. Wien, S. 86-105.
- Häußermann, H. (1994): *Das Erkenntnisinteresse von Gemeindestudien. Zur De- und Rethematisierung lokaler und regionaler Kultur*. In: Der-

- lien, H.-U. et al. (Hg.): Systemrationalität und Partialinteresse. Festschrift für Renate Mayntz. Baden-Baden, S. 223-245.
- Häußermann, H./Siebel, W. (1994): Neue Formen der Stadt- und Regionalpolitik. In: Archiv für Kommunalwissenschaften 33 (1), S. 32-45.
- Heinelt, H. (1991): Die Beschäftigungskrise und arbeitsmarkt- und sozialpolitische Aktivitäten in den Städten. In: Heinelt, H./Wollmann, H. (Hg.): Brennpunkt Stadt. Stadtpolitik und lokale Politikforschung in den 80er und 90er Jahren. Basel/Boston/Berlin, S. 257-280.
- Heinelt, H./Zimmermann, K. (2010): How Can We Explain Diversity in Metropolitan Governance within a Country? Some Reflections on Recent Developments in Germany. In: International Journal of Urban and Regional Research 6 (35), S. 1175-1192.
- Hamm, B. (1982): Einführung in die Siedlungssoziologie. München.
- Heimerl, B. (2006): Choreographie der Entblößung: Geschlechterdifferenz und Personalität in der klinischen Praxis. In: Zeitschrift für Soziologie 35 (5), S. 372-391.
- Heinelt, H./Razin, E./Zimmermann, K. (2011): Metropolitan Governance. Different paths in contrasting contexts: Germany and Israel. Frankfurt a.M./New York.
- Heitmeyer, W. (Hg.) (1997): Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt a.M.
- (1996): Die gefährliche Zerstückelung von Zeit und Raum. Zu den Folgen wachsender sozialer Desintegration. In: Frankfurter Rundschau, 26. September, S. 18.
- Hentschel, L. (2001): Die Ordnung von Raum und Geschlecht in der visuellen Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Krüger, M./Wallisch-Prinz, B. (Hg.): Erkenntnisprojekt Feminismus. Bremen, S. 150-164.
- Herlyn, U. (2004): Zum Bedeutungswandel der öffentlichen Sphäre – Anmerkungen zur Urbanitätstheorie von H.P. Bahrtdt. In: Siebel, W. (Hg.): Die europäische Stadt. Frankfurt a.M., S. 121-130.
- Herlyn, U./Schwonke, M. (1967): Wolfsburg. Soziologische Analyse einer jungen Industriestadt. Stuttgart.
- Herlyn, U./Schweitzer, U./Tessin, W. et al. (1982): Stadt im Wandel. Eine Wiederholungsuntersuchung der Stadt Wolfsburg nach 20 Jahren. Frankfurt a.M.
- Herlyn, U./Tessin, W. (2000): Faszination Wolfsburg 1938-2000. Opladen.

- Hirschauer, S. (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hirschhausen U.v./Leonhard J. (2011): Zwischen Historisierung und Globalisierung: Titel, Themen und Trends der neuen Empire-Forschung. *Neue Politische Literatur* 56, S. 389-404.
- Hoerning, J./Weidenhaus, G. (erscheint 2018): Simmel als Ahnherr der Stadtsoziologie und der Urban Studies. In: H.-P. Müller/Reitz, T. (Hg.): *Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität*. Berlin
- Hörning, K.H./Reuter, J. (Hg.) (2004): *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie*. Bielefeld, S. 73-91.
- Hradil, S. (Hg.) (1992): *Zwischen Bewußtsein und Sein*. Opladen.
- Hubbard, P. (1998): *Sexuality, Immorality and the City. Red-light Districts and the Marginalisation of Female Prostitutes*. In: *Gender, Place and Culture* 1, S. 55-76.
- Hubbard P./Kitchin, R. (2011): *Introduction: Why key thinkers?* In: Dies. (Hg.): *Key Thinkers on Space and Place*. 2. Aufl. London u.a., S. 1-17.
- IBA Hamburg (2012): *Metropole: Zivilgesellschaft*. IBA Hamburg Schriftenreihe: Band 6. Berlin.
- Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (2011): *Überprüfung der These einer »schrumpfenden Mittelschicht« in Deutschland*. Herausgegeben vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Köln.
- Janowicz, C. (2008): *Afrikas »gewöhnliche Städte« und ihre Eigenlogik*. In: Berking, H./Löw, M. (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte*, S. 232-261.
- Jessop, B. (1992): *Regulation und Politik*. In: Demirovic, A. (Hg.): *Hege- monie und Staat. Kapitalistische Regulation als Politik und Prozess*. Münster, S. 232-262.
- Jessop, B./Brenner, N./Jones, M. (2008): *Theorizing Sociospatial Relations*. In: *Environment and Planning D* 26 (3), S. 389-401.
- Joas, H. (1988): *Symbolischer Interaktionismus. Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition*. In: *Köl- ner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40 (3), S. 417-446.
- Joas, H./Knöbl, W. (2004): *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesun- gen*. Frankfurt a.M.
- Jureit, U. (2012): *Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert*. Hamburg.
- Kaltenbrunner, R. (2012): *Gentrifizierung in Berlin. Das bisschen Luxus mischt sich unter*. *Frankfurter Rundschau* vom 24. April, S. 32-33.

- Keil, R. (1998): Globalization Makes States: Perspective of Local Governance in the Age of the World City. In: *Review of International Political Economy* 4 (5), S. 616-646.
- Knoblauch, H. (2017): *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*. Wiesbaden.
- Knoblauch, H./Löw, M. (2017): On the Spatial Re-Figuration of the Social World. In: *Sociologica* 2.
- König, R. (1974): Neuere Strömungen in der Gemeindeforschung. In: Ders. (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Band 4. Stuttgart, S. 117-141.
- (1958): *Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde*. Hamburg.
- (1956): Einige Bemerkungen zur Soziologie der Gemeinde. In: Ders. (Hg.): *Soziologie der Gemeinde*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 1. Opladen 1956, S. 1-11.
- Koppetsch, C. (2010): Jenseits der individualisierten Mittelstandsgesellschaft? Zur Ambivalenz subjektiver Lebensführung in unsicheren Zeiten. In: Berger, P./Hitzler, R. (Hg.): *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »jenseits von Stand und Klasse«?* Wiesbaden, S. 225-243.
- Koschorke, A. (2010): Ein neues Paradigma der Kulturwissenschaften. In: Eßlinger, E./Schlechtriemen, T./Schweitzer, D./Zons, A. (Hg.): *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*. Frankfurt a.M., S. 9-31.
- Krämer-Badoni, T. (1991): Die Stadt als sozialwissenschaftlicher Gegenstand. In: Häußermann, H. et al. (Hg.): *Stadt und Raum: Soziologische Analysen*. Pfaffenweiler, S. 1-29.
- Kublitz-Kramer, M. (1995): *Frauen auf Straßen. Topographien des Begehrens in Erzähltexten von Gegenwartsautorinnen*. München.
- Läpple, D. (1991): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häußermann, H. et al. (Hg.): *Stadt und Raum*, S. 157-207.
- Lameli, A. (2009): Die Konzeptualisierung des Sprachraums als Teil des regionalspezifischen Wissens. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37 (1), S. 125-156.
- Landwehr, A. (2007): *Die Erschaffung Venedigs. Raum, Bevölkerung, Mythos 1570-1750*. Paderborn.
- Langer, A. (2003): *Klandestine Welten. Mit Goffman auf dem Drogenstrich*. Frankfurt a.M.

- Larraín, J. (2008): Latin America in the Post-national World. In: Birle, P. et al. (Hg.): *Brazil and the Americans. Convergences and Perspectives*. Frankfurt a.M., S. 13-29.
- Lash, S./Urry, J. (1994): *Economies of Signs and Space*. London u.a.
- Laskowski, R.S. (1997): *Die Ausübung der Prostitution. Ein verfassungsrechtlich geschützter Beruf im Sinne von Art. 12 Abs. 1 GG*. Frankfurt a.M. u.a.
- Law, J./Mol, A. (2001): *Situating technoscience: an inquiry into spatialities*. In: *Environment and Planning D* 19 (5), S. 609-621.
- Lefebvre, H. (2014, Orig. 1970): *Die Revolution der Städte*. Hamburg.
- (1991, Orig. 1974): *The Production of Space*. Cambridge, MA/Oxford.
- (1978): *Einführung in die Modernität. 12 Präludien*. Frankfurt a.M.
- (1977): *Kritik des Alltagslebens*. Kronberg/Taunus.
- (1974): *Die Zukunft des Kapitalismus*. München.
- (1972a): *Das Alltagsleben in der modernen Welt*. Frankfurt a.M.
- (1972b): *Soziologie nach Marx*. Frankfurt a.M.
- Leonhard, J. (2013): *Imperial Projections and Piecemeal Realities: Multi-ethnic Empires and the Experience of Failure in the Nineteenth Century*. In: Reinkowski, M. (Hg.): *Helpless imperialists: imperial failure, fear and radicalization*. Göttingen, S. 21-46.
- Le Galès, P. (2001): *Urban Governance and Policy Networks: On the Urban Political Boundedness of Policy Networks. A French Case Study*. In: *Public Administration* 79 (1), S. 167-184.
- Lévi-Strauss, C. (1998, Orig. 1955): *Traurige Tropen*. Frankfurt a.M.
- Levinson, S.C. (2003): *Space in Language and Cognition. Explorations in Cognitive Diversity*. Cambridge.
- Levinson, S.C./Wilkins, D.P. (Hg.) (2006): *Grammars of Space. Explorations in Cognitive Diversity*. Cambridge.
- Lin, Y.-R./Margolin, D. (2014): *The ripple of fear, sympathy and solidarity during the Boston bombings*. In: *EPJ Data Science* 31 (3).
- Lindemann, G. (2014): *Weltzugänge. Die mehrdimensionale Ordnung des Sozialen*. Weilerswist.
- Lindner, R. (1990): *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt a.M.
- Loer, T. (2007): *Die Region. Eine Begriffsbestimmung am Fall des Ruhrgebiets*. Stuttgart.
- Lörz, M./Schindler, S. (2011): *Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit. Zunahme, Abnahme oder Persistenz ungleicher Chancenver-*

- hältnisse – eine Frage der Perspektive? *Zeitschrift für Soziologie* 40 (6), S. 458-477.
- Löw, M. (2008): *Soziologie der Städte*. Frankfurt a.M.
- (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.
- Löw, M./Noller, P./Süß, S. (Hg.) (2010): *Typisch Darmstadt. Eine Stadt beschreibt sich selbst*. Frankfurt a.M./New York.
- Löw, M./Ruhne, R. (2011): *Prostitution – Herstellungsweisen einer anderen Welt*. Frankfurt a.M.
- Löw, M./Weidenhaus, G. (2017): Borders that relate: Conceptualizing boundaries in relational space. In: *Current Sociology* 65 (4), S. 553-570.
- Lofland, L.H. (1991): History, the City and the Interactionist: Anselm Strauss, City Imaginary and Urban Sociology. In: *Symbolic Interaction* 14 (2), S. 205-223.
- Luhmann, N. (1993): Arbeitsteilung und Moral. Durkheims Theorie. In: Durkheim, E. (Orig. 1893): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt a.M., S. 19-38.
- Lüthi, S. et al. (2013): The Relational Geography of the Knowledge Economy in Germany: On Functional Urban Hierarchies and Localised Value Chain Systems. In: *Urban Studies* 50 (2), S. 276-293.
- Lutz, H./Wenning, N. (2001): Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten. In: Dies. (Hg.): *Unterschiedlich verschieden: Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen, S. 11-24.
- Lyman, S.M. (1992): *Militarism, Imperialism, and Racial Accommodation. An Analysis and Interpretation of the Early Writings of Robert E. Park*. Fayetteville.
- Lyotard, J.-F. (1979): *La condition postmoderne*. Paris.
- Mackensen, R. et al. (1959): *Daseinsformen der Großstadt. Typische Formen sozialer Existenz in Stadtmitte, Vorstadt und Gürtel der industriellen Großstadt*. Tübingen.
- Madge, J. (1963): *The Origins of Scientific Sociology*. London.
- Makropoulos, M. (1988): Der Mann auf der Grenze. Robert Ezra Park und die Chancen einer heterogenen Gesellschaft. In: *Freibeuter* 35, S. 8-22.
- Malpas, J. (2012): Putting Space in Place: Philosophical Topography and Relational Geography. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 30 (2), S. 226-242.
- Mann, T./Walter, P. (Hg.) (1960, Orig. 1926): *Lübeck als geistige Lebensform*. Frankfurt a.M.
- Mannheim, K. (1980): *Strukturen des Denkens*. Frankfurt a.M.

-
- (1985, Orig. 1929): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt a.M.
- Massey, D. (2005): *For Space*. London.
- (1999): *Power-Geometries and the Politics of Space-Time*. Hettner-Lecture 1998. Heidelberg.
- (1996): *Masculinity, Dualisms and High Technology*. In: Duncan, N. (Hg.): *BodySpace*. New York/London, S. 109-126.
- (1984): *Spatial Divisions of Labour: Social Structures and the Geography of Production*. London/Basingstoke.
- Mathes, B. (2001): *Verhandlungen mit Faust. Geschlechterverhältnisse in der Kultur der Frühen Neuzeit*. Königstein.
- (2012): *Teutonic Shifts, Jewish Voids. Remembering the Holocaust in post-Wall Germany*. *Third Text* 26 (2), S. 165-175.
- Matthiesen, U. (1994): *Standbein – Spielbein. Deutungsmusteranalysen im Spannungsfeld von objektiver Hermeneutik und Sozialphänomenologie*. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hg.) (1994): *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*. Frankfurt a.M., S. 73-113.
- (2008): *Eigenlogik städtischer Wissenslandschaften. Zur Koevolutionsdynamik von Stadt- und Wissensentwicklungen in urbanen KnowledgeScapes*. In: Berking, H./Löw, M. (Hg.): *Eigenlogik der Städte*, S. 95-152.
- Maier, C.S. (2000): *Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era*. In: *American Historical Review* 105 (3), S. 807-831.
- Mau, S. (2007): *Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten*. Frankfurt a.M./New York.
- Mayer, M. (1990): *Lokale Politik in der unternehmerischen Stadt*. In: Borst, R. et al. (Hg.): *Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte*. Basel/Boston/Berlin, S. 190-208.
- Mayntz, R. (Hg.) (1983): *Implementation politischer Programme II – Ansätze zur Theoriebildung*. Opladen.
- (Hg.) (1980): *Implementation politischer Programme. Empirische Forschungsberichte*. Königstein.
- (1958): *Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Eine soziologische Untersuchung der Stadt Euskirchen*. Stuttgart.

- McFarlane, C. (2011): *Learning the City: Knowledge and Translocal Assemblage*. Chichester.
- Mecheril, P. (2009): *Politik der Unreinheit. Ein Essay über Hybridität*. Wien.
- Mignolo, W. (2000): *Local Histories/Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking*. Princeton.
- Mitrovic, E. (2002): *Frauenarbeitsplatz Prostitution. Arbeitsbedingungen in einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor*. In: *Forum Wissenschaft* 1 (2), S. 70-73.
- Moebius, S. (2009): *Kultur*. Bielefeld.
- Mol, A./Law, J. (1994): *Regions, Networks and Fluids: Anaemia and Social Topology*. In: *Social Studies of Science* 24 (4), S. 641-671.
- Molloy, C. (1992): *Hurenalltag. Sperrgebiet – Stigma – Selbsthilfe. Materialien zur Sozialarbeit und Sozialpolitik: Band 34*. Frankfurt a.M.
- Mondada, L. (2009): *Emergent focused interactions in public places: A systematic analysis of the multimodal achievement of a common interactional space*. In: *Journal of Pragmatics* 41 (10), S. 1977-1997.
- Morley, D. (1997): *Where the Global meets the Local: Aufzeichnungen aus dem Wohnzimmer*. 23.09. www.montage-av.de/pdf/06_01_1997/06_01_1997_David_Morley_Where_the_Global_Meets_the_Local.pdf (zuletzt abgerufen am 20.06.2018).
- Muchow, M./Muchow, H.H. (1935): *Der Lebensraum des Großstadtkindes*. Hamburg.
- Münkler, H./Fischer, K. (2002): *Einleitung*. In: Dies. (Hg.): *Gemeinwohl und Gemeinsinn im Recht. Konkretisierung und Realisierung öffentlicher Interessen*. Berlin, S. 9-23.
- Münzer, S. (2012): *Inter-individuelle Unterschiede beim räumlichen Orientierungslernen mit dynamischen Visualisierungen*. In: Hüttermann, A. et al. (Hg.): *Räumliche Orientierung. Räumliche Orientierung, Karten und Geoinformation im Unterricht*. Braunschweig.
- Münzer, S. et al. (2006): *Computer-assisted navigation and the acquisition of route and survey knowledge*. In: *Journal of Environmental Psychology* 26, S. 300-308.
- Myers, G. (2006): *»Where are you from?«: Identifying place*. In: *Journal of Sociolinguistics* 10 (3), S. 320-343.
- Nassehi, A. (2012): *Der Ausnahmezustand als Normalfall. Modernität als Krise*. In: Nassehi, A. (Hg.): *Kursbuch Nr. 170. Krisen lieben*. Hamburg, S. 34-49.

- Nagel, A.-K. (2012): Vielfältige Verunsicherung in der Mittelschicht – eine Herausforderung für sozialen Zusammenhalt? In Pries, L. (Hg.): Zusammenhalt durch Vielfalt? Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert. Wiesbaden, S. 233-249.
- Neckel, S. (1997): Zwischen Robert E. Park und Pierre Bourdieu. Eine dritte »Chicagoer Schule«? Soziologische Perspektiven einer amerikanischen Forschungstradition. In: Soziale Welt 48 (1), S. 71-84.
- Nelissen, N.J.M. (1973): Robert Ezra Park (1864-1944). Ein Beitrag zur Geschichte der Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 25 (3), S. 515-529.
- Newton I. (1988, Orig. 1687): Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie. Hamburg.
- Noller, P. (2000): Globalisierung, Raum und Gesellschaft: Elemente einer modernen Soziologie des Raumes. In: Berliner Zeitschrift für Soziologie 10 (1): S. 21-47.
- Noller, P./Ronneberger K. (1995): Die neue Dienstleistungsgesellschaft. Berufsmilieus in Frankfurt a.M. Frankfurt a.M./New York.
- Noller, P./Pettersson, N.P. (2007, Orig. 2003): Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen. 4. Auflage. München.
- Osterhammel, J. (2000): Raumbeziehungen, internationale Geschichte, Geopolitik und historische Geographie. In: Loth, W. und Osterhammel, J. (Hg.): Internationale Geschichte. Themen – Ereignisse – Ausichten. München, S. 287-308.
- Otte, G. (2010): »Klassenkultur« und »Individualisierung« als soziologische Mythen? Ein Zeitvergleich des Musikgeschmacks Jugendlicher in Deutschland, 1955-2004. In: Berger, P./Hitzler, R. (Hg.): Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »jenseits von Stand und Klasse«? Wiesbaden, S. 73-95.
- Pape, S./Rössel, J./Solga, H. (2008): Die visuelle Wahrnehmbarkeit sozialer Ungleichheit. Eine alternative Methode zur Untersuchung der Entkopplungsthese. Zeitschrift für Soziologie 37 (1), S. 25-41.
- Park, R.E. (1992, Orig. 1900): The German Army: The Most Perfect Military Organization in the World. In: Lyman, S.M.: Militarism, Imperialism, and Racial Accomodation. An Analysis and Interpretation of the Early Writings of Robert E. Park. Fayetteville, S. 179-189.
- (1974, Orig. 1925): Die Stadt als räumliche Struktur und als sittliche Ordnung. In: Atteslander, P./Hamm, B. (Hg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Köln, S. 90-100.

- (1967a, Orig. 1925): *The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*. In: Park, R. E./Burgess, E.W./McKenzie, R.D.: *The City*. Chicago, S. 1-46.
- (1967b): *On Social Control and Collective Behavior*. Chicago und London.
- (1950a): *Race and Culture*. Glencoe/Illinois.
- (1950b, Orig. 1928): *Human Migration and the Marginal Man*. In: Ders.: *Race and Culture*. Glencoe/Illinois, S. 345-356.
- (1904): *Masse und Publikum. Eine methodologische und soziologische Untersuchung*. Inaugural-Disseration an der Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg. Bern.
- Park, R.E./Burgess, E.W. (1921): *Introduction to the Science of Sociology*. Chicago.
- Park, R.E./Burgess, E.W./McKenzie, R.D. (1925): *The City: Suggestions for the Study of Human Nature in the Urban Environment*. Chicago.
- Petzoldt, J. (1924): *Das Weltproblem vom Standpunkt des relativistischen Positivismus aus*. Leipzig/Berlin.
- Pfeil, E. (1955): *Das Großstadtkind*. Stuttgart.
- Piaget, J./Inhelder, B. (1975, Orig. 1947) *Die Entwicklung des räumlichen Denkens beim Kinde*. Stuttgart.
- Pierre, J. (2005): *Comparative Urban Governance. Uncovering Complex Causalities*. In: *Urban Affairs Review* 40 (4), S. 446-462.
- Pinho, P. (2008): *African-American Roots. Tourism in Brazil*. In: *Latin American Perspectives* 35 (3), S. 70-86.
- Polsby, N.W. (1963): *Community Power and Political Theory*. New Haven.
- Pott, A. (2011): *Die Raumordnung des Tourismus*. *Soziale Systeme* 17 (2), S. 255-276.
- Pries, L. (2012): *Erweiterter Zusammenhalt in wachsender Vielfalt*. In: Ders. (Hg.): *Zusammenhalt durch Vielfalt? Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden, S. 13-48.
- (2008): *Die Transnationalisierung der sozialen Welt: Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften*. Frankfurt a.M.
- Prigge, R./Schwarzer, T. (2006): *Großstädte zwischen Hierarchie, Wettbewerb und Kooperation*. Wiesbaden.
- Raffestin, C. (1980): *Pour une géographie du pouvoir*. Paris.
- Randeria, S. (2000): *Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie*. In: Beck, U./Kieserling, A. (Hg.): *Ortsbe-*

- stimmungen in der Soziologie. Wie die kommende Generation Gesellschaftswissenschaften betreiben will. Baden-Baden, S. 41-50.
- Raushenbush, W./Park, R.E. (1979): *Biography of a Sociologist*. Durham, N.C.
- Reckwitz, A. (2016): *Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie*. Bielefeld.
- (2012): *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Berlin.
- (2005): *Kulturelle Differenzen aus praxeologischer Perspektive. Kulturelle Globalisierung jenseits von Modernisierungstheorie und Kulturessentialismus*. In: Srubar, I. et al. (Hg.): *Kulturen vergleichen – sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*. Wiesbaden, S. 92-111.
- (2003): *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*. *Zeitschrift für Soziologie* 32, S. 282-301.
- (2000): *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist.
- Risério, A. (1981): *Carnaval Ijexá. Notas sobre afoxés e blocos do novo carnaval baiano*. Salvador.
- Robertson, R. (1998): *Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit*. In: Beck, U. (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt a.M., S. 192-220.
- Rodenstein, M. (2000): *Hochhäuser in Deutschland: Zukunft oder Ruin der Städte?* Stuttgart.
- Rosa, H. (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin.
- Rössel, J./Bromberger, K. (2009): *Strukturiert kulturelles Kapital auch den Konsum von Populärkultur?* *Zeitschrift für Soziologie* 38 (6), S. 494-512.
- Rosenberg, R. (1982): *Beyond Separate Spheres. Intellectual Roots of Modern Feminism*. New Haven/London.
- Rothfuß, E. (2007a): *Tourismus-Gentrification im Pelourinho – Urbane Deformation des historischen Stadtzentrums von Salvador de Bahia (Brasilien)*. In: Rothfuß, E./Gamerith, W. (Hg.): *Stadtwelten in den Amerikas*. Passau, S. 41-56.
- (2007b): *Der Risikodiskurs über das historische Zentrum von Salvador (Brasilien) – Eine diskursanalytische Annäherung an den Prozess der Innenstadtsanierung anhand der Presse zwischen 1967 und 2005*. In:

- Wehrhahn, R. (Hg.): Risiko und Vulnerabilität in Lateinamerika. Kiel, S. 232-255.
- Rothmann, L. (2018): Asthetik der Städte. Dissertation an der TU Berlin. (Publikation in Vorbereitung).
- Sassen, S. (1996): Metropolen des Weltmarkts. Die neue Rolle der Global Cities. Frankfurt a.M./New York.
- Saunders, P. (1987): Soziologie der Stadt. Frankfurt a.M.
- Schaeber, P. (2006): Von den Flechtfrisuren der Blocos Afros zu Dreadlocks im Hörsaal – die Bedeutung kultureller Bewegungen für das moderne Brasilien. In: Kühn, T./Souza, J. (Hg.): Das moderne Brasilien. Gesellschaft, Politik und Kultur in der Peripherie des Westens. Wiesbaden, S. 320-339.
- Scharpf, F.W. (1992): Die Handlungsfähigkeit des Staates am Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts. In: Kohler-Koch, B. (Hg.): Staat und Demokratie in Europa. 18. wissenschaftlicher Kongress der Deutschen Vereinigung für politische Wissenschaft. Opladen, S. 93-115.
- Schatzki, T. (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social. Cambridge.
- Scheler, M. (1926): Die Wissensformen und die Gesellschaft. Leipzig.
- Schnell, R./Köhler, U. (1998): Eine empirische Untersuchung einer Individualisierungshypothese am Beispiel der Parteipräferenz von 1953-1992. In: Friedrichs, J. (Hg.): Die Individualisierungs-These. Opladen, S. 221-247.
- Schregel, S. (2011): Der Atomkrieg vor der Wohnungstür. Eine Politikgeschichte der neuen Friedensbewegung in der Bundesrepublik 1970-1985. Frankfurt a.M./New York.
- Schridde, H. (1997): Lokale Sozialpolitik zwischen Integration und Ausgrenzung. In: Zeitschrift für Sozialreform 43 (11-12), S. 872-890.
- Schütz, A. (1991, Orig. 1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt a.M.
- Schwenken, H./Ruß-Sattar, S. (2014): New Migration and Citizenship Politics. New York u.a.
- Selle, K. (2004): Öffentliche Räume in der europäischen Stadt – Verfall und Ende oder Wandel und Belebung. Reden und Gegenreden. In: Siebel, W. (Hg.): Die europäische Stadt. Frankfurt a.M., S. 131-141.
- Sennett, R. (1977): The Fall of Public Man. New York.
- Shields, R. (2013): Spatial Questions. Cultural Topologies and Social Spatialisations. Los Angeles u.a.

-
- (1999): *Lefebvre, Love & Struggle. Spatial Dialectics*. New York.
- (1991): *Places on the Margin. Alternative Geographies Of Modernity*. London/New York.
- Siebel, W. (2004): Einleitung. Die europäische Stadt. In: Ders. (Hg.): *Die europäische Stadt*. Frankfurt a.M., S. 11-51.
- Simmel, G. (1995, Orig. 1903): *Soziologie des Raumes*. In: Georg Simmel Gesamtausgabe. Band 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Band I (hg. v. R. Kramme, A. Rammstedt, O. Rammstedt). Frankfurt a.M., S. 132-183.
- (1992, Orig. 1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Gesamtausgabe Band II (hg. v. O. Rammstedt). Frankfurt a.M.
- Simmel, G. (1957; Orig. 1903): *Die Großstädte und das Geistesleben*. In Landmann, M. (Hg.): *Brücke und Tür: Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*. Stuttgart S. 227-242.
- Simone, A. (2011): *The Politics of Urban Intersection: Materials, Affect, Bodies*. In: Bridge, G./ Watson, S. (Hg.): *The New Blackwell Companion to the City*. Oxford, S. 357-366.
- Sklair, L. (2010): *Iconic Architecture and the Culture-Ideology of Consumerism*. In: *Theory, Culture & Society* 27 (5), S. 135-159.
- Smith, N. (1984): *Uneven Development: Nature, Capital and the Production of Space*. Oxford.
- Smith, D. (1988): *The Chicago School. A Liberal Critique of Capitalism*. Houndsmills/London.
- Soja, E.W. (1989): *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*. London.
- (1996): *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-And-Imagined Places*. Malden/Oxford.
- (2000): *Postmetropolis: Critical Studies of Cities and Regions*. Oxford.
- Souza, J. (2007): *Großstädte in Brasilien – Ungleicher Lebensalltag in der Peripherie des Westens*. In: Rothfuß, E./Gamerith, W. (Hg.): *Stadtwelten in den Amerikas*. Passau, S. 37-40.
- Steets, S. (2015): *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie*. Berlin.
- (2008): *Wir sind die Stadt. Kulturelle Netzwerke und die Konstitution städtischer Räume in Leipzig*. Frankfurt a.M.
- Stehr, N. (2000): *Die Zerbrechlichkeit moderner Gesellschaften. Die Stagnation der Macht und die Chancen des Individuums*. Weilerswist.

- St. Louis, R. et al. (2008): Brasilien. Ostfildern.
- Strauss, A.L. (1967): Strategies for Discovering Urban Theory. In: Schnore, L.F./Fagin, H. (Hg.): Urban Research and Policy Planning. Beverly Hills, S. 79-98.
- (1961): Images of the American City. New York.
- Sturm, G. (2000): Wege zum Raum: methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften. Opladen.
- Taft, J. (1921): Mental Hygiene Problems of Normal Adolescence. In: Annals of the American Academy of Political and Social Science, November-Heft, S. 61-67.
- Taubald, H. (2007): Brasilien. Ostfildern.
- Thaa, W. (2009): Das ungelöste Inklusionsproblem in den partizipatorischen Neubewertungen politischer Repräsentation. In: Ders./Linden, M. (Hg.): Die politische Repräsentation von Fremden und Armen. Baden-Baden, S. 61-78.
- Thomas, W.I.: (1925): The Unadjusted Girl: with Cases and Standpoint for Behavior Analysis. Boston.
- (1907a): Sex and Society. Studies in the Social Psychology of Sex. Chicago.
- (Hg.) (1907b): Source Book of Social Origins. Boston.
- Thomas, W.I./Znanięcki, F. (1918-1920): The Polish Peasant in Europe and America. Monograph of an Immigrant Group. Boston.
- (1920): The Polish Peasant in Europe and America. Monograph of an Immigrant Group. Volume IV: Disorganization and Reorganization in Poland. Boston.
- Thrasher, F.M. (1936, Orig. 1927): The Gang. A Study of 1,313 Gangs in Chicago. Chicago.
- Tillmann, A./Hugger, K.-U. (2014): Mediatisierte Kindheit. Aufwachsen in mediatisierten Lebenswelten. In: Dies./Fleischer, S. (Hg.): Handbuch Kinder und Medien. Digitale Kultur und Kommunikation I. Wiesbaden, S. 31-40.
- Tugendhat, E. (1967): Der Wahrheitsbegriff bei Husserl und Heidegger. Berlin
- Twickel, C. (2010): Gentrifidingsbums oder Eine Stadt für alle. Hamburg.
- Urry, J. (2007): Mobilities. Cambridge.
- (1991): Time and Space in Giddens' Social Theory. In: Bryant, C.G.A./Jary, D. (Hg.): Giddens' Theory of Structuration. A Critical Appreciation. London, S. 160-175.

- Vargas Llosa, M. (1987): *Der Krieg am Ende der Welt*. Frankfurt a.M.
- Vinken, G. (2016): *Im Namen der Altstadt. Stadtplanung zwischen Modernisierung und Identitätspolitik. Einführung in eine wechselhafte Geschichte*. In: Enss, C.M./Vinken, G. (Hg.): *Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege*. Bielefeld 2016, S. 9-26.
- (2010): *Sonderzone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*. Berlin.
- Vobruba, G. (1994): *Gemeinschaft ohne Moral. Theorie und Empirie moralfreier Gemeinschaftskonstruktionen*. Wien.
- Wallerstein, I.M. (1974): *The Modern World-System I: Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*. New York.
- Wacquant, L.J.D. (1996): *Auf dem Wege zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus*. In: Ders./Bourdieu, P. (Hg.): *Reflexive Anthropologie*, S. 17-93.
- (1995a): *Pugs at Work: Bodily Capital and Bodily Labour Among Professional Boxers*. In: *Body & Society* 1, S. 65-93.
- (1995b): *The Pugilistic Point of View: How Boxers Think and Feel about their Trade*. In: *Theory and Society* 24, S. 489-535.
- Weber, M. (2010, Orig. 1904/1905): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. München.
- (1980, Orig. 1921): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen.
- Weigel, S. (1990): *Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*. Reinbek.
- Werlen, B. (1997): *Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie*. 3. Auflage. Stuttgart.
- (2000): *Sozialgeographie: eine Einführung*. Bern u.a.
- Wex, C. (1998): *Lefebvres Raum – Körper, Macht und Raumproduktion*. In: Fecht, T./Kamper, D. (Hg.): *Umzug ins Offene. Vier Versuche über den Raum*. Wien/New York, S. 32-40.
- Weidenhaus, G. (2015): *Soziale Raumzeit*. Berlin.
- Wiegand, F. (2013): *David Harveys urbane Politische Ökonomie*. In: *Emanzipation*, 3 (2), S. 35-56
- Wohl, R.R./Strauss, A.L. (1958): *Symbolic Representation in the Urban Milieu*. In: *American Journal of Sociology* 63 (5), S. 523-532.
- Yiftachel, O. (1998): *Planning and social control: Exploring the ›dark side‹*. In: *Journal of Planning Literature* 12 (2), S. 395-406.

- Young, I.M. (1997): Deferring Group Representation. In: Shapiro, I./Kymlicka, W. (Hg.): *Ethnicity and Group Rights*. New York, S. 349-376.
- (1980): Throwing like a Girl. A Phenomenology of Feminine Body Comportment Motility and Spatiality. In: *Human Studies* (3), S. 137-156.
- Zeicher, H.J./Zeicher, H. (1994): *Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern*. Weinheim u.a.
- Zieleniec, A. (1997): *Space and Social Theory*. London.
- Zimmermann, K. (2008): Eigenlogik der Städte – eine politikwissenschaftliche Sicht. In: Berking, H./Löw, M. (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte*, S. 207-230.
- Zoll, R. (1972): Von der Sozialkritik zur Sozialtechnik – die historische Dimension. In: Ders.: *Gemeinde als Alibi. Materialien zur politischen Soziologie der Gemeinde*. München, S. 17-57.
- Zorbaugh, H.W. (1929): *Gold Coast and Slum. A Sociological Study of Chicago's Near North Side*. Chicago.

Quellennachweise

Kapitel 2

Löw, Martina (2007): Zwischen Handeln und Struktur. Grundlagen einer Soziologie des Raums. In: Fabian Kessler, Hans-Uwe Otto (Hg.). Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 81-100.

Kapitel 4

Löw, Martina (2013): Vielfalt und Repräsentation. Über den Bedeutungsverlust der symbolischen Mitte. In: Soziologie. Jg. 42., Heft 1, S. 29-41.

Kapitel 5

Löw, Martina (2016): Kommunikation über Raum. Methodologische Überlegungen zur Analyse der Konstitution von Räumen. In: Christmann, G. (Hg.): Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen. Theorie und Praxis der Diskursforschung. Springer VS, Wiesbaden.

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016. With permission of Springer.

Kapitel 6

Löw, Martina (2006): Blickfänge: Räumlich-geschlechtliche Inszenierungen am Beispiel der Prostitution. In: Helmuth Berking (Hg.). Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt am Main: Campus. 2006. S. 181-198.

Kapitel 7

Löw, Martina (2001): Gemeindestudien heute: Sozialforschung in der Tradition der Chicagoer Schule? In: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung. 1/2001. S. 111-131.

Kapitel 8

Löw Martina (2011): Städte als sich unterscheidende Erfahrungsräume. In: Herrmann H., Keller C., Neef R., Ruhne R. (Hg.): Die Besonderheit des Städtischen. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

© VS Verlag für Sozialwissenschaften – Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011. With permission of Springer.

Kapitel 9

Löw, Martina (2010): Schwarzsein als kollektive Praxis in Salvador de Bahia – Stadtsoziologie aus kulturtheoretischer Perspektive. IN: Sybille Frank, Jochen Schwenk (Hg.): Turn Over. Cultural Turns in der Soziologie. Frankfurt am Main. Campus Verlag. S. 137-157.

Soziologie



Sighard Neckel, Natalia Besedovsky, Moritz Boddenberg,
Martina Hasenfratz, Sarah Miriam Pritz, Timo Wiegand
Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit
Umriss eines Forschungsprogramms

Januar 2018, 150 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-4194-3
E-Book kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-4194-7
EPUB: ISBN 978-3-7328-4194-3



Sabine Hark, Paula-Irene Villa
Unterscheiden und herrschen
Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen
von Rassismus, Sexismus und Feminismus
in der Gegenwart

2017, 176 S., kart.
19,99 € (DE), 978-3-8376-3653-6
E-Book
PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3653-0
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-3653-6



Anna Henkel (Hg.)
10 Minuten Soziologie: Materialität

Juni 2018, 122 S., kart.
15,99 € (DE), 978-3-8376-4073-1
E-Book: 13,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4073-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Robert Seyfert, Jonathan Roberge (Hg.)

Algorithmuskulturen

Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit

2017, 242 S., kart., Abb.

29,99 € (DE), 978-3-8376-3800-4

E-Book kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-3800-8

EPUB: ISBN 978-3-7328-3800-4



Andreas Reckwitz

Kreativität und soziale Praxis

Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie

2016, 314 S., kart.

29,99 € (DE), 978-3-8376-3345-0

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3345-4



Ilker Ataç, Gerda Heck, Sabine Hess, Zeynep Kasli,
Philipp Ratfisch, Cavidan Soykan, Bediz Yılmaz (eds.)

movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies

Vol. 3, Issue 2/2017:

Turkey's Changing Migration Regime
and its Global and Regional Dynamics

2017, 230 p., pb.

24,99 € (DE), 978-3-8376-3719-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**